THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

5013
AARAU

923.2494
H36 K

Landammann und Bundespräsident

Dr. J. Heer.

Lebensbild eines republikanischen Staatsmannes

von

Gottfried Heer,
Mitglied der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft.

Zürich
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß
1885.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorwort.

„Die Wogen des Lebens schlagen rasch zusammen über den Wohnstätten der Todten und bald pflegen diejenigen vergessen zu sein, die das Auge der Lebendigen nicht mehr sieht. Wenn es einen gegeben hat, der es verdiente, daß ihm das schweizerische, daß ihm in erster Linie sein Glarnervolk ein langes und dankbares Andenken bewahre, so ist es J. J. Blumer gewesen. Der Ruhm, der seine Stirne umstrahlt hat — als Richter, als Staatsmann, als Mann der Wissenschaft — verbürgt seinem Namen eine bleibende Stelle unter den bedeutenden Männern der Nation, deren Gedächtniß die Geschichte aufbewahrt; gegenüber seinem Volke aber gilt ihm die uralte Verheißung: Das Andenken des Gerechten bleibet ein Segen." Mit diesen Worten schließt die Biographie, die Landammann Dr. J. Heer seinem Freund und Schwager J. J. Blumer gewidmet hat. Was er aber so mit Recht von dem für unser kantonales und eidgenössisches Rechtsleben viel verdienten Blumer gesagt hat, das dürfen wir an unserm Theile wohl unbedingt auch auf den Verfasser der eben angezogenen Erinnerungen anwenden: Wenn einer es verdient hat, daß das glarnerische und mit ihm auch das schweizerische Volk ihm ein ehrendes Andenken bewahre, so ist es der am 1. März 1879 verstorbene Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer. Diese Anerkennung ist, so weit meine Beobachtung reicht, bei seinem Hinschiede von allen Parteien gleichermaßen ausgesprochen worden.

„Seiner ganzen Naturanlage nach war Heer dazu angethan, das Gute, wo immer es sich fand, herauszugreifen, die Gegensätze zu vermitteln und die daraus resultirende Kraft zum Besten wirken zu lassen. Dabei unterstützt von persönlicher Liebenswürdigkeit und getragen von der edelsten Gesinnung mußte er sich die Herzen aller gewinnen und konnte er wohl Gegner seiner Richtung und seiner Anschauungen, nicht aber persönliche Feinde haben. So war ihm die weltgeschichtliche Mission, die er in seinem kurzen Erdenwallen zu erfüllen hatte, von selbst angewiesen und wie trefflich er sie gelöst hat, davon zeugt die Trauer über seinen Heimgang und die Anerkennung, die ihm im Leben und Tode mit einer Einmuth zu Theil wurde, wie es nicht so bald wieder einem Staatsmann vergönnt sein dürfte."

„Aufrechten Hauptes und mit fester Hand führte er als Bundespräsident das Steuer unsers Staatsschiffleins. Er opferte seine besten Kräfte dem Vaterland, dann sank er müde unter der Last zusammen, zu spät, um die erschöpften Kräfte sich wieder erholen zu sehen. Ein edles Herz hat aufgehört zu schlagen; der besten schweizerischen Staatsmänner Einer ist nicht mehr unter den Lebenden; der unvergeßliche Landammann gehört seinem Volke nur noch in der Erinnerung an; aber sein Andenken bleibt im Segen, und mit Hamlet spreche ich:

„Es war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seines Gleichen sehen."

So hat bei seinem Hinschied durch den Mund des damaligen Nationalrathspräsidenten Dr. Römer das Zentrum, diejenige Parteigruppe in der Bundesversammlung, der Heer am nächsten stand, sich ausgesprochen. Aber auch seine politischen Gegner von rechts und von links haben mit der entschiedensten Anerkennung über seine Verdienste sich ausgesprochen. So sagt Nationalrath Dr. Segesser in seiner Sammlung kleiner Schriften (III, Vorwort): „Das Glück unsers Landes war, daß aus den Wahlen des Jahres 1875 und aus einer Bundesversammlung, die in

großer Mehrheit jener Strömung (eines auflösenden Radikalismus und weitgehender Zentralisation) folgte, doch ein Bundesrath hervorging, in welchem die erhaltenden Tendenzen einen angemessenen Ausdruck fanden. Mit dem allgemeinsten Zutrauen war Dr. Heer in diesen Bundesrath berufen worden, ein Mann, der Festigkeit und Milde in seltenem Maße vereinigte und durch ungewöhnliche Geistesgaben nicht minder, als durch Biederkeit und Wohlwollen allen imponirte, mehr ein Mittelpunkt, an welchem entgegengesetzte Strömungen ihre richtige Schranke fanden, denn eine Spitze, in welche eine derselben ausgelaufen wäre."

Und nicht weniger anerkennend spricht sich der „Bund" (1879, Nro. 69) aus: „Ausgestattet mit einer eminenten Rednergabe, welche durch ein bestechendes Organ noch wirksam unterstützt wurde, übte er Jahre lang im Rathe der Nation einen fast dominirenden Einfluß aus. Seine einfache, krystallhelle Argumentation verfehlte selten einen durchschlagenden Eindruck. Sein gediegenes und maßvolles Wort fand stets vollen Anklang und führte manche Frage auf die Bahn freundeidgenössischer Verständigung. Das Wirken Dr. Heer's im Rathssaal war ein wesentlich vermittelndes, conciliatorisches. Seiner feinen, hochgebildeten Natur war jede Härte und Schroffheit antipathisch; niemals aber vermittelte er auf Kosten seiner Grundsätze; in Prinzipienfragen kannte er keine Halbheit, keine Verschwommenheit. So oft der Glarner Landammann in eine parlamentarische Debatte eingriff, war die ganze Versammlung Aug' und Ohr; Freunde und Gegner lauschten mit gleicher Spannung dem Redner, der die kühlste Abwägung aller Verhältnisse mit sprühender Lebendigkeit zu verbinden wußte."

Wenn ich an dieser Stelle nur noch an seine diplomatischen Missionen in Stuttgart (1865) und in Berlin (1867 und 1868), sowie an seine treffliche Präsidialleitung im Nationalrath (1863 und 1869/70) und an seine rastlose Thätigkeit als Bundesrath (1876 bis 1878) und als Bundespräsident (1877) erinnere, so darf ich es aussprechen, ohne daß ich Widerspruch zu fürchten

habe, und ohne mich einer Uebertreibung, wie sie in Nekrologen etwa üblich sind, schuldig zu machen: Landammann Heer hat in einem Maße, wie es wenigen gegeben ist, in allen Gauen des schweizerischen Vaterlandes und bei allen Parteien Vertrauen und Liebe sich erworben und hat durch seinen aufrichtigen Patriotismus und seinen Sinn für Recht und Gerechtigkeit dieses allgemeinen Vertrauens sich werth gemacht.

Wenn aber so das ganze Schweizervolk sein Andenken mit Recht ehrt, so ist es doch das Volk von Glarus, das er sich zum voraus zu Dank und Anhänglichkeit verpflichtet hat. Während 18 Jahren hat Heer an der Spitze unsers kleinen Gemeinwesens gestanden und ihm den größten Theil seiner Zeit und seiner Kraft gewidmet. So viele Ehren auch in Bern ihm zu Theil geworden, so glänzende Aussichten ihm auch in Berlin eröffnet wurden, auch von Bern und Berlin zieht es ihn immer wieder nach Hause, und so warm und treu sein Herz für's ganze schweizerische Vaterland geschlagen, auch als Bundesrath und Bundespräsident hat sein Herz doch zum voraus an dem Ort gehangen, der seine Heimat, sein „engeres Vaterland" gewesen, an seinem Glarus und seinem Volk von Glarus.

In einem Briefe vom 10. März 1876, in welchem er den Unterschied zwischen sich und einem seiner Kollegen bespricht, schreibt er: „Ich bin überzeugt, daß er schon in jungen, jedenfalls in mittlern Jahren mit dem größten Vergnügen den heimischen Staub von den Füßen geschüttelt hätte. Ich dagegen war (und bin noch heute) ein Glarner von der Scheitel bis zur Zehe, mit allen Fasern meines Daseins an dieses Ländchen und Völkchen angeschlossen, und ich kann 10 Jahre hier und wo immer sein, immer werde ich mit der wahrsten Wahrheit sagen und singen können:

My heart's in the highlands,
My heart is not here, *

---

* Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier.

und wenn ich nach Glarus komme, werde ich im innersten Herzen immer die Empfindung haben, daß es eigentlich so schön und so gut nirgends sei, wie dort. Es ist das eine Beschränktheit, die ich als solche gar wohl empfinde, die ich aber nicht von mir abthun kann und deren ich mich auch nicht schäme."

Er hatte recht, dieser Anhänglichkeit gegen sein Land und Volk sich nicht zu schämen; sie ist es vielmehr, die ihn zierte und die ihn uns um das lieber machte. Auch da, wo wir nicht seiner Ansicht waren, wo wir nicht mit ihm übereinstimmten, spürten wir es wohl: Er hatte unser Volk lieb, und darum hatten wir ihn auch wieder lieb; deßhalb können und wollen wir ihn auch nicht vergessen.

Deßhalb ist denn auch bald nach seinem Hinschied der Gedanke hin und her besprochen worden, daß die Erinnerung an Landammann Heer durch eine seiner würdige Biographie festgehalten werden sollte. Wenn damals schon auch an den Verfasser der vorliegenden Arbeit die Frage gestellt wurde, ob er nicht diese Aufgabe übernehmen wollte, so glaubte ich damals diese Frage ablehnend bescheiden zu müssen, weil ich hoffte, daß eine berufenere Feder, irgend einer der Männer, die dem Verstorbenen im Leben näher gestanden, jene Arbeit übernehmen würde. Nachdem aber unterdessen 5 Jahre dahingegangen waren, ohne daß diese Erwartung sich erfüllte, hielt ich mich für verpflichtet, auf den mir gestellten Antrag einzugehen, als anfangs dieses Jahres dieselbe Frage zum zweiten Male an mich gelangte. Schon sind ja in diesen 5 Jahren etliche derer, die mit Heer in den kantonalen und eidgenössischen Räthen gesessen und bei der Ausführung eines solchen Nachrufes hätten mitwirken können, dahingegangen. Je länger wir daher warten würden, desto schwerer müßte es sein, das geeignete zweckdienliche Material zusammenzubringen. In Ermangelung eines andern, bessern Biographen sei es aus eben diesen Gründen mir gestattet, als solcher aufzutreten.

Mit verdankenswerther Zuvorkommenheit sind mir zum voraus von Heer's nächsten Angehörigen, dann aber auch von mehrern

seiner langjährigen Freunde und Mitarbeiter (Oberst Trümpi, Rathsherr Hefti, Pfr. Zweifel in Neuenstadt, Professor König, Rathsherr K. Sarasin und Nationalrath Dr. Römer) Briefe und Tagebücher zur Verfügung gestellt worden. Dabei hat sich allerdings auch hier, wie in allen unsern glarnergeschichtlichen Untersuchungen, der Brand von Glarus, der so viel werthvolles Material in Staub und Asche verwandelte, geltend gemacht, und datiren die meisten der mir übergebenen Aktenstücke erst seit 1861. Ich werde eben darum in der Berichterstattung über die frühere Periode — vor dem Brande — öfters Briefe einschieben, die zum Theil viel spätern Datums sind, in denen er aber uns seine Erinnerungen an jene vergangenen Tage zum Besten gibt.

Indem ich allen denen, die bei meiner Arbeit durch ihre schriftlichen oder mündlichen Mittheilungen mich unterstützten *, meinen besten Dank sage, gedenke ich in den vorliegenden Blättern keinen Panegyrikus — keine unwahre Lobrede — anzuheben. Gerade wie ich Heer aus seinen Briefen und Tagebüchern kennen gelernt habe, würde er selbst mich am meisten tadeln, wo ich das thun wollte. Der Einblick in diese Originalakten hat mich als einen sehr hervortretenden Charakterzug Heer's seine große Bescheidenheit kennen gelernt. Wir alle hielten z. B. Heer für einen Staatsmann „von Gottes Gnaden", und ohne Zweifel war er es. Nur für ihn selbst gab es Stunden, wo er daran zweifelte, ob er auch wirklich als Staatsmann am rechten Orte sei und ob er nicht besser thäte, einen andern Beruf zu ergreifen, sofern ihm wenigstens anderwärtig sich ein tüchtiges Arbeitsfeld öffnen würde. Und ebenso ist er in mehr als einer Altjahrsbetrachtung mit seinen Schwächen ganz erbarmungslos ins Gericht gegangen. Ich will es schon gestehen: Gerade diese Bescheidenheit, diese Aufrichtigkeit gegen sich selbst, wie sie sich in diesen Briefen und Tagebüchern enthüllte, hat ihn mir nur um das lieber gemacht; denn das sind

---

* Leider gingen mir von mehrern Seiten bezügliche Mittheilungen zu spät ein, um sie für die schon im Drucke befindliche Arbeit noch benutzen zu können.

die vollen Aehren, die ihre Köpfe beugen, während die hohlen sie stolz emportragen. Daß also über meiner Arbeit die Anhänglichkeit, die unser Glarnervolk seinem Landammann zollte, bei mir noch gesteigert worden ist, will ich zum voraus bekennen. Dagegen würde ich, wie ich mir sagen mußte, gegen sein Andenken sündigen, wollte ich in unwahrer Weise sein Bild ausschmücken.

Wie ich aber so mich nicht zum Panegyriker berufen fühle, ebensowenig zum Kritiker, der Heer's Ansichten nach dem Maße seiner eigenen politischen oder religiösen Anschauungen bemißt. Ich denke vielmehr in einfachster Weise wiederzugeben, was mir aus den in meine Hände gelangten Aktenstücken entgegengetreten. So weit solches möglich ist, werde ich am liebsten ihn selbst reden und erzählen lassen; muß doch das, was unsereiner nothwendiger Weise dazu thun und zwischenein fügen muß, leidig genug abstechen gegen den edlen, fesselnden Styl, der aus Heer's eigenen Aufzeichnungen uns entgegentritt.

Manche Leser werden vielleicht finden, daß die Jugendzeit Heer's und die Jahre seines ersten öffentlichen Auftretens verhältnißmäßig ausführlicher behandelt seien, als die spätere Zeit seiner vollen amtlichen Thätigkeit. Es dürfte dieser Vorwurf auch in der That nicht ganz unbegründet sein. Erst während des Druckes wurde ich gewahr, wie sehr mir meine Arbeit angeschwollen, und doch drang — nicht ohne Grund — der Verleger darauf, daß das Buch nicht zu dick werde, damit nicht sein Preis für viele ein Hinderniß werde, es anzuschaffen. In Folge dieser Erwägung mußten dann mehrere der in Aussicht genommenen und zum Theil auch schon ausgearbeiteten Kapitel („Predigerfest und Synode"; „Escherfest"; „Tonhallekrawall in Zürich"; „soziale Frage"; „Thätigkeit für die Heimatgemeinde") fallen gelassen werden. Aus denselben und andern Gründen blieb auch das geplante Schlußkapitel „Zur Charakteristik Heer's" weg.

Ich füge noch bei, daß ich nach dem mit dem Verleger verabredeten Plane, falls gegenwärtige Arbeit die von letzterm erwartete Aufnahme findet, beabsichtige, der vorliegenden Biographie

in kürzester Frist eine Sammlung von Reden, Gutachten und amtlichen Berichten aus Heer's Feder folgen zu lassen. Heer war anerkanntermaßen ein so ausgezeichneter Redner, daß es nach meinem Dafürhalten schade wäre, wenn nicht einige dieser Musterwerke, die er gesprochen und geschrieben, der Flut der rasch vorüberziehenden Tagesprodukte enthoben und, zu einem mäßigen Bändchen zusammengefügt, als Vorbilder und Muster staatsmännischer Beredsamkeit einem weitern Kreise zugänglich gemacht würden.

Betschwanden, den 25. August 1884

Gottfried Heer.

1. Im Elternhause.

Joachim Heer war geboren am 25. September 1825 als das jüngste Kind des damaligen Landeshauptmannes und spätern Landammanns Kosmus Heer von Glarus und seiner Ehegattin Dorothea geb. Schindler. Durch seine Vorfahren väterlicherseits war ihm die staatsmännische Laufbahn vorgezeichnet. Schon sein Urgroßvater Kosmus Heer (geb. 1727, gest. 1791) hatte die Würde eines glarnerischen Landammanns bekleidet (1771—74); sein Großvater Joachim, dessen Namen nach altem gutem Glarnerbrauch sein Enkel in der Taufe anzunehmen hatte, war während der Helvetik Regierungsstatthalter des Kantons Linth gewesen, und sein Großoheim, Niklaus Heer, war nach dem Tode seines Bruders Joachim gleichfalls Regierungsstatthalter und hat dabei manches beigetragen, um den Druck der damaligen harten Zeiten für unser Ländchen zu mildern; obschon Repräsentant der den Glarnern verhaßten helvetischen Regierung hat er es verstanden, die Liebe und Hochachtung seiner Landsleute in so hohem Grade zu gewinnen, daß diese ihn nach dem Sturze der Helvetik zu ihrem Landammann erkoren. Diese letztere Würde aber bekleidete Niklaus Heer während 18 Jahren (1803—1821) — gerade ebensolang, wie nachher sein Großneffe. Demselben staatsmännischen Zuge folgte dann auch der Vater unsers Joachim, Kosmus Heer, der, geboren 1790, mit 21 Jahren (1811) bereits Landmajor, 1826 aber Landstatthalter und 1828 Landammann geworden und ebenso 1824—33 den Stand Glarus auf den eidgenössischen Tagsatzungen vertreten hat, 1832/33 auch als Mitglied der Kommission für Entwerfung einer neuen Bundesverfassung thätig.

Größern Einfluß noch, als sein früh verstorbener Vater, hatte für den Knaben seine Mutter, die der Sohn in einem seiner Briefe uns mit folgenden Worten vorführt: „Sie gehörte zu den stillen, anspruchlosen Naturen, die wenig von sich reden machen und dennoch viel leisten, die, wenn auch manches Leid über sie geht, gleichwohl wenig klagen. Solche Naturen muß man daher näher kennen lernen, wenn man sie schätzen soll. Denn der erste Anblick zeigt nur die unscheinbare Schale, in welcher der edle, leuchtende Kern verborgen liegt. Was die Gute vor vielen auszeichnete, war eine seltene Tiefe des Gemüthes, ein kindlich demüthiger, religiöser Sinn und eine wahrhaft christliche, allgemeine Menschenliebe, die sich ganz

besonders in dem regen Interesse an allem, was Menschenwohl und Menschenwürde betraf, zeigte, und mit vollem Fuge konnte man von ihr sagen: nihil humani a se alienum putabat."

Sie war eine Tochter des Rathsherrn Konrad Schindler, der sich um die Hebung der Landwirthschaft in seiner Umgebung und ganz besonders, als Freund Konrad Eschers von der Linth, um die Förderung des Linthunternehmens große Verdienste erworben hat. Seine Tochter Dorothea aber hatte, nachdem sie die Schulen in Zürich besucht hatte, auch längere Zeit in der Familie des bekannten Erziehers und Menschenfreundes Fellenberg in Hofwyl verweilt, wo sie Eindrücke in sich aufnahm, die ihr für ihr ganzes Leben unverwüstlich blieben. Am 7. Juli 1815 hatte sie sich mit Landshauptmann Kosmus Heer vermählt, um 22 Jahre in glücklicher Ehe mit ihm zu verbringen. Ihrer Verbindung sind fünf Kinder entsprossen; Katharina, die wohl öfters zu erwähnende Schwester „Dydy", geboren 22. Juli 1816 († 18. März 1869); Susanna, die nachmalige Gattin von Ständerath und Bundesgerichtspräsident J. J. Blumer (geb. 17. Sept. 1820), zwei Knaben, die in zartem Alter wieder wegstarben, und endlich als jüngster, der eben darum als Stammhalter doppelt willkommen war: Joachim, „in seiner Jugend ein zartes Knäblein, weiß, wie ein Mägdelein, mit blondem, welligem Haar, der Liebling seiner Eltern, wie seiner beiden Schwestern." Bis zu seinem Eintritt in die Schule bildete das Elternhaus, wie der daran anstoßende Garten so ziemlich die Welt, in der er sich bewegte, indem es ihm nicht gestattet war, mit andern Knaben auf den Straßen und Gassen des Fleckens sich herumzutummeln. Schon weil sich ihm so mit diesem Schritte die Pforten der Welt öffneten, begrüßte er den Eintritt in die Schule aufs freudigste. In dieser eroberte er auch, vermöge seiner großen geistigen Gaben, bald das Zutrauen und die Liebe seiner Lehrer, so daß Schulmeister Peter Glarner ihn öfters zu seinem Gehülfen erkor, dem er auch die Insignien seiner Macht, Gerte und Thurmschlüssel, anvertraute, mit der Vollmacht, von denselben den ihm beliebigen Gebrauch zu machen. Diese Vizelehrerschaft gehörte nicht zu den geringsten Schulfreuden des jungen Joachim, ebenso wie der alte Schulmeister Glarner, so oft er nachher seinen vormaligen Schüler wieder sah und dieser ihn freundlich begrüßte, sich nicht wenig darauf einbildete, daß der einst zu seinen Füßen gesessen, halbwegs es sich einredend, daß er mit daran Schuld wäre, daß dieser nun ein so tüchtiger junger Mann geworden.

Im Jahr 1835 — also erst 10 Jahre alt — trat Joachim in die damals reorganisirte Sekundarschule ein und zwar sofort in die dritte Klasse! Der damalige Direktor der Schule, Spielberg, ein überaus tüchtiger Pädagoge, hatte selbst darauf gedrungen, daß er in diese Klasse eintrete,

weil er fürchtete, der langsam fortschreitende Unterricht in den untern Klassen werde der schnellen Auffassungsgabe und dem sprühenden Lerneifer des frühreifen Knaben nicht genügen. So wahr nun dieses sein mochte, so hatte es doch auch wieder die nicht weniger bedenkliche Folge, daß er dann in der obersten Klasse 4 volle Jahre verbleiben mußte, um auch so noch zu früh, erst 15 Jahre alt, ans obere Gymnasium in Zürich abzugehen. Mit Rücksicht darauf konnte er später öfters es bemerken: „Bei mir kam alles zu früh! Ich kam zu früh in die dritte Klasse, zu früh an das Gymnasium, zu früh an die Hochschule; ich bin zu früh Landstatthalter, zu früh Landammann geworden; alles zu früh!"

Im Jahr 1835 hatte Heer über die Kirchweihfeiertage seine erste größere Reise gemacht, indem er seinen Vater nach Schaffhausen begleiten durfte, wo damals seine ältere Schwester, sowie eine Cousine sich auf der Schule befanden. Zwei Jahre später, 29. August 1837, starb sein Vater an den Folgen eines Nervenfiebers, in dem Zeitpunkt, in welchem er das ihm beschwerlich gewordene Landammannamt niedergelegt und sich der Hoffnung hingegeben hatte, von nun an mehr als es bisher geschehen, der Erziehung seines Sohnes sich widmen zu können. Damit fiel denn seiner Mutter die schwere Aufgabe zu, den lebhaften Knaben allein weiter zu erziehen. „Die stille bescheidene Frau, die bisher durchaus nur in dem Willen ihres Gatten gelebt, mußte nun selbstständig die Zügel in die Hand nehmen, selbstständig leiten und entscheiden. Doch hat es sich gerade da gezeigt, welchen Schatz von Weisheit und Liebe die Tiefe ihres Wesens barg, das sie lehrte, in welcher Weise sie am besten die fehlende, natürliche Autorität ersetzen könne."

„Joachim war", erzählt seine Schwester Susanna, „in der vierten Klasse der Sekundarschule, als sein Vater starb, und allmälig mußte er natürlich innerhalb derselben gewissermaßen eine eigene Klasse bilden. Er war nicht einer derjenigen, die nur an Büchern Freude hatten, er lernte leicht und gern, machte seine Aufgaben gewissenhaft, pflegte daneben aber auch mit Vorliebe die heitere Geselligkeit mit seinen Kameraden. Unter diesen hatte er sich besonders eng an den neben ihm sitzenden Fritz Zweifel, — nachmals Pfarrer in Matt, dato in Neuenstadt, Kanton Bern — angeschlossen, der 5 Jahre älter als er, erst spät seinen Wunsch, eine weitere Ausbildung zu genießen, erfüllt sah. Von nun an ging Joachims Schulweg durch das „Sand", wo Zweifel wohnte, dem er zum Mitkommen rief und so kehrten sie auch wieder aus der Schule heim. Fritz kam jede Woche einige Mal zu Joachim, wo sie sich gemeinschaftlich fürs Lateinische und Griechische präparirten. Dieser Freundschaftsbund war für Joachim von großer und heilsamer Bedeutung: der so viel ältere Freund

mit seinem festen Willen und entschiedenen Charakter war für den jüngern Freund, dem alles so mühelos zufiel und der mehr weicher Art war, unschätzbar; es war auch nicht nur ein vorübergehendes Zusammenhalten, sondern ein Freundschaftsbund, der geblieben ist während der Studienzeit und sich bewährt hat auch durch die künftigen Zeiten, als der eine Pfarrer und der andere Landammann geworden."

Durch eben diesen Freund sind uns denn auch, da Zweifel 1839 an das Zürcher Gymnasium abging, während sein Schulgenosse noch in Glarus verblieb, die ersten schriftlichen Aufzeichnungen von Heers Hand aufbehalten. So schreibt er unterm 14. April 1839 an seinen Freund in Zürich: „Im Lateinischen und Griechischen bin ich jetzt allein, und daher habe ich den ernstlichen Vorsatz gefaßt, mich diesen beiden Sprachen ganz vorzüglich — wenn auch nicht gerade ausschließlich — zu widmen; auch nehme ich jetzt bei Hrn. Perrin einige Stunden im Italienischen mit der obern Abtheilung mit, weil es mit den alten Sprachen leicht vereinbar ist und ich für diese neue den alten nicht viel Zeit zu entziehen brauche."

Am 9. Mai schreibt er: „In der Geometrie habe ich mit der obern Abtheilung Stereometrie, und allein Kegelschnitte; in der Algebra sind wir an den Gleichungen mit 3 unbekannten Größen, in Geschichte, Deutsch und Geographie arbeite ich für mich; im Französischen mache ich den mündlichen Unterricht mit, den schriftlichen aber nicht; im Italienischen übersetzen wir aus Soave; im Griechischen immer aus der Grammatik, im Lateinischen aus dem Krebs, Ovid und Cicero; sobald ich etwa 400 Verse aus dem Ovid übersetzt haben werde, fange ich im Virgil an; jetzt bin ich am 250sten. Noch etwas Wichtiges: Herr Pfarrer Heer in Mitlödi hat sich mit meiner Mutter dahin verständiget, daß nach Pfingsten er den griechischen Unterricht übernehmen wolle, daß dann aber Herr Sträßer während der Stunden, die früher für das Griechische bestimmt waren, mir besonders Geschichte geben sollte."

Diese Privatstunden in Mitlödi sind, nach dem Urtheile seiner Schwester Susanna, Joachim in manigfacher Beziehung förderlich geworden: „erstlich durch den Unterricht selbst, dann durch den ungezwungenen Umgang mit seinem Lehrer, der in jener erregten Zeit (1839/40) auch die Tagesereignisse mit seinem Schüler besprach, und körperlich durch den günstigen Einfluß der geregelten, ausreichenden Bewegung im Freien, die der Weg nach Mitlödi mit sich brachte und die dem hoch aufgeschossenen Knaben sehr wohl gethan. Er hat später oft mit Wohlgefallen von diesen Wanderungen gesprochen, die er theils einsam, theils in Begleitung eines Mitschülers machte."

Unterm 5. Januar 1840 schreibt er: „Endlich sind jetzt auch die Erklärungen zu Ovid und Cicero fertig und Livius und Virgil begonnen; im Livius das 6. Buch, im Virgil die erste Ekloge. Ich muß sagen, ich

bewundere die schönen Verse, aber verachte die Kriecherei, mit welcher der Dichter den Augustus lobhudelt. Das erste Kapitel des genannten Buches im Livius ist etwas schwer zu übersetzen, aber die folgenden werden (ich habe nachgesehen) etwas leichter sein."

„Unter den Lehrern der Sekundarschule war es vor allem Dr. G. Sträßer, der auf den Knaben einen großen Einfluß ausübte. Sträßer war ein Mann von so reichem Geist und hoher, feiner Bildung, daß er füglich an einer höhern Lehrstufe auch an seinem Platze gewesen wäre. Sein Unterricht war mustergültig, und es war sein unausgesetztes Streben, nicht nur den Schülern Kenntnisse beizubringen, sondern veredelnd auf sie einzuwirken. In dieser Richtung benutzte er vorzüglich die sogenannten „Gedichtsstunden", und es war z. B. an Examen für alle Zuhörer ein hoher Genuß zu hören, wie er aus den behandelten Gedichten die Tiefe und Höhe, die Feinheit und die Kraft ihres poetischen Inhaltes dem Geiste vorführte, anderes Gleichartiges herbeiziehend, alles wieder anwendend und verwendend für die Förderung des Geistes und — was ihm ebenso sehr anlag — der Herzensbildung seiner Schüler."

Es ist demnach leicht begreiflich, daß Joachim, wie der größte Theil seiner Schüler, diesem Lehrer mit voller, jugendlicher Begeisterung anhing, wie auch der Lehrer an dem begabten Schüler seine Freude hatte. Auch in spätern Jahren — bis zu seinem Tode — blieb darum auch Heer mit seinem Lehrer in Briefwechsel, nachdem dieser anno 1852 durch ein Gehörleiden genöthigt worden, seine Stelle in Glarus niederzulegen, um nach Aschaffenburg überzusiedeln; und als 1867 Heer als Gesandter der Eidgenossenschaft nach Berlin ging, ließ er sich's nicht nehmen, auf der Heimreise einen bedeutenden Umweg zu machen, um seinen Sträßer in seiner Klause in Aschaffenburg aufzusuchen. Im Jahr 1873 aber schreibt er in einem Briefe an seine Schwester Susanna: „Was du mir von Frau Sch. sagst, hat mich gar nicht überrascht; denn, obgleich ich ein Dutzend Jahre älter und also von der Schulzeit weiter entfernt bin als sie, so geht es mir doch genau so wie ihr. Eine ganze Fülle von Aussprüchen, Darlegungen und Belehrungen, die damals von Sträßer ausgingen, stehen heute noch so deutlich und lebensvoll vor meinen Augen, wie wenn es gestern gewesen wäre, und es geht dies so weit, daß ich den Trefflichen mir ganz gut in Kleidung und Bewegung vorstellen kann, wie er diese und jene Bemerkung machte. Sträßer hatte eben die so seltene Begabung, mittelst seiner vollen, mächtigen Persönlichkeit auf die Schüler zu wirken, und diese prägte sich dann ihrem Gemüthe unauslöschlich ein."

Eben dieser Unterricht Sträßers fiel bei dem jungen Heer, von Haus aus eine phantasievolle, ideal angelegte Natur, auf ganz besonders frucht-

baren Boden. Wir wissen, wie er später mit Leichtigkeit und ungesucht Dichterworte, — mit Vorliebe solche von Schiller, Göthe und auch Platen — zitirte; einen Theil dieser Schätze hat er damals, als glarnerischer Sekundarschüler sich gesammelt. „Damals", schreibt er in einem Briefe vom Jahr 1865, „las ich auf der Bibliothek — freilich höchst verstohlener Weise — die Lustspiele von Molière, die Tragödien von Racine und Corneille. Es kommt jetzt noch über mich, wie eine Erinnerung der süßesten Seligkeit, wenn ich mir denke, wie ich, auf einem Haufen alter Tapeten hinter dem Fachwerk im „Gemach" neben der Bibliothek (wo ich im Sommer meine Aufgaben machte) ausgestreckt, dieser berauschenden und genußreichen Lektüre so manche Nachmittagsstunde mich hingab, während Mama sel. meinte, ich plage mich mit Latein und Griechisch. In dem jungen, heißen Kopfe des 14jährigen Knaben drehte sich ein manigfaches Geistesleben, das freilich mancherlei Läuterung bedurfte, aber doch für viel wirklich Gutes und Rechtes Anknüpfungspunkte bot."

Mit dem Jahr 1840 war der Zeitpunkt gekommen, wo der Entscheid über seine Weiterbildung gefaßt werden mußte. Daß Joachim „studiren" sollte und wollte, wie sein 6 Jahre älterer Vetter Jakob Blumer, war entschieden; es fragte sich nur, wo dieses geschehen sollte? Der appenzellische Geschichtsforscher Hans Kaspar Zellweger, der als Freund des verstorbenen Landammann Kosmus Heer um Rath gefragt wurde, empfahl die Genfer Akademie und fand dafür bei Heer's Vormund geneigtes Gehör; Freund Zweifel dagegen, der damals das Gymnasium in Zürich besuchte und zum voraus auf ein neues Zusammensein mit Heer sich gefreut hatte, suchte ihn für Limmatathen zu gewinnen. Heer antwortet ihm deßhalb unterm 26. Januar 1840: „Du hast mir Zürich und Genf in deinem Briefe auf eine für das letztere gar nicht vortheilhafte Weise gegen einander gehalten und dagegen das erstere weit über die hiesige öffentliche Meinung erhoben. Ehe ich jedoch an der Widerlegung deines Briefes beginne, muß ich dir noch sagen, daß du Unrecht hast, wenn du meinst, ich freue mich, daß ich nicht nach Zürich komme. Im Gegentheil — ich trenne mich ungern von dieser Stadt, wo ich in Gedanken schon ein halbes Jahr lebte, wo ich ferner so viele Bekannte, wo ich besonders dich habe, an den ich mich mit der innigsten Freundschaft zu ketten gedachte; wohingegen ich in Genf kein bekanntes Bein habe. Doch meine Gegenrede, begreifst du wohl, fruchtete nichts und es ziemt sich wohl, daß ich mich dem Beschluß von Leuten füge, die verdienen, daß ich mich ihnen mit frohem Zutrauen überlasse; und deßwegen will ich suchen, meinem neuen Bestimmungsorte so viel Gutes abzugewinnen, als möglich ist, und deinen Brief zu widerlegen. Was die Moralität betrifft, so halte ich dafür, man binde dieselbe viel zu sehr an

Orte: in der gewaltigsten Weltstadt, denke ich, kann der Mensch am Guten festhalten; im abgelegensten Thal dagegen Anlaß zum Bösen finden; aber da diese Lokal-Moralität doch nun so sehr die Menschen beschäftigt, so muß ich darüber sprechen: von dem zürcherischen Zustande in dieser Hinsicht kann ich natürlich auch nur nach dem Zeugnisse Anderer sprechen: Herr Landstatthalter Blumer hat davon bei der letzten Tagsatzung keine glänzende Idee heimgebracht; was Herr Zellweger und seine zwei Zürcherfreunde — beide, wie er schreibt, sehr angesehene Männer — darüber sagen, hab' ich dir schon gemeldet. Ich denke, das sind doch auch Stimmen, die man nicht überhören darf. — Jetzt von Genf, das du so stark heruntersetzest: Genf grenzt freilich an Frankreich; aber bekanntlich stehen beide in nichts weniger als freundschaftlichem Verhältnisse, und daß Frankreichs Verdorbenheit auf Genf noch wenig Einfluß gehabt hat, deß dient mir als Zeugniß, daß die französische übergroße Freisinnigkeit in Religionssachen in Genf sehr verabscheut wird, und im Gegentheil zu Genf vielmehr das Gegentheil herrscht, nämlich so große Frömmigkeit, daß sie nur zu oft in Frömmelei und Pietismus umschlägt." So philosophirte der junge Erdenbürger, der bisher in dem sichern Gehege mütterlicher Sorgfalt und genauer Ueberwachung gelebt hatte.

2. Heer's Studienzeit.

„Es ist doch ein wunderbares Ding um die Jugend! Noch dem Fünfzigjährigen ist es unmöglich, auf diese goldenen Tage des Werdens hinzublicken, ohne daß ein sonniger Schein auf seine Seele fällt und jene weit zurückliegende Zeit in seiner Erinnernng vergoldet."

Heer an s. Schwester S. 1876 März.

In seinem Briefe vom Januar hatte Heer vorausgesetzt, daß er im Frühjahr nach Genf übersiedeln würde. Bald darauf trat indessen eine Aenderung in den sachbezüglichen Plänen ein. Wahrscheinlich hatte sein Vetter Blumer sehr entschieden für das Zürcher Gymnasium seine Stimme abgegeben und ebenso hatte der um Rath angegangene Professor Osw. Heer dieselbe Bildungsstätte empfohlen. Genug, Genf wurde fallen gelassen und Zürich als nächster Aufenthaltsort für den jungen Heer auserkoren. Für ihn ein passendes Logis zu finden, war nun noch eine der größten Sorgen seiner Mutter. Da Professor Heer in Beziehung auf die Wahl des Studienortes sehr freundlich Rath ertheilt hatte, wird an ihn die schüchterne Anfrage gerichtet, ob er nicht zu seinem ersten Dienste einen zweiten, größern hinzufügen und ihren Joachim bei sich aufnehmen könnte, und obschon Professor Heer bisher nicht daran gedacht, Pensionärs bei sich aufzunehmen, entsprach er dennoch dem an ihn gerichteten Wunsche, wodurch der besorgten Mutter ein großes Lieb geschehen und wofür sie durch Brief vom 15. März den wärmsten Dank ausspricht. Unterm 18. April meldet sie sodann die bald bevorstehende Ankunft ihres Sohnes und fügt dann bei:

„Könnte ich meine Wünsche ganz offen aussprechen mit der Hoffnung, daß sie erfüllt würden, so gehen dieselben dahin, daß Joachim überhaupt so wenig als möglich die Nothwendigkeit fühlen möchte, oft Gesellschaft zu suchen. Das wird ihm am besten untersagt, wenn er vollauf beschäftigt ist. Ich habe diese Bemerkung häufig gemacht: in den Ferien oder auch sonst in Zeiten, wo er wenig Arbeit hatte, stellte sich immer der Hang zu Zerstreuung ein, welcher freilich hier nur in sehr unschuldigem Maße befriedigt werden konnte, nämlich in Spaziergängen mit seinem Kameraden, auf den ich zählen konnte; allein anders dürfte dieses in Zukunft sein, wenn er zu oft mit jungen Leuten zusammenzukommen das Bedürfniß

fühlen lernte. Hat er eben vollauf Arbeit, so fällt dies weg; nur an Liebhabereien zu einer geregelten Selbstbeschäftigung fehlte es ihm bisher, und gewiß nicht ohne Grund hoffe ich, daß in Ihrem täglichen Umgange diese sich auch bei ihm einfinden wird; das Schlimmste war, daß er seit längerer Zeit in der Schule der Erste war, daher kein zu erklimmendes Ziel mehr vor ihm war. Wenn er nun in Zukunft einsehen lernt, wie er alle seine Kräfte aufbieten muß und seine Zeit so haushälterisch als möglich benutzen, um seinen Zweck zu erreichen, so hoffe ich, er soll auch alles ausweichen, was ihm hinderlich daran sein dürfte. Ihre Mitwirkung dazu werden Sie mir um so weniger versagen, da ich aus den Briefen Ihrer werthen Gattin mit inniger Freude gesehen habe, welchen Standpunkt er in Ihrem Hause einnehmen darf. So wie ich also meinen Joachim Ihrer Leitung aufs wärmste empfehle, so bitte ich Sie auch, ihn in keinen Beziehungen zu schonen; Sie werden bald erkennen, daß er vieles leisten kann, wenn er will; und weil ihm Gott die Kräfte gab, so soll er sie auch treu benutzen. Dabei muß ich aber bemerken, daß mir noch weit mehr, als seine Leistungen in wissenschaftlicher Beziehung, die Ausbildung seines Charakters am Herzen liegt; das war ja auch der Grund, warum ich jede andere Aussicht beseitigend, nur darauf bedacht war, ihn an einem Ort zu versorgen, wo in dieser Beziehung für ihn gesorgt würde; daher bitte ich Sie, bei dem Angedenken an seinen heimgegangenen Vater, wachen Sie über seine Tugend, wachen Sie mit unerbittlicher Strenge darüber. Der Reiz der Neuheit für den bisher nur zu eng Gehaltenen, könnte ohne genaue Beobachtung traurige Verwüstungen in seinem Innern bewirken. Daß meine Ermahnungen gewiß auch nicht fehlen, können Sie denken; möchte uns die Freude zu Theil werden, ihn einst seines Vaters würdig zu sehen! Hiemit sei Ihnen also mein Sohn aufs herzlichste empfohlen; bewahren Sie dies Vermächtniß meines theuren Gatten als ein Kleinod, von dem das Glück meiner Lebenstage abhängt. Dieser einzige Sohn umfaßt in diesem Augenblicke alle meine Sorgen; möchte er dieselben einst mit Freuden lohnen! Das Examen wird ausweisen, für welche Klasse im Gymnasium Joachim tüchtig ist, ich habe darüber keine Wünsche; allein da es mir hauptsächlich an einer gründlichen Bildung liegt und Joachim noch so jung ist, so finde ich, daß es besser ist, nicht zu eilen, und ihn wo möglich in die unterste Klasse zu versetzen, auch dann, wenn er vielleicht in der zweiten fortkommen könnte."

Ich habe diese Zuschrift an Professor Heer so ausführlich wiedergegeben, weil uns darin das, was uns oben der Sohn über seine Mutter sagte, durch eigene Anschauung aufs schönste bestätigt wird. Wir hören aus ihr nicht nur die ganze Beredsamkeit, welche treue Mutterliebe ein-

flößt, noch mehr erfüllt mich mit Bewunderung die christliche Weisheit, die aus diesen Zeilen herausredet. Joachim war ein Knabe, der im Stande war, durch seine körperliche Erscheinung, wie durch sein liebenswürdiges Benehmen und seine glänzenden Gaben „die Herzen im Sturme zu erobern", und dessen geistiger Reichthum manche Mutter berückt hätte. Wissen wir es doch, wie manche blinde Mutter in ihrem auch nur höchst mittelmäßig begabten Kinde einen Wunderknaben verehrt und durch ihre thörichte Liebe ihn gründlich verdirbt; hier sehen wir zu unserer Freude eine Mutter, die auch durch ganz außerordentliche Gaben ihres Sohnes sich nicht berücken läßt, sondern mit scharfem Auge auch auf seine Fehler achtet und alles daran setzt, denselben vor Irrwegen zu bewahren!

Am 25. April 1840 verließ der angehende Gymnasiast sein Elternhaus, von den Gebeten seiner Mutter und den Segenswünschen seiner Schwestern begleitet, um nun zunächst für 3 ½ Jahre nach Zürich überzusiedeln, wo er bei Professor Heer aufs beste aufgenommen ward. Das Examen, das er zunächst zu bestehen hatte, verlief im Allgemeinen gut; nur happerte es im Griechischen, und wurde er deshalb in die erste (unterste) Klasse des Ober-Gymnasiums aufgenommen.

Unter den Lehrern sprachen ihn außer seinem Hausherrn — unserm hochberühmten Landsmanne Professor Dr. Oswald Heer — namentlich Raabe (Mathematik) und der geistreich joviale Philologe J. C. Orelli an.

Gleich in seinem ersten Semester schwebte er einst in großer Lebensgefahr: „Nebst dem Lernen war nämlich in diesem Sommer seine Leidenschaft die Wähenkneipe (spezifisch zürcherisches Backwerk) und das Schifflifahren. Eines Tages fuhren die beiden Freunde Heer und Zweifel zusammen. Heer ruderte in die Dampfschiffwellen; lang gewachsen — vielleicht nicht aufmerksam oder kräftig genug, schnappte er plötzlich über Bord und verschwand im Wasser. Zweifel streckt den Arm bis zur Achsel ins Wasser und erwischt die Locken des Freundes, der auftauchend ruft „heb, heb", und von dem Dampfschiff ruft es auch: „Halten Sie!" Mit aller Anstrengung beider gelangte der Untergetauchte wieder ins schwankende Schiffchen. Nun so schnell als möglich ans Land — in Zweifels Logis — die Kleider ausgezogen — ins Bett gelegt — und die Kleider an der Sonne getrocknet, damit Professor Heer nicht zu viel merke. Aber in die Dampfschiffwellen sind sie nicht wieder gegangen." Z.

Größern Spaß als dieses unfreiwillige Bad machte ihm augenscheinlich die Theilnahme am Gymnasialschießen, von dem er folgende Heldenthat melden kann: „Der erste Schuß, den ich that — streifte den Zweck! Wie sehr daran meine Kunstfertigkeit Schuld war, mag der Umstand beweisen, daß ich gleich nach dem Schuß ausrief: ‚ja, der ist in den Boden hinein!'

Hierauf that ich noch 15 Schüsse, ohne aber mehr eine Nummer zu erhalten. Meine einzige, vielgeliebte erwarb mir ein prachtvolles Stahlmesser mit sechs Instrumenten, die fünfte Gabe im Kehr."

Auf Weihnachten 1841 wurde er konfirmirt, und scheint der vorausgehende Unterricht einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben. So schreibt er seinem Freunde Zweifel, der unterdessen auf die Universität Basel abgegangen war: „Der Religionsunterricht von Hrn. Helfer Fäsi, so wenig er anfangs mein Gemüth ansprach, hat in der letzten Zeit, wo er mit seltener Eindringlichkeit und mit außerordentlichem Feuer zu uns sprach von der Sünde und den Verirrungen des Lebens und besonders der Jugend, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und mich in eine ernstere Stimmung versetzt, so daß es mir zur Ueberzeugung geworden ist, das wahre Glück finde der Mensch doch nur im Aufblick und in der gänzlichen Hingabe an Gott. Ach, möchte mir diese Ueberzeugung nie vernichtet, oder zum bloßen Worte werden."

Wahrscheinlich stand es mit diesen Eindrücken des Konfirmandenunterrichtes im Zusammenhang, daß er eine Zeit lang sehr ernstlich den Gedanken erwog, entgegen den Traditionen seiner Familie, Pfarrer zu werden; immerhin muß nach seinen eigenen Aeußerungen schon früher derselbe Gedanke ihn beschäftigt haben. Er schreibt darüber wiederum seinem Freunde Zweifel: „— Du wirst dich wundern — bis letztes Frühjahr herrschte in mir eine sehr große Neigung, Theologie zu studiren. Diese Neigung war nicht eine vorübergehende; sie begleitete mich zwei Jahre lang, und ich sprach sie nur nicht aus, weil ich wußte, daß diese Idee sehr abweichend war von den Ansichten aller meiner Verwandten; was das Hebräische anbetraf, so wollte ich es einmal anfangen, wurde aber jedes Mal von Hrn. Professor zurückgehalten, der vielleicht meine Absicht ahnen konnte und ihr so zuvorkommen wollte; doch wäre mir dies kein Hinderniß gewesen; denn ich beschloß mit dem Eintritt in die dritte Klasse mich zu einem festen Entschlusse zu bestimmen, und wäre dieser auf die Theologie gefallen, so wäre es mir nicht bange gewesen, in einem Jahre durch Privatstunden die Andern einzuholen, da du selber wohl weißt, wie weit man in der Schule gebracht wird. Aber der Entschluß fiel nicht auf die Theologie, und das aus folgenden Gründen, die ich s. Z. auch Blumer mitgetheilt habe, der sie großentheils billigte: meine Neigung zur Theologie entsprang eigentlich aus einer andern Neigung, nämlich der zur Spekulation und zur Erkenntniß der höhern Objekte, welche bei mir von Jugend auf sehr lebhaft war und es noch ist; diese Neigung suchte ich in dem Studium der Theologie zu befriedigen und kein anderer Beruf zog mich zu diesem hin; aber bald erkannte ich, daß diese Neigung nicht in der Theologie

allein zu befriedigen ist, ja, daß die Erreichung dieses Zweckes von dem theologischen Studium nicht einmal so wesentlich gefördert wird; denn in solchen Dingen muß der Mensch sich durchaus aus sich selbst heraus bilden und belehren; geschieht dies nur von außen, so gelangt der Mensch nie zu der erhabenen Ruhe felsenfester Ueberzeugung; das aus sich selbst heraus-bilden kann bei Jedem stattfinden, er studire nun, was er wolle; derjenige, der sich der Theologie widmet, hat hiebei nur den Vorzug, daß er von Außen mehr Anregung erhält und daß sein Ideenkreis durch äußere Ein-wirkungen ausgedehnt wird. Und dies, so schloß ich am Ende dieser Betrachtungen, und dies sollte mich bewegen, alle andern Aussichten, die Wünsche meiner Familie und viele andere Neigungen meines eigenen Herzens auf die Seite zu setzen, und du begreifst, daß ich mir diese Frage nur mit Nein beantworten konnte — und ich hab' es gethan: ich studire nun die Rechte."

Sein Freund Zweifel fügt, 38 Jahre später, bei: „Er sollte nicht Theologie studiren, aber die religiösen Fragen haben ihn immer beschäftigt, und ein frommes Gemüth hat er trotz seiner Heterodoxien immer gehabt."

Oft konnte er übrigens auch später noch den Wunsch aussprechen, er möchte so gern einmal auf eine Kanzel, um zu predigen, und ebenso be-merkt er in einem seiner Briefe, in dem er über die Vergänglichkeit alles Irdischen sein Herz ausgeschüttet: „Ich möchte so gerne einmal über dieses Thema eine Predigt halten, aber ich weiß die Kanzel nicht zu finden, von der aus es geschehen könnte." Ein bischen gepredigt hat er übrigens dann und wann, nicht bloß an Fahrtsfesten und an Landsgemeinden.

Im Frühling 1843 ging er an die Universität über. Er hatte sich auf diesen Übergang mächtig gefreut, da er in der letzten Zeit sich nicht mehr so recht willig in den mit dem Gymnasialunterricht verbundenen Zwang fügte. Sein Hausherr, Professor O. Heer, schreibt — 35 Jahre später, — beim Rückblick auf Joachims Gymnasialzeit: „Ich erinnere mich noch mit lebhafter Freude, wie Joachim im Frühling 1840 als ein schöner, blonder Knabe bei mir eintrat und von mir im Gymnasium ein-geführt wurde. In den ersten Semestern ging alles gut und er wurde ein Lieblingsschüler des Professor Raabe, des ausgezeichneten Lehrers der Mathematik. Auch in den sprachlichen und historischen Fächern war er immer einer der besten Schüler. Nach und nach wurde ihm aber die strenge Schulordnung, namentlich wie sie von Professor Fäsi geübt wurde, sehr lästig. Fäsi war ein sehr gewissenhafter und trefflicher Lehrer, aber sehr streng. Es gab zwischen der Lehrerschaft, welche unter des strengen Rektors Leitung die Disziplin zu handhaben hatte, und den Schülern mancherlei Reibungen, und bei diesen spielte Joachim, der als „fryer"

Glarner dem Zwang sich nur sehr unwillig unterwarf, eine hervorragende Rolle. Doch ist es nie zu ernsten Konflikten gekommen und er hat alle drei Klassen des obern Gymnasiums durchgemacht und das Maturitätsexamen mit großen Ehren bestanden; als vorgeschlagen wurde, ihm die erste Note zu geben, bemerkte Professor H. Kaspar v. Orelli: nicht nur die Note 1 sollte man Heer geben, sondern 00 (d. h. eine noch höhere Note, wenn eine solche zu Gebote stehen würde), und er möchte nur wissen, was aus diesem begabten Jüngling noch werde."

So erfreulich dieses glänzende Maturitätszeugniß war, so machten der treuen Mutter, welche die sittlichen Eigenschaften noch höher anschlug als die wissenschaftlichen Fortschritte, die angedeuteten Reibereien mit dem gestrengen Rektor Fäsi nicht geringe Sorge. „Joachim findet überall Anstoß, weil er sich leicht überredet, es sollte anders sein, ohne dieses auf sich selbst anwenden zu wollen. Daß er noch harte Kämpfe durchzumachen haben wird, darauf machte ich ihn schon oft aufmerksam; ob er auch siegreich daraus hervorgehen wird?" Auf diese Frage antwortet Professor Heer der besorgten Mutter: „Ich habe die feste Überzeugung, daß Joachim noch ein geistig und sittlich kerngesunder Jüngling ist, voll Begeisterung, den hohen Idealen geistiger Vollkommenheit nachzuringen. Rohem und gemeinem Wesen ist er durchaus fremd, und er fühlt lebhaft, daß die Hauptaufgabe seines Lebens nicht allein in der Erwerbung wissenschaftlicher Kentnisse bestehe, sondern vielmehr noch, daß er sich zu der ewigen, übersinnlichen Welt in das richtige Verhältniß setze. Ich habe mich mehrmals herzlich über die Weise gefreut, wie er sich darüber ausgesprochen hat. Es scheint mir dies die Garantie zu geben, daß er auch später sich nicht in einseitiger Berufsrichtung verliere, und daß ihm nie das, was dem Menschen das Höchste und Wichtigste sein soll, aus den Augen entschwinden werde. Freilich ist er sich, wie es sich bei einem Jüngling, in dem noch alles durch einander gährt, nicht anders erwarten läßt, in vielen der wichtigsten Lebensfragen noch unklar, und vielleicht auch hie und da auf irrigen Wegen; allein bei seinem regen Streben und bei dem idealen Zug seines Wesens, wird er gewiß auch hier sich zu einer festen Ueberzeugung hindurch arbeiten. Ich habe daher die frohe Zuversicht, daß er während seines Universitätslebens die Hauptaufgabe seines Lebens immer im Auge behalten und so glücklich die mancherlei gefährlichen Klippen, die dem Jüngling hier allerdings entgegentreten, überwinden werde. Die größere Freiheit, die ihm jetzt zu Teil geworden, das ganz andere Verhältniß zu seinen Lehrern wird bei seinem Charakter, nach meiner Ansicht, nur einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausüben, da der Schulzwang die stete Quelle von Reibungen und von mancherlei Tadel war."

Als studiosus juris trat also Heer nach Ostern 1843 an die Universität Zürich über, um sich staatsmännischen Studien hinzugeben, oder wie Professor Heer etwa scherzend bemerkte: „Landamma z'studierä." Bald wurde er auch Mitglied des Zofingervereins, an dessen Gedeihen und Verhandlungen er den lebhaftesten Antheil nahm und der ihm große Freude schaffte. Nicht ebenso befriedigten ihn die in Zürich gehörten Kollegien, so daß er schon im Herbst desselben Jahres weiter zog, und zwar nach dem schönen Heidelberg, um vor allem die Juristen Vangerow, Mittermeier und Roßhirt, aber auch den Historiker Schlosser und den Literaturhistoriker Gervinus zu hören.

„Die Fahrt nach Basel", schreibt er Professor Heer, „war an sich wirklich möglichst langweilig; aber ich würzte mir dieselbe durch liebe Reminiscenzen von Glarus und Zürich, und ich darf versichern, daß Ihr Haus und Ihr Kreis nicht der geringste Schauplatz dieser so angenehmen und doch so wehmüthig den Scheidenden umgaukelnden Bilder war. In Basel angekommen, empfingen mich schon auf der Post Zweifel und Becker, welche sich des andern Tages bemühten, mir meinen Aufenthalt in Basel recht angenehm zu machen. Morgens 5 traf Flugi ein, der die Nacht hindurch von Zürich nach Basel gefahren war. Morgens 11 Uhr setzten wir uns in den Omnibus nach St. Louis, wo die Eisenbahn beginnt, und sagten nun der Schweiz Ade!" Die Fahrt nach Straßburg durch die öde Gegend, wo ein schneidiger Wind durch die entsetzlich klappernden Waggons drang, ergötzte die Reisenden wenig, und sie langten zusammen gerüttelt und an Kälte und Kopfschmerzen leidend, in Straßburg an. Den folgenden Tag schrieb er erst nach Hause, dann besuchte er eine Verwandte, die dort lebte, bestieg den Thurm des Münsters und besah die Stadt. Des andern Tages fuhren die Freunde per Dampfboot nach Mannheim und langten um $^1/_2$ 6 Uhr in Heidelberg an. „Ich hatte mir Heidelberg viel kleiner und unansehlicher gedacht, als es wirklich ist. Die Gegend ist wunderschön und der Tag nach unserer Ankunft war ganz sonnenhell und wurde zu einem Spaziergang aufs Schloß benutzt, wo es mir ganz besonders wohl gefiel: wie wohl thun einem die hiesigen Berge wieder nach der langen, trostlosen Ebene von Basel an bis Straßburg, und dann die herrlichen, großartigen Ruinen des Schlosses, unten der Neckar, und dann nach einer Seite hin eine weite, fast unabsehbare Ebene, die nur bei besonders klarer Luft durch ein Gebirge geschlossen wird."

„Ich habe nun 20 Stunden; 18 Stunden Pandekten bei Vangerow und 2 Stunden Schweizergeschichte bei Kortüm. Was ersteres Kolleg anbetrifft, so schätze ich mich recht eigentlich glücklich, hieher gekommen zu sein: Vangerow ist ein wahrhaft ausgezeichneter Lehrer; er hat einen durchaus

freien Vortrag und nichts vor sich als seinen gedruckten Leitfaden, der aber blos die Paragraphentitel, einzelne Anmerkungen und einen Theil der zu allegirenden Quellenstellen enthält; deß ungeachtet ist sein Vortrag fließend, oft glänzend und von rhetorischem Werthe; seine Hauptstärke scheint mir in den Kontroversen zu liegen: mit ausgezeichneter Schärfe und Klarheit hält er die Gegensätze auseinander und mit bewundernswürdiger Ueberzeugungsgabe weiß er die Zuhörer für seine Ansicht zu gewinnen" — die Kehrseite dieser Vorzüge scheint sich für Heer später allerdings fühlbarer gemacht zu haben, als jetzt in den ersten Wochen — „dabei ist er sowohl äußerlich, als in seinen Reden bescheiden und anspruchlos, und hat nicht die elende, auf dem Katheder so schlecht stehende und doch so oft gebräuchliche Sitte, seine Gegner lächerlich zu machen oder herunter zu hudeln; die einzige Schattenseite seines Vortrages scheint mir zu sein, daß er, vielleicht um zu prunken mit seinem Redefluß, zuweilen in einzelnen weniger wichtigen Ausführungen, etwas breit wird. Er hat dieses Semester etwa 250 Zuhörer, das Auditorium ist natürlich sehr groß und man begreift kaum, wie es ihm möglich ist, alle Tage 3 Stunden mit so lauter, kräftiger Stimme, die der Hinterste noch so deutlich versteht, wie der Vorderste, zu lesen."

Als flotter Studio wäre er natürlich auch den Corps und Landsmannschaften sehr willkommen gewesen; er ließ sich aber nicht gewinnen. Ohne dem Corpsleben alle guten Seiten abzusprechen, betont er doch in einem davon handelnden Briefe die Unmöglichkeit eines wirklichen Studiums für diejenigen, die sich ihm widmeten. „Aus diesen Gründen und namentlich, weil ich mir vorgesetzt hatte, Vangerow zu genießen, was im Corps nicht leicht möglich ist, — trat ich, obgleich vielfach dazu aufgefordert und wegen der ablehnenden Antwort scheel angesehen, nicht ins Corps, ließ mich jedoch als Mitkneipant einschreiben, in welcher Stellung ich gerade soviel mitmachen kann, als ich will und mir zuträglich scheint."

Das Wintersemester verfloß so unter fleißigen Studien und zwar vor allem juristischen Studien, so daß Professor Heer ihn mahnte, die allgemeine Bildung über seiner Fachwissenschaft nicht zu versäumen, worauf ihm der also Gemahnte versicherte, daß er, wenn er auch vor allem jetzt mit anhaltendem Fleiße über den Pandekten sitze, doch „auch nicht selten die eigenen, jungen Geistesfittige wohl zu einem philosophischen Fluge oder Flattern versuche und ebenso vorhabe, in einem spätern Semester mehr allgemeinen und namentlich auch philosophischen Fächern sich zuzuwenden."

Dieses letztere scheint er denn schon im Sommersemester 1844*) mehr gethan zu haben; noch mehr lockten ihn aber die Umgebungen Heidelbergs

*) In dieser Periode fühlte er sich besonders angezogen von seinem Commilito Thurneisen von Basel, der ihm in geistiger und sittlicher Beziehung ein Vorbild

praktische Naturphilosophie zu treiben. Das schöne Heidelbergerschloß sah sie oft an Sommerabenden, manche Spritztour wurde unternommen und auch einige größere Ausflüge bewerkstelligt; und „wahrlich ich glaube", schreibt er wiederum seinem väterlichen Freunde Professor Heer, „für meinen innern, höhern Menschen habe ich dabei mehr gewonnen, als wenn ich im Pandektenstaub gesessen hätte; denn ich habe die Gegend nicht blos auf Suiten kennen gelernt und genossen, sondern mein größtes Vergnügen war es, allein oder an der Hand meines Freundes hinauszugehen in den großen Tempel der Natür, wo der Christ nicht allein betet, sondern wo jegliches Menschenherz dem höchsten Wesen sein Opfer darbringt. Wie oft stand ich auf dem sogen. Philosophenwege, dem Schlosse gegenüber, und schaute hinan zu dem, im wunderbaren Golde der scheidenden Abendsonne erglühenden, alten herrlichen Gebäude! Da schweifte wohl oft der Blick hinüber über die schimmernden Berge und worüber die Menschen so viel zweifeln und grübeln und zanken, das wurde mir da zur geahnten, empfundenen, unmittelbaren Wahrheit. Wie traurig, daß diese Hochgenüsse unserer Seele so selten wiederkehren, und besonders, daß sie so oft nichts sind, als vorübergehendes leises Erwachen des Engels in uns, der nachher gleich wieder in Schlaf versinkt."

Trotz dieser Rechtfertigung scheint es ihm übrigens doch nicht so ganz recht gelegen zu haben, daß er über seinen Spaziergängen und Ausflügen den Pandektenstaub so oft abgeschüttelt. Denn sobald die Sommervorlesungen vorüber waren, siedelte er nach Berlin über und zur Begründung dieses Ortswechsels schreibt er: „Ich habe dieses Sommersemester für mein positives Studium sozusagen gar nichts gethan und mußte also nothwendig in den Ferien nachholen; nun habe ich aber vorausgesehen, daß ich wahrscheinlich alles eher thun würde, als arbeiten, wenn ich in Heidelberg bliebe. So ergriff ich den Wanderstab sobald die Kollegien geschlossen waren; hier hoffe ich ein recht fleißiges Wintersemester; ich habe ein allerliebstes Stübchen, worin es sich mit Freuden arbeiten läßt."

Daß er in Berlin seinen Vorsatz, das in Heidelberg Versäumte nachzuholen, wirklich ausführte, erhellt aus Briefen an einen Freund, dem er November 1844 schreibt: „Als ich zuerst hieher kam, hatte ich noch etwa sechs Wochen Ferien vor mir und konnte daher noch recht große Plane machen, zuerst studirte ich das römische Erbrecht zur klassischen Zeit, unmittelbar aus Gajus und Ulpian, und verglich meine daherigen Exzerpten mit

---

war, und „ich glaube", schreibt er mit Rücksicht darauf, „an mir bemerkt zu haben, daß ich eine wahre Liebe nur zu solchen Menschen fassen kann, unter die ich mich freiwillig — nicht sklavisch — unterordne."

Vangerows Heft (Rechtsgeschichte), wobei ich die Beobachtung machte, daß Vangerow die Quellen zuweilen nicht sehr genau sichtete. Diese Arbeit, auf die ich eigentlich zuerst durch Nothwendigkeit verwiesen wurde, weil ich keine andern Bücher da hatte, als mein Corpus juris und mein Heft von Vangerow, machte mir sehr viele Freude, wie ich denke besonders deshalb, weil man auf diese Weise nicht blos receptiv, wie beim einfachen Repetiren eines Heftes, sondern auch mehr oder weniger produktiv beschäftigt ist und so die Freude eigenen Schaffens hat. Als später meine Kiste mit den andern Büchern ankam, so machte ich mich ans deutsche Privatrecht, indem ich Philipps zuerst ganz durchlas und stark excerptirte, nachher auch Morstadt's Heft repetirte, von dem ich jetzt freilich nicht mehr sehr erbaut bin. Diese germanistischen Studien erstreckten sich bei mir noch bis in die Kollegien hinein und haben mich daher bis jetzt den Pandekten ziemlich entzogen; indessen bin ich nun mit der Hauptsache zu Ende und will mich jetzt, wenigstens noch dieses Semester mit besonderm Fleiß auf die justinianische Jurisprudenz verlegen."

Nach fleißig vollbrachtem Wintersemester machte er dann im Frühling 1845 eine Reise nach Dresden, um die dortigen Kunstschätze zu genießen. Im Rückblick auf die dort verlebten Tage schreibt er 1854 seinem dort durchreisenden Freunde Oberst Trümpi: „Soll ich die Wahrheit gestehen, so muß ich bekennen, daß ich bei Lesung deines Briefes recht eigentlich etwas von Neid gegen dich verspürte, daß es dir vergönnt ist, die Orte zu besuchen, die für mich durch zahlreiche Erinnerungen einen fast magischen Reiz haben und die wiederzusehen mir eine der liebsten und schönsten Hoffnungen für die nächsten Jahre bildet. Dresden und Berlin! gerade das sind die beiden Städte, an welche sich für mich die liebsten und schönsten Erinnerungen des Lebens anknüpfen. In Dresden brachte ich im Frühjahr 1845 die Ferien von Berlin aus zu, in Gemeinschaft mit einigen meiner liebsten Freunde, in genialer Sorglosigkeit, fast ganz der Kunst und dem heitern Lebensgenusse einige fröhliche Wochen weihend. Dazu ist Dresden auch wie geschaffen; über die dortige Gemäldegallerie geht nichts, was ich bisher gesehen habe, und trotz der äußerst mangelhaften Aufstellung in dem alten, gar nicht für diesen Zweck gebauten Hause — jetzt wird wohl das neue bezogen sein — gewährte mir diese, namentlich für die italienische Schule herrliche Sammlung einen Genuß, der mir jetzt noch, nach mehr wie 9 Jahren, in der lieblichsten Erinnerung ist. Außerdem war das Theater ausgezeichnet; Eduard Devrient war damals noch dort und leitete, von trefflichen Kräften unterstützt, die Anstalt. Nimmt man nun noch dazu, daß die Umgebungen der Stadt wirklich reizend sind und dem Ankömmling von Berlin doppelt reizend erscheinen müssen, so kannst du denken, daß

wir eine Ferienzeit da zubrachten, die wohl lange im Gedächtniß bleibt. Neben dem Schönen und Vergnüglichen fehlte aber auch das Gewaltige und Tragische nicht, indem wir in den letzten drei Tagen unsers Aufenthaltes Zeugen der durch den Eisgang erzeugten furchtbaren Ueberschwemmungen waren, welche einen ansehnlichen Theil der Stadt unter Wasser setzte und einen Bogen der prächtigen Elbbrücke zerstörte."

„Und wenn schon der Name „Dresden" mich mit einer heimlichen Sehnsucht nach Wiedersehen erfüllt, was soll ich erst von Berlin sagen? Heute in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, bist du dort und es ist mir gar nicht unwahrscheinlich, daß du dich ennuyirst und mich auslachst, daß ich eine so zärtliche Vorliebe für diese langweilige, mitten in einer Sandwüste liegende, frostig nordische Stadt bewahren könne. Du hast ganz Recht und doch wieder sehr Unrecht. Ich glaube selbst, daß Berlin für einen durchreisenden Fremden wenig Reiz hat, daß es in dieser Beziehung nicht bloß von Paris und Wien, sondern vielleicht auch von Frankfurt, Hamburg und noch kleinern Städten übertroffen wird. Aber für mich ist Berlin der Ort meiner schönsten, in jeder Richtung reichsten und bedeutendsten Lebensperiode gewesen, und ich rechne die drei Semester, die ich dort zubrachte, nicht bloß zu den genußreichsten und heitersten meiner Studentenjahre, sondern auch zu den für Ausbildung meines Geistes und meines Charakters einflußreichsten und bedeutungsvollsten meines Lebens. Es hatte sich gerade damals ein Kreis von jungen Schweizern in Berlin gebildet, der sich außerordentlich gut zusammenfand und für jeden einzelnen von großer und, wie ich glaube, segensreicher Bedeutung wurde. Sähe ich es jetzt: ich weiß nicht, ob ich das wiederfände, was mir als Erinnerung so unendlich theuer ist; ich glaube es sogar nicht; ja ich halte es nicht für unmöglich, daß der Anblick dieser Stadt, in der so vieles mir theuer war, was jetzt längst nach allen Richtungen der Windrose auseinander gestoben ist, mich annuthete, wie der todte Körper eines geliebten Wesens, der nur die Hülle dessen ist, was uns eigentlich von Werth gewesen."

Im Mai 1867, als der vormalige Studiosus juris als Bevollmächtigter der schweizerischen Eidgenossenschaft nach seinem einstigen Musensitze wiederkehrte, schreibt er von demselben seiner Gattin: „Nachdem ich mich ein wenig zurecht gemacht, ging ich sogleich aus, um mir mein liebes altes Berlin ein erstes Mal anzusehen. Ich streifte die Linden entlang bis zum königlichen Schlosse und zum neuen Museum, wanderte dann durch die große Friedrichs- und die Dorotheenstraße und suchte hier das Haus auf, wo ich vor mehr denn 20 Jahren anderthalb sehr glückliche und genußreiche Jahre verlebt hatte. Aber ich fand es zu meinem großen Leidwesen nicht mehr: den Platz konnte ich noch sehr deutlich bezeichnen,

wo es gestanden haben muß; aber was jetzt an der Stelle steht, ist mein altes Logis nicht mehr; es scheint, daß ein vollständiger Umbau stattgefunden hat; denn es sieht alles viel vornehmer aus, als damals, und an die Stelle der alten, weiten Hausthüre mit flachem Bogen oben, ist ein elegantes Portal getreten, das nicht mehr, wie damals, den ganzen Tag offen steht. Zu meiner Zeit saß innerhalb jener Thüre, auf der weiten gedielten Hausflur, sozusagen den ganzen Tag mit Ausnahme der Essensstunden, mein alter Philister Vogt, immerfort das Intelligenzblatt studirend, das er jeden Tag mit einem seltenen und rührenden Eifer vom ersten bis zum letzten Worte durchlas und ohne Zweifel mehr als einmal. Jetzt ist er wohl längst schon dahin gegangen und ebenso die gute alte Madame, mit der ich so oft, wenn ich ausging oder nach Hause kam, meinen Spaß trieb oder auch wohl politisirte: es war eine herzensgute, geschwätzige alte Person, die ich mitsammt ihrem Ehewirth heute noch malen könnte. Also der ganze Rahmen meines damaligen Lebens ist heute dahin; und die muntern Jünglinge, die sich, neun bis zehn an der Zahl, in dem jetzt niedergerissenen Hause zusammengefunden hatten, wo sind die alle hingekommen! Einer ist todt (Constanz Flugi); einer unter bedenklichen Umständen nach Amerika gegangen; einer Landpfarrer; einer, in angesehener und behaglicher Stellung, Pfarrer in Herzogenbuchsee; Thurneisen ebenso als Staatsanwalt in Basel; Escher als Kreisgerichtspräsident in Zürich; und einer — der langbeinige, schmächtige, blondlockige Schlingel, der dazumal unter dieser Gesellschaft das große Wort zu führen pflegte — ist jetzt ein dicker, alter Herr geworden, dem die Haare von Jahr zu Jahr weiter von der Stirne zurückweichen und sitzt als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der schweizerischen Eidgenossenschaft in einem mit blauem Sammt bezogenen Fauteuil an einem sehr eleganten Schreibtisch in dem vornehmen Hôtel Royal in der königl. preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin und schreibt seiner liebwerthen Frau Gemahlin einen Brief, dessen Länge wenigstens nichts zu wünschen übrig läßt. So ändern sich die Zeiten und wir ändern uns mit ihnen!" —

Eine kleine Reminiszenz an seine Berliner Studienzeit — ganz anderer Art — bringt auch ein Brief vom 6. Juli 1862. Er berichtet in demselben, wie er in der Eisenbahn von Olten nach Bern Varnhagens Erinnerungen gelesen und fährt dann fort: „Mir war dieser zweite Band besonders merkwürdig, weil darin eine Zeit behandelt wird, wo ich selber in Berlin war. Mir ist es noch wie heute, wie geredet und geurtheilt wurde nach dem Attentat von Tschech und nach dessen Hinrichtung. Den Einzug des Königs und der Königin am 24. September 1844 — gleich in der ersten Zeit meines Berliner Aufenthalts — habe ich auch mit

angesehen und erinnere mich noch lebhaftest, wie mich die ungeheure Kälte des Empfangs frappirte. Man hörte nur ganz vereinzelte Hurrah-Rufe; dagegen sobald der Wagen vorüber war, spöttische und höhnische Bemerkungen aller Art." —

Von Berlin aus machte Heer im Sommer 1845 mit zwei Freunden, Dr. Sulzer, dato Nationalrath, von Winterthur, und Brunner, nunmehr Telegrapheninspektor in Wien, eine Reise nach Norwegen, bis zu den Lappen, und dann nach Schweden. Er erzählte gern und lustig und interessant von dieser Reise, bedauerte aber jedesmal, daß er auf derselben sein, am Gymnasialschießen in Zürich so ruhmvoll erworbenes Taschenmesser verloren, und auch seinen Mantel, ein Erbstück von seinem verstorbenen Vater, eingebüßt habe.

Was seine Kollegien betrifft, hörte er in Berlin neben Puchta (Pandekten mit Ausschluß des Erbrechtes), Homeyer (deutsche Staats- und Rechtsgeschichte), Gneist (Kriminalrecht) und Trendlenburg (Geschichte der Philosophie), namentlich auch Keller und Stahl, und war es, nach seinen Aeußerungen, der letztere, der durch seine Gewandtheit und seinen stets schlagfertigen Witz Heer besonders imponirte und dessen Einfluß ihn damals bedeutend auf die konservative Seite hinzog.

Im Frühling 1846 kehrte Heer von Berlin aus in die Heimat zurück und können wir uns wohl denken, wie glücklich Mutter und Schwestern waren, als der so lang Entbehrte nach $2^1/_2$jähriger Abwesenheit zu ihnen heimkehrte, gesund an Leib und Seele, mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet, als sein jugendfrisches, heiteres, anregendes Wesen neues Leben in das stille Haus brachte. Schnell genug mögen ihnen die Ferien dahingegangen sein, als er im Mai 1846 nochmals zum Wanderstab griff. Nach dem Wunsche seines Vetters Blumer kehrte er nämlich nochmals nach seinem Heidelberg zurück, um dort sein juridisches Doktor-Examen abzulegen. Heer hat wohl selten sich als Landammann oder Bundesrath Heer unterzeichnet; dagegen sein Dr. hat er ziemlich regelmäßig seinem Namen vorgesetzt; er hatte diesen Titel ehrlich erworben, d. h. das daherige Examen in allen Ehren, summa cum laude, bestanden. Er erzählte später: „Ein Professor sagte mir in einer Gesellschaft: wir werden bald mit Ihnen im Examen nähere Bekanntschaft machen; in welcher Materie wünschen Sie examinirt zu werden? Da hatte ich die Frechheit*) zu sagen: das

*) Frechheit nannte er wohl seine Aeußerung vor Allem, weil er sonst vor jedem Examen eine rechte Angst hatte. „Es ist ein eigenthümlich Ding", schreibt er seinem Zweifel von Paris aus, „ein solches Examen; bei allen, die ich jetzt gemacht habe, ist es mir immer so gegangen: bis ich drin saß, hatte ich erbärmliche Angst; sobald es einmal los ging, ward es mir wohl und leicht ums Herz und die Geschichte lief vor-

ist mir gleichgültig, examiniren Sie, was Sie wollen. — Nun, es ging gut und glücklich." Ein Brief, den er während dieses zweiten Heidelberger Aufenthaltes schrieb, zeigt deutlich seine damaligen Anschauungen über politische Dinge, über die politischen Kämpfe in unserer Schweiz insbesondere: „Ich muß gestehen, die Zukunft der Schweiz liegt mir als ein trübes und immer trüberes Bild vor den Augen. Es ist aus den Menschen die innere Moralität, die hohe Sittlichkeit entwichen, welche die Idee des Rechts als eine große objektive Macht sich gegenüber erblickt; und vor deren Gewalt sie sich in Demuth, aber mit männlich freiem Sinne beugt; und doch ist es gerade diese Sittlichkeit, diese, wie man sie nennen mag, bürgerliche Tugend, welche die Kraft und Existenz einer Republik bedingt, deren Mangel der Untergang dieser Staatsform unausbleiblich zur Folge hat. Du erinnerst dich gewiß so gut, als ich, der Stunden bei Sträßer, wo er uns die hohe Tugend, die sittliche Kraft des römischen Plebs vorführte, die sich durch keine ärgste Bedrückung des Patriziats zu gewaltthätigen Handlungen hinreißen ließ; die fest und männlich, aber stets unter dem Schutze des Rechts und der Pflichterfüllung in Jahrhunderte langem Streben ihrem Ziel entgegen ging. Das war Bürgertugend; darum wurde Rom groß; und jene sank, als römische Bürger mit Waffen in der Volksversammlung zu erscheinen anfingen, um ihre Meinung mit solchen Argumenten durchzusetzen; da verfiel jene Größe; die Fäulniß trat an den Riesenkörper und fraß ihn in einem entsetzlichen Todeskampf von einem halben Jahrtausend auf. So geht es jetzt in der Schweiz; die Fäulniß hat begonnen; die Freischaaren waren ein entsetzliches Wahrzeichen dafür, und wer weiß, ob nicht in diesem Augenblicke ein neuer Zug von Landfriedensbrüchigen aus dem Berner Seeland auf dem Wege nach Murten ist! Zu all dem Elend, das sonst schon seit Jahren uns bedrängt, kommt nun noch das katholische Separatbündniß, geschlossen von denjenigen Ständen, die bisher überall den Bund im Munde führten, und allerdings bisher meist recht hatten mit ihren Klagen über Bundesverletzung von der andern Seite; aber jetzt haben sie selber den Bund gebrochen und Gott weiß, welches die Folgen dieser allgemein zu Tage liegenden Felonie und moralischen Entwürdigung sein werden. Genf hat mir in diesen Tagen Freude gemacht; ein durchaus konservativer Kanton, hat er durch seine Instruktion in Betreff des Separatbundes gezeigt, daß er überall Bundesverletzungen, mögen dieselben dann intra oder extra muros geschehen sein, rügt und mißbilligt; ich möchte wünschen, Basel hätte ebenso instruirt!"

---

trefflich ab, so daß ich nachher kaum begreifen konnte, wie ich so viel Angst hatte haben können. Trotz dieser Erfahrung ging es mir bei jedem folgenden Examen wieder genau so und auch beim letzten war es nicht anders."

Es mag wohl sein, daß in dieser Beurtheilung der damaligen Zeitlage und namentlich in der scharfen Verurtheilung der Freischaarenzüge der Einfluß Stahls spürbar ist; anderseits ist aber auch ersichtlich, daß seiner innersten Natur, seinem Idealismus, dem alles Rohe und Gewaltsame zuwider war, die damals ins Werk gesetzten Freischaarenzüge antipathisch sein mußten.

Nach vollendetem Examen reiste Heer, Ende Juli, in Begleitung seines Freundes Heußer, von Heidelberg nach Paris, wo er sich nicht mit einem bestimmten Studium abgab, sondern, wie er sagte: „ein wenig im französischen Recht herumstöberte und Paris sich ansah"; im Oktober folgte ihm sein Schwager Blumer dorthin und Ende November kehrten sie zusammen in die alte Heimat zurück, in deren Dienst nun der neu kreirte Dr. juris seine Kräfte und Kenntnisse zu stellen gedachte. —

3. An der Schwelle des Staatsdienstes.

„Wo einen der liebe Gott hingestellt hat, da gehört man einmal hin, und muß nun sehen, wie man da seine Aufgabe nach Möglichkeit löst".
Heer an seine Gattin, 1865 Apr.

„Im Frühjahr 1847" (d. h. richtiger im November 1846) „kehrte Heer nach Glarus zurück. Wir glarnerische Lärmer, glarnerische Raisonneurs, sind bei allen Mängeln, die wir haben, in manchem Stück doch auch wieder rechte Leute, haben Pietät, haben Liebe zu dem wahrhaft Großen und Schönen. Der junge Landammannssohn, aus so geehrtem, väterlichen Hause, war uns allen eine werthe Erscheinung. Wir glarnerische Kaufleute, Fabrikanten haben in dem engen, gebirgigen Lande mit der schmalen Thalsohle nicht Zeit, uns ausschließlich mit dem Vaterlande zu beschäftigen; wir müssen handeln und fabriziren. Da kommt ein junger Mann, der ist reich, der braucht nicht zu handeln, der ist geschickt; der stammt aus einem theuren Hause; der hat ganz studirt nur für das Vaterland; — das war uns allen eine seltene große Erscheinung. Mit einem wahren Hunger warfen wir uns auf den neuen Ankömmling. Sobald eine Stelle an der ersten Landsgemeinde zu vergeben war, mußte er sie haben." So erzählt den „Basler-Nachrichten" in dem s. Z. erschienenen Nekrologe Heers der glarnerische Berichterstatter, von dem es wohl gesagt werden kann, daß die Sprache ihn verräth: der im vorigen Kapitel erwähnte Pfarrer Becker in Linthal. Und er hatte Recht; sobald in Gemeinde oder Land eine Stelle frei war, mußte er sie haben, nicht, weil er sie durchaus haben wollte, sondern weil sie, seine Glarner, ihn dazu haben wollten. 1846 November ist er nach Hause zurückgekehrt, und an der Landsgemeinde von 1847 erscheint er schon als „Rathsherr", unterdessen an Stelle des nach Amerika verreisten Gemeindspräsidenten J. Jakob Blumer von seiner Heimatgemeinde Glarus in den Rath gewählt, und als dann am 9. Mai 1847 die Landsgemeinde selbst einen neuen Präsidenten für das Augenscheingericht zu wählen hatte, wurde sofort Rathsherr Dr. Heer, obwohl noch nicht 22 Jahre alt, hiefür in Vorschlag gebracht. Begründet wurde der Vorschlag damit, daß sein Vater, Landammann Kosmus Heer, dem Lande so treffliche Dienste geleistet habe und darum von seinem Sohne ebensoviel Gutes

wieder zu erwarten sei. Ein Gegner Heers, Mitglied des Rathes, soll dem entgegengerufen haben: Für unsere demokratische Zeit passen solche patriarchalischen Gründe nicht mehr; er soll aber dadurch nicht geringen Lärm hervorgerufen haben, der es bekundete, wie viel Anhänglichkeit das Volk dem vor 10 Jahren verstorbenen Landammann noch bewahrt hatte und wie viel Zutrauen es seinem Sohne entgegenbrachte. So sehr ihn nun diese Bezeugung von Liebe und Anhänglichkeit freuen mußte, glaubte Heer dennoch die Stelle eines Gerichtspräsidenten ablehnen zu müssen. Da er bisher noch keinem Gerichtsstabe angehört hatte, hielt er es für unpassend, sofort als Präsident einzutreten. So positiv er aber auch diese Erklärung abgab, es half nichts; er wurde trotzdem gewählt, und auch als er nach der Wahl seine Ablehnung bestätigte, wurde dieselbe nicht berücksichtigt. Dennoch blieb er seinestheils dabei, die Wahl nicht annehmen zu können. Wir lesen deshalb in der folgenden Nummer der Glarnerzeitung: Schließlich erwähnen wir noch, daß Herr Rathsherr Dr. Heer seiner an der Landsgemeinde gegebenen Erklärung getreu auf der Ablehnung der Augenscheingerichtsstelle beharrt und somit der großen Zuvorkommenheit des Volkes nicht zu entspechen im Stande ist."

Es läßt sich aus dieser Mittheilung leicht herausfühlen, daß deren Verfasser auf die große Zuvorkommenheit des Volkes scheel gesehen und mit seiner Bemerkung, Rathsherr Heer sei nicht im Stande, derselben zu entsprechen, diesem eins versetzen wollte. So war es wohl in der That. Während das Volk Heer mit Vertrauen entgegenkam, betrachtete diejenige politische Partei, die damals auf die Geschicke des Landes einen bestimmenden Einfluß ausübte, den jungen Aristokraten mit einigem Mißtrauen. Dieser Konflikt machte sich während des eidgenössischen Schützenfestes, das im Sommer 1847 in Glarus abgehalten wurde, besonders spürbar. So nahe es lag, daß Heer als ein guter, schlagfertiger Redner bei diesem Anlasse seine ersten Sporen sich verdient hätte, schwieg er beharrlich; dagegen hielt einer der Leiter des Schützenfestes „eine fulminante Rede über das Thema, wie junge, hochgebildete Leute, anstatt mit dem Fortschritt zu marschiren, es vorzögen, es mit den Reaktionärs zu halten", um dann sein Hoch auf „das Glück, ein liberaler Schweizer zu sein", erklingen zu lassen. Ohne Zweifel waren in Glarus damals „die jungen, hochgebildeten Leute" nicht so zahlreich, daß nicht jedermann es fühlen konnte, auf wen diese Worte gemünzt seien. Später hat der Redner, der unterdessen mit Heer sich vollständig ausgesöhnt hatte und sein lieber Kollege geworden war, diesem es auch offen bekannt, daß er ihn damit gemeint habe; er soll ihn auch ganz naiv gefragt haben, ob er seinerseits es auch gemerkt, wem sein Hieb gegolten habe.

Die Schuld an dieser gegenseitigen Spannung lag selbstverständlich auf beiden Seiten. Wir haben ja bereits gesehen, wie Heer schon von Berlin aus einen Widerwillen gegen jene Männer heimbrachte, welche die Freischaarenzüge ins Leben gerufen oder sie moralisch unterstützten. Dazu kam, daß er allen großen, lärmenden Volksfesten — und ganz besonders für jene Zeiten der Noth und Theurung (s. Kap. V) — abhold war. Anderseits läßt ein Blick in die damalige glarnerische Presse auch leicht ersehen, daß der dort herrschende Ton, die Tendenz, auch ehrenwerthe Männer, wenn sie nicht ihrer Tagesparole gehorsam waren, zu verhöhnen, nicht geeignet war, unsern Heer von seinen konservativen Neigungen abzubringen.

Hatte sonach Heer zunächst eine zwar nicht gerade große, aber sehr rührige und energische Partei wider sich, so mußte dagegen sein anderweitiges Benehmen ihm die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes erhalten und neugewinnen. Während er an den großen Gelagen des Schützenfestes nur geringen Antheil nahm, betheiligte er sich um so mehr und um so lieber bei den sog. Suppenanstalten, die in demselben Jahr 1847, in welchem das Schützenfest abgehalten wurde, in den mehrern Gemeinden und auch im Hauptflecken Glarus eingerichtet wurden und wegen der damaligen Nothstände eingerichtet werden mußten. Da sah man den jungen Rathsherrn und Dr. juris J. Heer in einer weißen, zwilchenen Blouse täglich neben dem alten, gemüthlichen Kaspar Jenni („Soolerkaspar") mit Suppenschüsseln und Suppentellern hantiren und dabei auch leutselig mit den Ärmsten und Geringsten des Volkes verkehren. Die Kleinthaler aber hat er damals — in eben jenem Sommer 1847 — noch ganz besonders für sich gewonnen. Damals, und bis in die 1850er Jahre hinein, wurden die Rekruten unsers Landes jeweilen zunächst in den Gemeinden für den Militärdienst eingeübt. Für das Sernfthal hatte die Stelle eines Instruktors, da kein anderer Offizier dorthin wollte, der frisch brevetirte Lieutenant Dr. Heer übernommen und dabei dieser Aufgabe so trefflich sich entledigt, daß er durch seine militärischen Tugenden, wie durch die Freundlichkeit, mit der er außer den Unterrichtsstunden mit ihnen verkehrte, seine Sernfthaler wahrhaft entzückte. „Sie wären für ihn durchs Feuer gegangen", schreibt der damalige Pfarrer von Matt.

In demselben Jahr, in welchem das eidgenössische Schützenfest in Glarus abgehalten wurde, erfolgte bekanntlich im Herbst der Sonderbundsfeldzug. Am 9. Oktober besammelte sich der dreifache Landrath von Glarus, um seine Tagsatzungsabgeordneten zu instruiren, wie sie Namens des hiesigen Standes in Sachen des Sonderbundes ihre Stimme abgeben sollten, resp. ob der Sonderbund nöthigenfalls mit Waffengewalt aufzuheben sei.. Während

Heers Schwager, Blumer, sehr entschieden dafür stimmte, daß dieses letztere zu wählen sei, und deswegen auch gerne, in Verbindung mit Rathsherr Jenni von Ennenda, das in diesem Sinne ausgesprochene Mandat für die nächste Sitzung übernahm, überzeugt, daß nur die Aufhebung des Sonderbundes und die damit in Verbindung stehende Reorganisation des eidgenössischen Bundes für unser Vaterland wieder schönere, friedlichere Zustände herbeiführen könnte, stimmte Heer mit der Minderheit, welche verlangte, daß die vorliegende Frage, weil sie die Entscheidung über Krieg und Frieden in sich schließe, vor die Landsgemeinde gebracht werden müsse, und eventuell, daß vor der Hand von einer kriegerischen Aktion Umgang zu nehmen sei. Wohl hatte auch Heer (cf. o. pg. 21) den Sonderbund aufs tiefste bedauert; aber da nach seiner Ansicht die vorausgehende Klosteraufhebung im Aargau, sowie die Freischaarenzüge den Sonderbundsständen Grund und Ursach gegeben hatten, sich zu beklagen und für ihre religiösen Institutionen besorgt zu sein, hielt er dafür, es sollten jene Ursachen erst beseitigt und den Sonderbundskantonen irgend welche Garantien gegeben werden, die sie über ihre Besorgnisse beruhigten.

Wenn deshalb Heer mit noch 9 Andern in der Sitzung vom 9. Oktober gegen die gewaltsame Aufhebung des Sonderbundes stimmte, so ist leicht begreiflich, in welchem Maße er dadurch seine bisherigen Gegner reizte und nun vollends als Reaktionär, als stockkonservativer Junker verschrieen wurde. „Es sei doch für Glarus eine Schande, daß ein junger Rathsherr des Hauptortes so stimmen und es mit den Ultramontanen halten könne", hieß es schon laut genug im Landrathssaale selbst, und: „der gehe diesen Winter zum letzten Mal die Rathhaustreppen hinauf", ertönte es noch lauter vor dem Rathhaus und in den Wirthschaften.

Es ändern sich die Zeiten und wir mit ihnen! Nach der glücklichen und raschen Beendigung des Sonderbundskrieges kehrten Gottlob für unser Schweizerland ruhigere und schönere Zeiten wieder, wo die Wogen des Parteikampfes sich legten und die sich damals mißtrauisch gegenüberstanden, sie lernten einsehen, daß man sich von beiden Seiten unrecht gethan. Auch Heer hat es nachher eingesehen, daß der Sonderbundskrieg eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen, um die seit Jahrzehnten herbeigewünschte, aber immer wieder vereitelte Reorganisation des Schweizerbundes endlich zur That werden zu lassen und eine neue, bessere Zeit, eine Zeit größerer Einigkeit und größerer Thatkraft, hervorsteigen zu lassen. Vielleicht haben gerade diese Erfahrungen, die er in Beziehung auf den Sonderbund gemacht, dazu beigetragen, daß er nachher, als es sich um die Revision der 1848er Verfassung handelte, sich hiefür in höherm Grade, als es manche seiner politischen Freunde von ihm erwartet hatten, bereitwillig fand.

Item, am 9. Oktober 1847 stimmte Heer mit der verschwindend kleinen und überaus scheel angesehenen „ultramontanen" Partei. „Nemini me mancipavi", (ich habe mich niemand verkauft) soll er nach der Sitzung seinem vielgeliebten Sträßer zugerufen haben.

Auch Lieutenant Heer mußte dann den wider seinen Willen herbeigeführten Sonderbundsfeldzug mitmachen und hat auch hier durch die Leutseligkeit, mit der er mit seinen Soldaten verkehrte, und durch die Sorgfalt, mit der er sich um ihr allseitig Wohlergehen kümmerte, seiner Untergebenen Herzen sich gewonnen und eben dadurch manchen Ärger, den ihm seine freie Stimmabgabe eingetragen, wieder gut gemacht.

Mit den andern Akten, die der Brand von Glarus vernichtete, sind leider auch die Briefe, die er aus dem Feldzuge seiner ängstlich besorgten Mutter nach Hause geschrieben, verloren gegangen. Als einen etwelchen Ersatz hiefür füge ich an dieser Stelle die Rede ein, die Landammann Heer 1867 — bei der Erinnerungsfeier des Bataillons Schindler und der Schützenkompagnie Vogel an den Sonderbundskrieg — gehalten und die einige Reminiszenzen an jene Zeit wiedergibt: „Der heutige Tag ist für jeden von uns theuer und unvergeßlich; er ist dies, weil er in dem Einzelleben für uns wichtig ist; aber der 23. November ist zugleich ein hervortretendes Datum in der eidgenössischen Geschichte; er ist der Geburtstag einer neuen Eidgenossenschaft. Im Jahr 1847 waren unter uns verschiedene Ansichten vertreten, und Mancher ist am 24. Oktober, dem Tage der Eidesleistung, mit schwerem innern Bedenken in den Krieg gezogen. Aber heute können wir alle sagen: Gottlob, der Bruderkampf war nur eine Krisis in der schweren Krankheit der schweizerischen Eidgenossenschaft, welche zur rechten Gesundheit derselben geführt hat. Heute freuen wir uns alle, daß diese Krisis gekommen ist; wir freuen uns, weil wir damals als junge Männer selbst ins Feld gezogen waren und weil die Aussaat jener Tage für unser Vaterland eine gute, segensvolle Ernte gebracht hat. Freuen wir uns auch der Männer, die uns zu solcher Errungenschaft geführt haben. Es ist vorhin den Offizieren des Bataillons ein Hoch gebracht worden, aber es ziemt uns auch der Offiziere zu gedenken, die höher gestanden sind, des Brigadiers Ritter, jenes schönen Mannes, der am 23. November 1847 auf seinem weißen Schimmel an uns vorübergeritten ist, uns Muth einflößend, des Divisionärs Gmür, der die größte Division unter ihm gehabt und sie mit Umsicht und Hingebung geführt hatte; beide sind seither zu den Vätern gegangen. Aber über dem Brigadier und dem Divisionär stund der General der eidgenössischen Armee, der ehrwürdige General Dufour. Dieser Veteran hat sich in jenen Tagen ein unsterbliches Verdienst ums Vaterland erworben, nicht bloß, weil er den Geist der Disziplin

in die Armee pflanzte, sondern weil er zugleich ein politischer Mann war, der es einsah und durchführte, daß der Krieg mit Milde und Schonung geführt werden müsse, und daß auch nach dem Kampfe die Eidgenossen nicht als Sieger und Besiegte sich gegenüberstehen dürfen. Ich schlage vor, daß wir voraus dieses edlen und weisen Generals gedenken, der heute in patriarchalischem Alter noch unter uns weilet, daß wir es thun in einem freudigen Hoch und mit einem telegraphischen Gruß an ihn. General Dufour lebe Hoch!"

Wie bekannt ist, kehrten die Glarner, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben, glücklich und wohlbehalten aus dem Sonderbundsfeldzuge heim; mit ihnen auch Lieutenant Heer.

Am 14. Mai fand die ordentliche Frühlingslandsgemeinde statt und soll Heer sich darauf gefaßt gemacht haben, hier und noch mehr bei dem am 4. Juni abzuhaltenden Wahltagwen leer auszugehen. Die Wirklichkeit zeigte aber einen entgegengesetzten Erfolg, offenbarte es vielmehr, daß Heer das ungeschmälerte Vertrauen des Volkes besaß. An der Landsgemeinde vom 14. Mai waren infolge von Tod und Ablehnung bisheriger Mitglieder in der Standeskommission 4 Stellen neu zu besetzen und sofort wurde auch für die erste dieser Stellen unter allgemeinem Beifall Rathsherr Dr. Heer in Vorschlag gebracht. Derselbe erinnerte aber daran, daß nach den Bestimmungen der Verfassung er das hiefür erforderliche Alter noch nicht besitze und deshalb auch unter keinen Umständen gewählt werden könnte; er würde aber auch, wenn dieser Grund nicht bestünde, eine Wahl nicht annehmen, weil nach seiner Ansicht in Demokratien ein jeder von unten auf zu dienen habe.

Auch für das Amt eines Zivilgerichtspräsidenten wurde er in Vorschlag gebracht, aber auch diese Stelle lehnte er mit aller Entschiedenheit ab, aus denselben Gründen, die ihn voriges Jahr bewogen hatten, die Präsidentenstelle des Augenscheingerichtes auszuschlagen. Dagegen erklärte er sich bereit, sich als Mitglied des Zivilgerichts wählen zu lassen, worauf er auch sofort mit jubelndem Mehre als erstes Mitglied dieses Gerichtsstabes ernannt wurde. Als solches pilgerte er dann auch am Montag nach der Landsgemeinde nach Näfels, um den mit dem Präsidium betrauten alt Landammann Müller für Annahme dieser Wahl zu bestimmen.

Vom Wahltagwen Glarus aber wurde Heer nicht nur als Rathsherr bestätigt, sondern sogar — er war persönlich nicht anwesend, sondern hatte das schöne Frühlingswetter zu einem Ausflug in die innern Kantone benutzt — über seine bisherigen Kollegen hinaufgerückt. Ebenso bestätigte ihn der Rath in seiner konstituirenden Versammlung vom 8. Juni als Mitglied der Polizeikommission, der er seit Mai 1847 zugehörte und der er auch bis-

zu seinem Weggang nach Bern treu verblieb (seit 1852 als Präsident), und wählte ihn überdies als Mitglied des Kantonsschulrathes und der Bibliothekkommission.

Von da an tritt er dann auch häufig und immer entschiedener als Redner im Rath und Landrath auf; außer den eigentlich juristischen Fragen sind es namentlich die Anliegen und Gutachten der Schul- und Polizeikommission, die er gegenüber jenen Behörden vertritt. Ebenso besorgte er im Auftrage des Rathes die systematische Anordnung des zivilgerichtlichen Theils des Landbuches, sowie der Rathsverordnungen, eine ziemlich mühsame Arbeit, da bisher eine regellose Anhäufung von Gesetzeserlassen und Revisionen und Verordnungen vorlag.

Die Landsgemeindebühne aber, von der er nachher so manches treffliche Wort zum Volk von Glarus gesprochen, hat er 1849 zum ersten Male betreten. Es geschah dieses bei Vorlage eines neuen Steuergesetzes. An der Landsgemeinde des Vorjahres war bei Besprechung des Büdgets von Verhörrichter Staub der Gedanke angeregt worden, daß das bisherige Verfahren bei Anlegung des Steuerregisters einer Revision unterzogen werden sollte. Dieser Anregung Folge leistend, hatte dann auch der Landrath sub 21. Juni 1848 für Vorbereitung einer sachbezüglichen Gesetzesvorlage eine Kommission niedergesetzt und in diese auch Rathsherr Dr. Heer gewählt. Bisher war die Fertigung des Landessteuerrodels lediglich Sache der bezüglichen Gemeinderäthe gewesen; und dabei geschah es nun, daß die einen Gemeinderäthe es mit der Veranlagung ziemlich genau nahmen, während andere sich gegenüber den Steuerpflichtigen überaus coulant erzeigten, die Gunst ihrer Gemeindegenossen höher anschlagend, als das Interesse des gemeinen Landessseckels. So kam es denn, daß oft diesseits der Linth dasselbe Vermögen ungleich genauer zur Besteurung herbeigezogen wurde, als es jenseits der Linth der Fall war. Die mit der Gesetzesrevision betraute Kommission fand sich deshalb darin einig, daß die Errichtung des Steuerrodels inskünftig nicht mehr bloß Sache der Gemeinderäthe sein dürfe, sondern daß dazu Delegirte des Staates mitberufen werden müssen, so daß für jede Gemeinde die Steuerkommission aus drei Vertretern des Kantons und zwei Mitgliedern des betreffenden Gemeinderathes bestehen sollte. Dagegen theilte sich die Kommission in Beziehung auf die Frage der Selbsttaxation. Heer seinerseits stand in der Kommission und ebenso im Landrathe für dieselbe ein und erzielte hier auch durch sein Votum den Erfolg, daß der Landrath sich mit 34 gegen 29 Stimmen für Selbsttaxation aussprach und das neue Gesetz auf dieser Basis ausarbeitete. Daraus erwuchs denn auch für Heer die Pflicht, an der Landsgemeinde für seinen Entwurf einzustehen und ihn gegen die Angriffe seiner Gegner zu recht-

fertigen. „Dabei vertheidigte er", wie die Glarner Zeitung berichtet, „die Selbstbesteurung in einer ausgezeichneten, das Gepräge der Wahrheit und der innigen, uneigennützigen Ueberzeugung an sich tragenden Rede. Er lehnte sich an die republikanische Grundlage der Selbstbesteurung an und führte schön aus, wie ein guter Bürger es vorziehen sollte, selbst sein Vermögen dem Staate zu eröffnen, als daß Behörden darüber zu Gerichte sitzen und ihn veranlagen. Wolle man eine Reform, so könne sie nur durch Selbsttaxation erzielt werden. Ohne diese werde die Steuerkommission wenig helfen; entweder werde sie nicht genau steigern, dann habe man wieder den alten Schlendrian, oder sie werde dieses stark thun und dadurch die Steuerpflichtigen zum Gelübde zwingen; dann komme man doch auch zur Selbstbesteurung, nur auf einem Umwege und im Gefolge von allerlei Gehässigkeiten."

Er hatte von seinem Platze aus reden wollen; aber da das Volk seinen Landammannssohn und „künftigen Landammann" recht sehen und hören wollte, erscholl stürmisch der Ruf: „uff d'Bühni, uff d'Bühni", welchem der junge Heer klopfenden Herzens folgte, um in bester Weise seiner Aufgabe sich zu entledigen. Dem von ihm verfochtenen Grundsatze den Sieg zu erringen, war ihm zwar nicht möglich, indem die Landsgemeinde mit bedeutendem Mehr den ihr vorgelegten Entwurf verwarf, resp. die Umänderung desselben auf Grund der gewalteten Diskussion und mit Ausmerzung der Selbsttaxation verfügte. Dagegen kehrten die Herren Landleute nach Hause zurück mit dem Bericht, daß in dem jungen Heer ein ausgezeichneter Redner erstanden sei. Dabei hatte es den Meisten noch ganz besonders wohl gefallen, daß Heer auch auf der Bühne des echten „Glarnerdütsch", „dieser schönsten aller Sprachen" — für Glarnerohren nämlich — sich bedient hatte. Nicht wenige der damaligen Landsgemeinderedner glaubten es nämlich ihrer Bildung und staatsmännischen Begabung schuldig zu sein, daß sie bei ihren Vorträgen sich der schriftdeutschen Ausdrucksweise bedienten, so unbequem auch den mehrern von ihnen diese Rüstung sein mochte, so oft sie auch in Gefahr stunden, sich gegen die Regeln der Grammatik zu verstoßen oder auf einmal — wenn sie recht ins Feuer geriethen — aus dem Schriftdeutschen ins gute Glarnerdeutsch zu verfallen. Heer dagegen, dem die regelrechte Verwendung des Schriftdeutschen geringe Sorge gemacht hätte, blieb seinem Glarnerdialekt treu [1]) und

[1]) Wie er in einem spätern Briefe andeutet, bestimmte ihn dabei das demokratische Gefühl, daß „an einem Volkstag, wo der Mann aus dem Volke ebenso gut seine Rede hält, wie der Gebildete, wo das Volk tagt, mit und zu ihm auch in seiner Sprache gesprochen werden und der Unterschied fallen soll, den der Gebrauch der Schriftsprache

gewann sich dadurch ganz besonders den Ruf, trotz seiner Aristokratie und seiner gelehrten Bildung ein recht „ländlicher" Redner zu sein, dazu bestimmt, einst Landammann von Glarus zu werden.

---

manifestirte." Selbstverständlich bezieht sich das nur auf die Diskussionen, die hier geführte Rede und Gegenrede, während für die Eröffnungsrede — den Weiheakt der Landsgemeinde — auch von Heer die Schriftsprache bevorzugt wurde.

4. Als Aktuar des Kantonsschulrathes.

In einem seiner Briefe, in welchem er sich die Möglichkeiten vorlegt, was er denn beim Austritt aus dem Staatsdienst wohl am ehesten werden möchte, kommt er zum Schlusse: Am liebsten Pfarrer oder Lehrer. Nur fügt er dann bei, fehlte mir eben zu beidem das Patent, und kann es deshalb auch daraus nichts werden. Wenn dieser Scherz immerhin verrathen mag, wie viel Neigung ihn zum Schulwesen hinzog, zeigen wiederum verschiedene Aufzeichnungen über Schulbesuche, mit wie viel Scharfblick und Verständniß er die Lehrer und ihre Schulen zu beurtheilen verstand. Landammann und Rath des Kantons Glarus hatten ebendarum eine gute Wahl getroffen, als sie ihn 1848 Juni zum Mitglied des Kantonsschulrathes, dem er bis 1875 angehörte, erkoren. Mit welchem Eifer er in dieser Stellung thätig war, erhellt wohl daraus, daß er sich in der darauffolgenden konstituirenden Versammlung dieser Behörde mit dem ziemlich mühevollen Aktuariate betrauen ließ und diese Stelle auch, als er 1852 zum Landstatthalter gewählt wurde, bis zum Jahr 1857 beibehielt, so daß der Stellvertreter des Landammanns zugleich als Schreiber einer obrigkeitlichen Kommission funktionirte.

Als solcher hat er z. B. in der Amtsperiode von 1848/51 211 Schreiben expedirt, ebenso während der 9 Jahre, in denen er das Aktuariat bekleidete, eine reiche Anzahl mustergültiger Protokolle geführt, sowie im Namen des Kantonsschulrathes treffliche Amtsberichte verfaßt. Aus den erstern — den von Heer verfaßten Briefen — theilt mir das Schulpräsidium von Luchsingen ein Schreiben vom 23. Dezember 1849 an dortige Schulvorsteherschaft mit, das ich gern an dieser Stelle wiedergebe. Es zeigt uns dasselbe einerseits den klaren, väterlich-ernsten Ton, mit dem der Aktuar des Kantonsschulrathes eine säumige Schulpflege an ihre Pflicht erinnert; anderseits sehen wir in demselben recht anschaulich die Schwierigkeiten, mit denen der damalige Kantonsschulrath zu kämpfen hatte, so daß uns daraus zugleich ein Stück Schulgeschichte der 1840er Jahre entgegen tritt. — Er schreibt also:

„Nachdem der Schulrath aus dem Munde derjenigen zwei Mitglieder, welche am 3. Dezember abhin sich nach Luchsingen verfügt hatten, um mit Ihnen über die verschiedenen, in Ihrer Schule herrschenden Uebelstände

Rücksprache zu nehmen, ausführlichen Bericht über Ihre daherige Mission vernommen hat, so findet sich derselbe bewogen, Ihnen nachfolgende Bemerkungen zu machen:

1) Höchst unangenehm berührte uns der Bericht unserer Herren Deputirten über die sträfliche Nachlässigkeit, mit welcher die Aufsicht über den Schulbesuch in Ihrer Gemeinde gehandhabt werde; die klaren und unzweideutigen Vorschriften des Gesetzes sind offenbar umgangen, Schüler, welche während eines ganzen Jahres die Schule nie oder doch selten besucht haben, nicht geahndet; die Tabellen über die Schulversäumnisse, welche natürlich die Grundlage des ganzen spätern Verfahrens bilden müssen, gar nicht oder ganz unordentlich und unzuverlässig geführt worden! Sie werden selbst nicht in Abrede zu stellen vermögen, daß eine derartige Nachlässigkeit in der Pflichterfüllung bei einer Vorsteherschaft, die kraft ihres Eides da ist, um das Gesetz zu handhaben, Anlaß zu sehr ernsten Rügen böte; allein mit Freuden wollten wir die Vergangenheit der Vergessenheit übergeben, wenn nur in Zukunft diese schreienden Uebelstände abgestellt werden; daß aber dieses geschehe, dafür muß die kantonale Oberaufsichtsbehörde etwelche Garantien haben. Das Absenzenregulativ von 1840, das auch in Ihren Händen sein wird, schreibt ausdrücklich vor, daß die Schulvorsteherschaft sich monatlich wenigstens einmal zu versammeln habe, um die vom Präsidenten vorzulegenden Auszüge aus den Versäumnißlisten zu behandeln. Dem ist bis dato bei Ihnen nicht nachgelebt worden; in Zukunft aber muß es durchaus geschehen; um dessen versichert sein zu können, ist Herr Pfarrer Speich verpflichtet, allmonatlich dem Herrn Pfarrer Tschudy, als Inspektor des Hinterlandes, einen kurzen Bericht einzusenden über die stattgehabte Sitzung der Schulpflege und die darin behandelten Absenzfälle. — Diese ausnahmsweise Bestimmung findet in den traurigen Erfahrungen der letzten Vergangenheit mehr als hinlängliche Rechtfertigung.

2) Auch in betreff Ihrer Repetirschulen finden wir uns zu einer Bemerkung veranlaßt: Wie uns berichtet wurde, besuchen diejenigen Kinder, welche in die Spinnerei gehen, nicht die ordentliche Repetirschule, sondern für sie ist eine besondere sogenannte Spinnereischule am Sonntag Morgen, während des Gottesdienstes, eingerichtet. Diese Einrichtung scheint uns nicht nur nicht zweckmäßig, sondern geradezu verkehrt und schädlich. Abgesehen davon, daß dadurch Lehrer und Schüler dem Gottesdienste entzogen werden, was doch auch nicht sein sollte, halten wir Sonntagsschulen auch aus dem Grunde für unpassend und verderblich, weil die Kinder, welche die ganze Woche hindurch strenger Arbeit obliegen, und sich in der dumpfen, ungesunden Luft der Spinner-Säle aufhalten müssen, am Sonntag durchaus Ruhe und Freiheit haben sollten; der Schulbesuch aber ist für jedes Kind

doch auch wieder eine Art Arbeit und Anstrengung und so wird diesen armen Kindern der einzige, ersehnte Ruhetag der Woche auch noch verkümmert. Zudem läßt sich voraussehen, daß eine solche Schule, in welcher die Schüler eben nichts als eine verhaßte Störung ihres Feiertages erblicken können, nicht das Nämliche wirken werde, als wenn die Kinder mit Freude und gleichsam zur angenehmen Unterbrechung der bloßen Handarbeit hineingingen. Wir müssen Sie daher ernstlich ersuchen, auch die Spinnerei-Kinder zu der gewöhnlichen Repetirschule an einem Wochentage herbeizuziehen; wenn zwar dadurch den Eltern etwas an Verdienst abgeht, so mögen dieselben wohl bedenken, daß die Kinder doch nicht bloß um des Gelderwerbes willen auf der Welt sind, und daß die Rücksicht auf ihr geistiges und leibliches Wohlergehen, welche beide hier in Betracht fallen, obenan stehen muß.

3) Endlich sprechen wir noch die Hoffnung und Erwartung aus, daß, Ihrem Versprechen gemäß, die Arbeitsschule in Ihrer Gemeinde recht bald wieder werde angehoben werden."

Gegen dieselben beiden Uebel der schlechten Handhabung des Absenzenregulativs und der Sonntagsschulen der Maschinenkinder, gegen welche er im vorliegenden Briefe zu Felde zieht, hatte Aktuar Heer wohl oft noch die Feder zu ergreifen, wie in Briefen an einzelne Schulpflegen, so auch noch im Amtsbericht von 1848/51. Nicht weniger machte die Ueberfüllung einzelner Schulen, der erst das 1873er Schulgesetz ein Ende machte, fort und fort zu schaffen. Solchen Uebelständen gegenüber empfand es der Kantonsschulrath als ein Hemmniß, daß ihm so geringe finanzielle Mittel zur Verfügung standen. Wer wüßte es ja nicht, welch' treffliche Dienste hier unter dem Monde zur Unterstützung eines leisen Winkes ein blankes Goldstück thut; und auch Schulbehörden sind oft so viel geneigter, gute Räthe entgegenzunehmen, wo sich mit dem guten Rathe eine freundliche Gabe verbindet. Eben solches zu thun, hatte aber der Kantonsschulrath wohl große Lust, aber keine Kraft. So schreibt Heer 1854 einem ihm befreundeten Schulpräsidenten, und zwar sehr früh noch im Jahr (6. Februar): „Was Dein Bittgesuch anbetrifft, so muß ich Dir gestehen, daß wir im Schulrathe so stark im Pech sitzen, wie nur irgend ein armer Pfarrer oder Schulmeister im ganzen Land, und daß wir, wenn man uns heute den Kirchenruf gehen ließe, sammt und sonders, mit Respekt zu melden, als Lumpen ausgehen würden. Wir haben letztes Jahr so schmählich gewirthschaftet, daß wir bereits ein starkes Stück des 1854er Kredites anticipando verzehrt haben, ehe das Jahr 1854 das Licht der Welt erblickte. Nun ist alle Aussicht vorhanden, daß trotz vorgenommener Hauslichkeit der 1854er Kredit erschöpft sein wird, sobald „die ersten Lerchen schwirren".

Das ist ein kitzlicher Zustand, welcher Schulräthe schwitzen machen kann. Daß man bei sothanen Umständen möglichst spart und zusammen hält, wirst Du begreifen; aber schmählich wäre es allerdings, wenn arme Schulmeister, noch zudem in theurer Zeit, unsere letztjährigen Prodigalitäten (zu Gunsten namentlich des Tschudi'schen Lesebuchs) büßen müßten. Ich hoffe, man wird doch Mittel finden, es zu vermeiden."

Als ein Mittel gegen solche Verlegenheiten wurde dem damaligen Kantonsschulrathe die Zentralisation des Schulwesens empfohlen, spricht sich aber Heer in seinem Amtsberichte von 1848/51 in folgender Weise über dieses auch seither öfters wieder besprochene Projekt aus: „Wir wissen natürlich nicht, inwiefern ein solches Verfahren bei unserm Landvolke Anklang fände; wir bezweifeln einstweilen den Erfolg eines derartigen Vorschlages im höchsten Grade. Aber wenn auch Geneigtheit dafür vorhanden wäre, so könnten wir in dieser Zentralisation — abgesehen von der Frage, ob rechtlich sich die Sache so ohne Schwierigkeiten thun ließe und abgesehen von den finanziellen Folgen — keineswegs einen Fortschritt erblicken. Unser ganzes ländliches Staatswesen beruht auf der Grundlage sehr freier, ihre Angelegenheiten selbstständig ordnender Gemeinden, also auf der Grundlage möglichster Dezentralisation. Man mag darüber streiten, ob nicht in vielen Dingen eine größere Berechtigung der Staatsgewalt wünschbar wäre; im Allgemeinen ist die Existenz freier Gemeinden mit der ganzen Geschichte und Entwicklung, sowie mit dem innersten Wesen unsers Landes so innig verknüpft und verwachsen, daß es sich schwerlich darum handeln kann, diese Grundlage all unserer Zustände zu verrücken, sondern höchstens darum, im einzelnen Falle die Vollberechtigung der Gemeinden zu Gunsten der Staatsgewalt mehr oder weniger zu beschränken. Völlige Zentralisation des Schul- oder auch des Kirchen- oder Armenwesens wäre aber wirklich eine totale Verrückung jener Grundlage, ein vereinzeltes Stück Zentralisation in einem Organismus, dessen Hauptlebensthätigkeit sonst überall an der Peripherie pulsirt. Ueber die Vorzüge oder Nachtheile der Zentralisation im Allgemeinen einzutreten, ist natürlich hier nicht der Ort, aber in betreff des besondern Gebietes, worüber wir zu reden haben, in betreff des Schulwesens, ist es nicht schwer, sich die großen Nachtheile zu vergegenwärtigen, die aus einer solchen Staatsschule entstehen würden. — Freilich wäre es einem Kantonsschulrathe dann sehr leicht gemacht, alle möglichen Verbesserungen, deren Durchsetzung ihm jetzt häufig fast oder ganz unmöglich ist, von oben her einfach zu befehlen; aber etwas schwieriger wäre es, dafür zu sorgen, daß der Befehl auch überall verständig und prompt ausgeführt werde; in den Gemeinden würde sich das Interesse an der Schule bald verlieren, da das Interesse überall

nur da zu finden ist, wo auch die Möglichkeit einer thatsächlichen Einwirkung besteht: die Schule, die jetzt der Sorge und Pflege der Gemeinden anvertraut ist und in den meisten Orten durch diese Sorge und Pflege recht gut gedeiht, würde ohne Zweifel sehr bald eine der Gemeinde fremde Institution werden, zu der sich Vorsteherschaft und Gemeindsgenossen in ein gleichgültiges, wo nicht feindseliges Verhältniß setzten. Ob für den Verlust des Interesses und der Obsorge in der Gemeinde dannzumal die Schule (und besonders auch die Lehrer) einen hinreichenden Ersatz in der Thätigkeit einer kantonalen Behörde finden würden, darf wohl mit Recht stark bezweifelt werden."*

Ich habe schon erwähnt, daß so weit Zeit und Gelegenheit ihm gegeben war, er auch gern selbst Schulen besuchte; auf was er dabei besonders gesehen, mögen zum Schlusse ein paar sachbezügliche Bemerkungen aus seinen Briefen zeigen. So schreibt er über zwei Lehrer jener Zeit: „Lehrer N. hat Proben eines schönen Lehrtalentes, und was mehr ist, eines ernsten,

---

* Es thut mir leid, nicht auch abdrucken zu dürfen, was Heer in demselben Amtsbericht über Seminarbildung, gegen den allzufrühen Austritt aus der Schule, über die Verpflichtung der Fabrikanten zur Fürsorge für die moralische Entwicklung der Fabrikkinder sagt. Der Raum gestattet es nicht. Dagegen sei an dieser Stelle noch mitgetheilt ein Passus, dessen Fragen und Klagen auch heute, 33 Jahre später, noch keineswegs verstummt sind. Pag. 4 des gedachten Berichtes schreibt Heer:

„Besonders ist es eine Klage, die häufig gehört wird und jedenfalls nicht aus dem Leeren ist, daß die Schule zu wenig Vermittlung mit dem Leben habe, daß dasjenige, was sie mit endloser Mühe während 6 voller Jahre in der Alltagsschule und während 2 weitern in der Repetirschule an den Kindern zu bilden und zu schaffen sucht, so gar wenig Bestand und Festigkeit hat; daß überhaupt der enorme Aufwand an geistigen und materiellen Kräften, der für die Hebung der Schule schon gemacht worden ist und fortwährend gemacht wird, noch keineswegs zu den Ergebnissen an Erleuchtung, Erhebung und Veredlung der jüngern Generation geführt hat, die man billiger Maßen erwarten sollte und auch wirkich erwartet hat. Indessen stehen wir in dieser Beziehung jetzt gerade in der schlimmsten und trostlosesten Zeit: so weit sind wir wohl, daß wir von der freudigen Begeisterung der 30er Jahre ernüchtert zur Erkenntniß der Mängel und der Unzulänglichkeit in unsern Schulzuständen gelangt sind; aber noch ist die Frage: wie sollte es denn sein, wo fehlt es eigentlich und wie wäre es anzufangen, um zum Rechten zu gelangen? eine ziemlich unbeantwortete, die ihrer Lösung vorläufig, ohne Aussicht auf baldigen Erfolg, entgegenharrt. Durch die auffallend günstigen Resultate in landwirthschaftlichen Armenschulen (z. B. gerade in unserer Linth-Kolonie), wo bei weit geringerer Schulzeit gleichwohl mehr dauerhaft bleibende Schulkenntnisse erworben werden, als in den gewöhnlichen Dorfschulen, sind Viele schon auf den Gedanken gekommen, auch in diesen letztern der Handarbeit, und zwar vorzüglich der landwirthschaftlichen, Eingang zu verschaffen; aber dieses Streben ist bis jetzt auch nur ein bloßes Problem geblieben, dem wir vorderhand keine große praktische Bedeutung beilegen können."

tüchtigen Sinnes abgelegt. Ich hoffe, wir haben an ihm eine ganz gute Erwerbung gemacht. An L. gefällt mir ganz besonders das Prunklose und durchaus Wahrhaftige seiner Manier — was freilich seinem Wesen überhaupt entspricht."

Ueber einen Lehramtskandidaten wiederum meldet er einem Freunde: „N. N. hat in einzelnen Fächern — namentlich im Rechnen und Schweizergeschichte — erhebliche Mängel und Lücken gezeigt, und ich soll Dich bitten, dem jungen Mann in ernstlicher Weise die Nothwendigkeit weiterer Fortbildung ans Herz zu legen. Seine beiden Aufsätze — besonders die Lebensbeschreibung — haben mich dagegen sehr angesprochen: Sie sind sehr tüchtig und verständig gedacht und auch die Form läßt wenig zu wünschen übrig. Ich glaube wirklich, daß Ihr gar keine schlechte Wahl treffen werdet; die Wissenslücken lassen sich leicht ausfüllen; das Beste aber bleibt ein tüchtiger, ernster Charakter und es müßte mich Ton und Inhalt seiner Aufsätze völlig täuschen, wenn nicht dieses unschätzbare Requisit sich bei N. N. fände."

Ueber den Mathematikunterricht eines Sekundarlehrers aber schreibt er: „In dieser Beziehung scheint es uns unerläßlich zu sein, daß dem Schüler kein Irrthum und am wenigsten ein bloß ungefähres Wissen nachgesehen werde: denn wenn es eine allgemeine Wahrheit ist, daß ungenaues Halbwissen schlimmer ist als Nichtwissen, so ist dieses ganz besonders der Fall in allen mathematischen Fächern: Hier gilt es gerade, den Schüler zu einem strengen, klaren Denken und Wissen anzuleiten, und es darf sogar behauptet werden, daß der Segen eines guten, mathematischen Unterrichtes nicht sowohl darin bestehe, daß dem Schüler eine gewisse Masse positiver Kenntnisse beigebracht werde, als vielmehr darin, daß er die Fähigkeit erhalte, mathematisch zu denken: das aber ist nur möglich, wenn alle vorkommenden Begriffe mit der größten Bestimmtheit und Schärfe entwickelt werden und der Lehrer nicht ruht, bis er sich überzeugt hat, daß der Schüler — wenigstens derjenige, der von Natur überhaupt zu mathematischem Denken befähigt ist — das Mitgetheilte ebenfalls scharf und bestimmt aufgefaßt habe. Wird dieser Grundsatz schon in den Anfängen treu beobachtet, so ist damit ein Fundament gelegt, auf welchem das Spätere und Schwerere sich dann leicht und sicher aufbauen läßt; fehlt aber dieses Fundament, so wird alles Spätere unsicher und unhaltbar werden. Auch muß beim Rechnen neben dem Zifferrechnen das Kopfrechnen nie außer Acht gelassen werden: denn es ist nicht bloß höchst brauchbar fürs Leben, sondern es bildet eine eigentliche Gymnastik des Verstandes, indem es denselben in kühnen und schwierigen Operationen übt und kräftigt."

Wie er hier vor Allem auf Bestimmtheit und Klarheit des Denkens

dringt, so bittet er aus derselben Ursache einen andern Lehrer, doch möglichst darauf zu halten, daß die Schüler nicht bloß mit einzelnen Worten, sondern in ganzen Sätzen antworten: „Es kommt nicht selten vor, daß der Schüler ungefähr richtig weiß und also auf eine Frage, wenn er bloß mit einem einzelnen Worte Bescheid geben muß, so antwortet, daß man annehmen darf, er habe den richtigen Begriff, während in Wahrheit das volle und sichere Verständniß doch nicht vorhanden ist und der Irrthum ohne Zweifel sofort an den Tag käme, wenn die zusammenhängende Darstellung gefordert würde."

5. Evangelische Hülfsgesellschaft und Armenerziehung. 1847—1875.

„Gottlob ist unter unserm Wohlstand die Zahl derer nicht gering, die es als das schönste Vorrecht ihrer glücklichen Lage erkennen, daß ihnen die Kraft gegeben ist, der leidenden Menschheit die hülfreiche Hand zu bieten."
Heer, Aufruf, 1850.

Unter den Eindrücken der furchtbaren Nothstände, die damals auf unserm Ländchen lasteten, hatten sich am 10. Mai 1813 auf Einladung von Landammann Niklaus Heer auf dem Rathhaus in Glarus eine Anzahl wohlmeinender Männer besammelt, welche die Stiftung einer „evangelischen Hülfsgesellschaft" beschlossen. Unter ihrem Patronate entstand die Linthkolonie, welche am 4. April 1819 als Erziehungsanstalt für arme verwaiste Knaben eröffnet werden konnte. Neben Pfarrer H. Heer und Zeugherr Schindler von Mollis war vor Allem Landammann Kosmus Heer einer der eifrigsten und thatkräftigsten Förderer dieser Anstalt. Es war ebendarum durch die Familientradition gegeben, daß auch Dr. Heer der Hülfsgesellschaft und ihres Pflegekindes — der Linthkolonie — sich annahm. Schon unterm 12. Juli 1847 trat er der Gesellschaft bei und am 25. April 1848 wird er auch zum Mitglied der Direktion und am 11. Oktober desselben Jahres zu ihrem Aktuar erwählt. In eben jener Zeit war der Gedanke an die Gesellschaft herangetreten, ob es nicht am Platze wäre, eine Schwesteranstalt zu der bestehenden Kolonieanstalt ins Leben zu rufen. Den äußern Anstoß hatte zunächst ein Versehen, das die Direktion der Hülfsgesellschaft begangen hatte, gegeben. Im Besitze eines allzugroßen Landkomplexes, den sie mit ihren Schülern nicht zu bewältigen vermochte, hatte sie gesucht einen Theil desselben, der namentlich wegen seiner Entfernung von der Anstalt sehr unbequem lag, zu veräußern, und glaubte sie einen daherigen Verkauf unter ziemlich günstigen Bedingungen abschließen zu können. Sie hielt sich der Sache schon so sicher, daß sie ein anderes, kleineres, aber der Anstalt näher gelegenes und gut zu bebauendes Landstück ankaufte. Dieser Kauf wurde gültig; der geplante Verkauf dagegen zerschlug sich in letzter Stunde. Statt überflüssiges Land

verkauft zu haben, hatte man also zu dem schon vorhandenen nun noch neues hinzuerhalten und fand sich darum in großer Verlegenheit. Die Gesellschaft wandte sich deshalb um Hülfe an den Rath und trug ihm einen Theil ihres Landes zum Ankauf an. Derselbe lehnte aber diesen Antrag ab und antwortete der Gesellschaft, statt Land zu verkaufen sei es viel klüger, eine zweite Anstalt zu gründen, die ja ohnehin für unser Land ein Bedürfniß sei. Freudig ging die Gesellschaft auf diese Anregung ein und gelangte sofort an den Landrath mit einer Memorialseingabe, worin um Ueberlassung des Neulandleuten- oder Reservefonds oder doch des größten Theiles des einen dieser Fonds zum Behufe der Errichtung einer neuen Armenschule auf Kolonieboden nachgesucht wurde. Hier fand aber diese Eingabe so schlechte Aufnahme, daß der Präsident der Hülfsgesellschaft, um sie vor dem „Beiwagen" zu retten, sie wieder zurückzog. Ein Theil der Hülfsgesellschaft wollte daraufhin den Gedanken wieder fallen lassen; der muthigere Theil, der auch die Mehrheit für sich gewann, drang darauf, sich durch ein einmaliges Mißlingen nicht abschrecken zu lassen, sondern nun durch das Mittel der Privatwohlthätigkeit sein Ziel zu erreichen. Diese letztere für das Projekt zu gewinnen, wurde ein Aufruf an das wohlthätige Publikum beschlossen, und der Aktuar Heer mit dieser Aufgabe betraut. In würdiger und schöner Weise entledigte er sich derselben in seiner „Ansprache der evangelischen Hülfsgesellschaft an das wohlthätige Publikum zum Zwecke der Erweiterung der Armenschule auf der Linthkolonie", — der Erstlingsarbeit seiner von da ab so oft für gemeinnützige und patriotische Zwecke thätigen Feder.

In dem ersten Theil dieser Arbeit, dem auch vorstehende Mittheilungen größtentheils entnommen sind, erzählt er in klarer und übersichtlicher Weise die bisherige Geschichte der Linthkolonie, während er im zweiten Theile die Nothwendigkeit ihrer Erweiterung darthut.

Er erinnert hier zunächst an die vorausgehenden Nothjahre und weist darauf hin, wie es nicht genug sei, die vorhandene Armuth zu lindern, wie es vielmehr gelte, die Quellen der Verarmung zu verstopfen. „Ohne Zweifel hatten die Jahre 1846, 47 und 48 die providentielle Bestimmung, uns auf diesen Weg recht eindringlich hinzuweisen, indem sie uns so deutlich zeigten, wie schlimm wir im Grunde daran seien. Und in der That, so sehr diese Jahre für manchen Einzelnen mit Noth und Jammer erfüllt waren, sind sie gleichwohl für das Ganze wahre Segensjahre gewesen, wenn sie in allen Ständen und in jedem Einzelnen das bewirkt haben, was sie wirken konnten und sollten; wenn der Arme daraus die Lehre entnahm, daß man am guten Tage sparen müsse, damit man nicht entblößt dastehe, wenn ein böser herannaht; und wenn der Wohlhabende

darin die Aufmunterung fand, je an seinem Orte das Seinige zu thun, um der Armuth vorzubeugen oder unter die Arme zu greifen. In der That gab sich während der genannten Jahre in unserm Lande fast überall ein Geist kund, der unter dem vielen materiellen Jammer zu den wahrhaft erhebenden und tröstlichen Erscheinungen gehörte; die Noth rückte die verschiedenen Klassen der Bevölkerung näher aneinander; die Wohlhabenden zeigten allerwärts guten Willen zum Helfen, und die Armen lohnten, wenigstens durchgängig, mit Zutrauen und Dankbarkeit; Land, Gemeinden und Privaten thaten das Möglichste, um das Elend zu lindern, und wohl darf sich unser Kanton mit dem Bewußtsein schmeicheln, daß vielleicht nirgends so viel Bedürfniß gewesen, aber auch nirgends mehr gethan worden sei, als gerade bei uns. Aber so sehr dieses anzuerkennen ist, so bestimmt müssen wir an diese Anerkennung eine neue Forderung knüpfen, nämlich die, daß man nicht jetzt, wo anscheinend die Gefahr vorüber ist, die Hände in den Schoß lege und getrost warte, bis neue Noth über das Land hereinbreche und dann erst wieder helfe, wenn die Hülfe am schwierigsten ist und häufig schon zu spät kommt. Wenn die Noth einmal da ist, so muß man sich — wie wir erfahren haben — darauf beschränken, für den Augenblick zu helfen und dem dringendsten Bedürfniß zu genügen; dagegen sollten eben die guten Jahre dazu angewendet werden, für die schlimmen vorzuarbeiten, und unbestreitbar ist es, daß oft durch eine vorbauende (prophylaktische) Thätigkeit mit geringen Opfern Verhältnisse verhütet werden könnten, welche, wenn man dies unterläßt, später mit großen Summen nicht wieder zu beseitigen sind."

„Und dabei dürfte es wohl unbestreitbar sein, daß hiefür kein Mittel größere Aufmerksamkeit verdient, als die Armenerziehung. Wir haben es oben schon gesagt und wiederholen es hier, daß das Almosengeben, und geschähe es auch in seiner richtigsten Form als Arbeitgebung, nur ein höchst unvollkommenes Mittel der Armenversorgung bleibt, indem es der Armuth kein Opfer entreißt und häufig, wenn es nicht mit höchster Weisheit angewendet wird, geradezu schädlich wirken kann. Will man einen Menschen wirklich aus dem Kreise der Dürftigkeit emporziehen, will man ihn aus einem armen zu einem sich selbst erhaltenden Menschen machen, so muß man ihm nicht Geld und Gut geben; aber man muß ihn bekannt machen mit den Bedingungen einer wahrhaft menschlichen Existenz, man muß seine körperlichen und geistigen Kräfte ausbilden, damit er sie nützlich, zu seinem und seiner Mitmenschen Frommen anwenden kann: mit Einem Worte: man muß ihn erziehen." —

Nachdem er diese Nothwendigkeit der Armenerziehung noch weiter begründet hat, bespricht er namentlich die Vorzüge landwirthschaftlicher

Armenschulen, wie sie, von Pestalozzi angeregt, Fellenberg in seiner Wehrlischule praktisch zur Anschauung brachte, nach deren Muster auch unsere Kolonieanstalt eingerichtet worden. „Ihre großen Vorzüge vor den städtischen Waisenhäusern sind eigentlich unbestritten, und die beste Anerkennung derselben liegt wohl darin, daß, wo heutzutage Waisenanstalten gestiftet werden, dieselben überall außer die Städte verlegt und mit einem landwirthschaftlichen Betriebe in Verbindung gesetzt werden; ja in Solothurn ist man so weit gegangen, ein bereits seit langen Jahren bestehendes städtisches Institut aufs Land hinaus zu verpflanzen und in eine landwirthschaftliche Armenschule zu verwandeln. Auch darf getrost auf unsere eigene Anstalt, auf die Kolonie und ihre Früchte verwiesen werden; wir zweifeln daran, ob die nämlichen Resultate in einem städtischen Waisenhause erreicht worden wären. Denn die Beschäftigung mit dem Landbau, der damit verbundene stete Verkehr in und mit der Natur ist eines der größten und mächtigsten Bildungsmittel: es entwickelt sich dabei früh ein fester, gesunder, tüchtiger Sinn, und indem der Körper durch die viele Bewegung, durch die, alle Theile desselben gleichmäßig in Anspruch nehmenden Kraftanstrengungen gelenkig und kräftig gemacht wird, kräftigt und stählt sich auch die Seele: es ist überhaupt eine Wahrheit, die man theoretisch zu den Gemeinplätzen zählen mag, die aber in praxi so unendlich häufig übersehen wird, daß die Bildung des Menschen eine harmonische sein sollte, daß Körper und Geist gleichzeitig und gleichmäßig sich entwickeln müssen, wenn nicht beide darunter Schaden leiden sollen. Dieser Forderung zu genügen, hat aber gerade die landwirthschaftliche Armenschule, aus angeführten Gründen, die beste und reichlichste Gelegenheit; während in den städtischen Instituten wesentlich nur auf den Geist gewirkt wird, und die künstlichen Bildungsmittel für den Körper, als: Turnen, Spielen, Exerzieren u. dergl. m., weder so kräftigend, noch so veredelnd wirken, als eine landwirthschaftliche Thätigkeit, die ohnedies für die Gegenwart und Zukunft eine Quelle praktischen Nutzens für die Zöglinge ist."

Die für die Gründung einer neuen Anstalt nöthige Summe berechnet der Berichterstatter auf 32,000 fl. und fährt dann fort: „So groß dieses Opfer scheint, welches dadurch unsern Mitlandleuten zugemuthet wird, so sehr sind wir gleichwohl der Ansicht, daß an der Möglichkeit in keiner Weise zu zweifeln sei, und daß das Gelingen oder Nichtgelingen einzig und allein davon abhange, ob der gute Wille dazu vorhanden sei, ob namentlich das Gefühl von der Dringlichkeit und der Nothwendigkeit einer umfangreichern Thätigkeit im Armenerziehungswesen unser Volk durchdringe oder nicht? Denn wenn es in den Dreißigerjahren möglich war, in der einzigen

Gemeinde Glarus zum Zwecke der Erbauung eines neuen Schulhauses und der Organisation einer höhern Schule in wenigen Tagen über 35,000 fl. zusammenzubringen, wenn es der Gemeinde Näfels, dieser wenig vermöglichen Gemeinde, zu Anfang der Vierzigerjahre gelang, zur Stiftung eines Armenhauses bei ihren Bürgern über 4000 fl. einzusammeln, so ist in der That die Beschaffung von 30,000 fl. im ganzen evangelischen Landestheile ein wahres Kinderspiel, wenn nur der Zweck, wofür gesteuert werden soll, allgemein als ein wohlthätiger, ja als ein dringend nothwendiger erkannt wird. Wäre es möglich, jenen Geist wieder wachzurufen, der im Jahr 1816 in beispiellos bedrängter Zeit so Unglaubliches leistete, — o so bedürfte es keines Wortes mehr, um das Unternehmen ins Leben zu rufen, das wir heute der Gunst des wohlthätigen Publikums empfehlen! Wenn wir auf das Beispiel von 1816 verweisen, so geschieht es, weil es in der That kein schöneres Vorbild geben kann, woran ein späteres Geschlecht gemahnt werden dürfte: in einer Zeit des Hungers und der Theurung, die selbst den Wohlhabenden drückend zu werden anfing; wo für die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse des Augenblicks alle Vierteljahre außerordentliche Landesarmensteuern aufgenommen werden mußten, die zudem sehr reichlich ausfielen; — in einer Zeit, wo kaum die Hälfte des Reichthums im Lande zu finden war, dessen es sich jetzt erfreut, fanden die Wohlhabenden im Kanton dennoch die Mittel, um zu einem bleibenden Zwecke, also für die Zukunft, die ungeheure Summe von 70,000 fl. zusammenzulegen! Wahrlich das ist ein Denkmal für jene Zeit, um welches wir sie beneiden müssen. Sollten wir hinter jenem Vorbilde zurückbleiben? sollten wir den Vorwurf an uns kommen lassen, daß in günstiger, wohlfeiler Zeit die reichen Söhne karger seien als die Väter in jenen traurigen Tagen?"

„Auf denn zum Werke, ihr Wohlhabenden und Begüterten! Liegen nicht, wie ein böser, beängstigender Traum drei Jahre voll Elend und Noth hinter uns, und jetzt ist alles schon wieder so herrlich aufgelebt; der Boden liefert uns wieder gesunde, reichliche Nahrung, und Handel und Wandel blüht wieder in üppiger Fülle empor: ist es da nicht der rechte Augenblick, daß wir ein Dankopfer darbringen für die Rettung aus schwerer Heimsuchung? Und wie könnten wir das schöner und sinnreicher thun, als durch die Gründung einer Erziehungsstätte auf der Linthkolonie? Wäre es doch, wenn die beiden Anstalten so friedlich und segensreich neben einander erblühen würden, wie wenn die alte ein Denkstein sein sollte für die Nothjahre von 1816/17, die neue für die Nothjahre 1847/48, und könnte man dann nicht mit Stolz und Freude jedem Fremdling diese beiden Denksteine zeigen und sagen: Siehe, bei uns erwächst

aus der Saat der Theurung und der Noth solche liebliche Frucht des Segens!"

„Mit frohem Muthe treten wir darum vor das wohlhabende und wohlthätige Publikum; mögen wir an dasselbe keine Fehlbitte thun. Gott aber segne unser Beginnen und lasse es gedeihen!"

Ueber den Erfolg dieser seiner Ansprache kann er einem seiner Freunde am 31. Mai 1850 — einige Wochen nach dem Hinschied seiner Mutter — melden: „An unserer projektirten Erweiterung der Kolonie-Anstalten nahm die Selige noch den lebhaftesten Antheil; die letzte hohe Freude ihres Lebens war die, daß — am Tage vor ihrem Tode — Herr Landschreiber Brunner zu Gunsten jenes Unternehmens 1200 fl. unterzeichnete. Wie sehr würde es sie freuen, wenn sie jetzt das glückliche Gedeihen des Werkes mit ansehen könnte, das zuerst mit so großen Besorgnissen und bangen Ahnungen begonnen wurde! In der That war es ein kleines Häuflein Gläubiger, die es für möglich hielten, auch nur annähernd 30,000 fl. zusammenzubringen; lange Zeit waren Hr. Pfarrer Trümpi in Schwanden und ich die Einzigen, die zuversichtlich hoffen zu dürfen glaubten; als aber anfangs gerade in Glarus gar schlechte Anzeichen zu Tage traten und sehr reiche Leute nicht Hand anlegen wollten, da, muß ich gestehen, hat auch mich für einige Zeit der Zweifel beschlichen; endlich aber tagte es doch: einige gute Beispiele wurden gegeben und diese übten die gewohnte sprichwörtliche Macht aus; Einer nach dem Andern trat in die Reihen und Mancher, der zuerst positiv abschlägig sich geäußert, gab nachher noch einen namhaften Beitrag. So stehen wir denn jetzt in Glarus bereits über 12,000 fl. und sollten wohl über 30,000 fl. zu stehen kommen; in Schwanden, Ennenda und Mollis sind bereits 13,000 fl. gezeichnet. Namhaftes soll hier, in andern Gemeinden und auch aus dem Auslande noch zu erwarten sein, so daß am Zustandekommen des Werkes wohl nicht mehr gezweifelt werden darf. — Sehr richtig bemerkest du aber in deinem Briefe, daß die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, noch keineswegs damit gelöst ist, daß die ökonomischen Schwierigkeiten überwunden sind; das Schwierigste bleibt noch zu thun übrig, und ich muß gestehen, daß mir nicht ganz zuversichtlich zu Muthe ist, wenn ich der Zeit gedenke, wo dieses Wichtigste — die Organisation der neuen oder vielmehr der gesammten — Anstalt vorgenommen werden soll. Viel Köpfe, viel Sinne! Die Einen werden Alles daran setzen wollen, nur die Oekonomie zu heben, gleichviel ob dabei das Erziehungswerk gedeihe oder verderbe; Andere werden vielleicht auf die Oekonomie zu wenig Rücksicht nehmen und bloß die Erziehung bedenken wollen. Da wird es wohl schwer halten, auf beiden Seiten die Anerkennung des ‚medium tenuere beati' zu bewirken und überall die Einsicht

oder den Willen herbeizuführen, daß eben bei einer landwirthschaftlichen Armenschule beide Interessen — Oekonomie und Erziehung — wirklich vorhanden seien und daß man trachten müsse, dieselben zu versöhnen, anstatt das Eine auf Unkosten des Andern allein zu berechtigen. Indessen stehen denn doch auch der wackern und tüchtigen Männer viele da, die das Rechte ebenso sehr wissen als wollen. Darum hoffen wir das Beste, aber seien wir gerüstet zum Kampfe!"

Die in diesem Briefe ausgesprochenen Hoffnungen erfüllten sich zum besten Theile: die Sammlung trug in der That mehr als 30,000 fl. ein, und in der Person des Lehrer J. P. Lienhard von Bilten, einem frühern Zögling Wehrli's, wurde ein Erzieher gewonnen, der in der That die Rücksichten auf die Erziehung und die Oekonomie mit einander zu verbinden wußte. Am 16. Mai 1853 wurde die Anstalt, für welche nicht ein Neubau auf dem Grundbesitz der Linthkolonie ausgeführt, sondern ein zweckdienliches Heimwesen in Bilten angekauft wurde, eröffnet und hat seither ihre Aufgabe im Ganzen recht glücklich gelöst. Dr. Heer aber rückte im November 1854 zum Vizepräsidenten und 1862, nach dem Tode von Landammann C. Blumer, zum Präsidenten der Hülfsgesellschaft vor.*) Als solcher hat er nicht bloß jeweilen an den Examen der Anstalt Theil genommen und dabei auch in der Regel in schönen Ansprachen die Zöglinge zu Fleiß und Treue, zum Gehorsam gegen Gott und Menschen ermuntert, am Escherfest 1867 und zwei Jahre nachher beim Jubiläum der Linthkolonie prachtvolle Weihereden gehalten und von Zeit zu Zeit (1855—1858; 1859—64 und 1865—68) Namens der Hülfsgesellschaft treffliche Berichte verfaßt; er hat auch während des Jahres die Anstalten fleißig besucht, um den Erziehern jederzeit mit Rath und That zur Seite zu stehen; und wie er in seiner eigenen Familie auch um die kleinsten häuslichen Anliegen sich kümmerte, und es ihm nicht zu viel war, persönlich allerlei Einkäufe zu machen, um ja seiner Familie das Rechte zu ertreffen, so hat er auch bei seinen Armenanstalten in Bilten und auf der Linthkolonie bis in alle Details hinein gerathen und gesorgt. Von Berlin aus, wo er als Minister der löbl. Eidgenossenschaft mit Bismark und andern Großen dieser Erde zusammensitzt, frägt er nach den Erträgnissen seiner Koloniefelder, und in Bern läuft er, während seine Kollegen im Café du Nord zusammensitzen, einem ehemaligen Schüler der Kolonie nach, um durch Augenschein sich zu erkundigen, wie er sich macht und wie es ihm

*) Auch im Komite der Bächtelenanstalt war er längere Zeit Mitglied und freute er sich z. B. in einem Briefe vom Mai 1854 ihres trefflichen Zustandes.

ergeht. Und als endlich im Dezember 1875 die Bundesversammlung ihn zum Bundesrath gewählt hat, hat er noch drei Tage vor seiner Uebersiedlung nach Bern „an einem schneeigen Tage einen Abschiedsbesuch in seinen Anstalten gemacht und beim Abschiedswort an die Zöglinge standen ihm die hellen Thränen in den Augen, um mit tiefbewegter Stimme noch einmal zu ihnen zu sprechen, gleich einem Hausvater, der von seinen Kindern Abschied nimmt, um sie nie wieder zu sehen."

6. Heer's Familien- und Privatleben.

In Oft und West —
Daheim das Beft.

Am 9. Mai 1850 verlor Heer seine Mutter, die mit so großem Interesse und herzlicher Freude noch seine Bemühungen für Gründung einer zweiten Kolonieanstalt verfolgt hatte und deren Scheiden ihm ungemein schwer fiel. Um so lieber mußte es ihm sein, nun recht bald seine Braut, Fräulein Katharina Iselin, Tochter des Hauptmann Rudolf Iselin von Glarus, mit der er seit 1848 verlobt war, heimzuführen. Am 19. August 1850 fand die Hochzeit statt, an die eine längere Reise über Stuttgart und München bis nach Oestreichs Kaiserstadt und über den Semmering nach Triest und Venedig sich anschloß.

Indem auch den Salzbergwerken um Ischel und der Adelsbergergrotte ein Besuch abgestattet wurde, hätte die sonst so vergnügliche Hochzeitreise leicht einen fatalen Ausgang nehmen können, da in Folge eines Mißtrittes Heer in grausige Tiefe hinuntergestürzt wäre, hätte nicht der begleitende Bergmann ihn mit raschem Griff noch rechtzeitig dem Verderben entrissen.

Nach einer Abwesenheit von sieben Wochen hielt das junge Ehepaar seinen Einzug in der Heimat, um fortab 28 Jahre in glücklicher Ehe zu verbringen.

Wenn Heer jederzeit als vir integer dastund, dem auch die doppelzüngige Fama und der Neid nichts anhaben konnten, so lassen vollends seine hinterlassenen Briefe in ein glückliches Familienleben hineinschauen. Hier, im Schooße der Familie, fand er eben darum den Born, aus dem die reichste Freude ihm zufloß, die ihn auch stärkte und kräftigte für die oft schwere Last des Amtes. Schon von früh an zeigten sich bei dem sonst wieder so heitern Manne Stunden, Zeiten, wo er sich recht gedrückt und gehemmt fühlte, und wer weiß, ob er nicht lange vor 1875 dem Glarnervolke sein Mandat als Landammann wieder zurückgestellt hätte, wenn nicht seine, durch ihre schlichte, einfache Art ihn mannigfach und glücklich ergänzende Gattin*) je und je ihn wieder von seiner „Gespensterseherei",

*) Am 25. November 1871 schreibt er dieser von Bern aus: „Und nun will ich meinen Brief doch nicht schließen, ohne einem Gefühle Ausdruck zu geben, das mich

wie er selbst jene öfters einkehrende Hypochondrie etwa nannte, zurückgebracht und seine melancholische Stimmung verscheucht hätte.

In den Briefen an seine Angehörigen, wie an seine vertrautesten Freunde spricht sich eben darum überall wieder derselbe Dank aus für das freundliche Familienleben, das ihm zu Theil geworden, und die Anhänglichkeit an sein stilles liebes Daheim. „Ich bin nun einmal eine Hauskatze und jede Entfernung aus meinem stillen, freundlichen Familienkreise ist mir eine ernsthafte Entbehrung", schreibt er im Januar 1857 aus dem thurgauischen Feldlager einem seiner Freunde, und 1865, auf der Rückreise von seiner Mission an den süddeutschen Höfen: „Du glaubst kaum, wie sehr ich mich nach der Hetzjagd der letzten Tage wieder nach einigen stillen Tagen in Glarus sehne, obgleich ich sicherlich auch dort Arbeit finde und nicht müßig bleiben werde. Aber nur die stillen und gemüthlichen Lese- und Plauderstunden nach dem Nachtessen sind schon etwas, das nach dem ewigen Wirthshausleben so wohl thut." Und im November desselben Jahres schreibt er von Bern aus seiner Gattin: „Wann werde ich wieder zu Hause sein? Ich gestehe, daß ich mit wachsender Ungeduld diesem Zeitpunkt entgegensehe: Es geht mir auch dies Mal, wie in der Regel, d. h. ich bin recht gern 14 Tage bis höchstens 3 Wochen hier, und während einer Periode von ungefähr solcher Dauer habe ich niemals starkes Heimweh oder Verlangen nach Abreise; aber sobald etwa die erste Hälfte der dritten Woche vorüber ist, dann kommt ein Gefühl großen Mißbehagens über mich, und namentlich das sich täglich wiederholende Wirthshausleben, für einige Zeit so angenehm, erfrischend und anregend gegenüber meinem Klosterleben bei Hause, fängt dann nach und nach eine Qual zu werden an, und ich sehne mich nach nichts so sehr zurück, wie nach dem stillen Lese- und Plauderstündchen ‚am heimischen Herd' nach dem Nachtessen." —

Im Mai 1867 schreibt er wiederum von Lindau aus, von wo er seine Reise nach Berlin angetreten: „Was mich betrifft, warum sollte ich es leugnen? so hat auch mich der Moment des Abscheidens heftig ergriffen und ich kam in düsterer und gedrückter Stimmung in Romanshorn an.

---

heute" (es waren 23 Jahre seit ihrer Verlobung), „als ich an meinem einsamen Frühstück saß, im Innersten bewegte. Es ist das Gefühl tiefen, demüthigen Dankes gegen Gott für all das Gute, das er mir, das er uns beiden, in den 23 Jahren, seit dem wir unsere Hände zusammenlegten, hat zu Theil werden lassen. Dabei aber habe ich nicht nur Gott zu danken, sondern auch Dir, Du liebe, gute, allzeit muthige und heitere Genossin meines Daseins, die Du in selbstloser Hingebung und Liebe mir so manche trübe Stunde aufgehellt und so manches Spinngewebe aus meinem Kopfe mit freundlicher, zarter Hand weggefegt hast. Habe Dank dafür und für Alles, was Du mir gethan hast und gewesen bist."

Es ist doch seltsam, wie 20 Jahre den Menschen innerlich umgestalten. Als ich vor ungefähr so viel Zeit als ein Jüngling von 20 Jahren die Schweizergrenze überschritt, damals für eine lange Abwesenheit von 2 ½ Jahren, wie strebte mein Herz so muthig und zukunftfreudig nach der unbekannten Ferne, und doch ließ ich wahrlich auch damals innig geliebte Wesen im Vaterlande zurück. Aber heute zieht es all mein Sehnen und Denken zurück nach dem festen Ankergrund meines Lebens und ich kann der freien, frohen Stimmung nicht mehr habhaft werden, welche die Jugend als freudige Gesellin in allen Weiten begleitet. Sei es darum! Die Jugend ist hin, aber das Mannesalter hat auch seine schönen und unvergleichlichen Seiten. Nur trennt es sich schwerer von dem einmal gewohnten Geleise und mir persönlich wird dies, wie ich jetzt sehe, viel schwerer, als ich selber mir gedacht hatte. Doch wozu diese Lamentationen! Ich mache damit weder dir, noch mir das Herz leichter."

Ebendarum wünschte er, als er im Jahr 1868 noch einmal nach Berlin entsandt wurde, sehr, daß seine Gattin ihn dorthin begleite und da ein Grippanfall, von dem dieselbe unmittelbar vor der Abreise befallen wurde, die Ausführung dieses Vorhabens verhinderte, mußte wenigstens seine Tochter ihre Stelle vertreten. Am 5. August 1851 war ihm nämlich, als einziges Kind — ein Stammhalter wurde ihm zu seinem Leidwesen versagt — seine Tochter Emilie geboren, und von da an bildete diese Tochter, wie das wohl in jedem glücklichen Familienleben mit Kindern der Fall ist, den Mittelpunkt der elterlichen Sorgen und Freuden. „Das liebe Kind" oder „das gute Kind" oder etwa auch „das arme Kind" ist es, das nun fast in allen seinen Briefen an seine Gattin mitaufmarschirt, sei es, daß er ihm Grüße meldet und ihm einschärft, daß es brav sei und recht schön folge, sei es, daß er nach seinen Schulzeugnissen frägt oder ein Briefchen von ihm verlangt. „Das arme Kind" nennt er es nicht etwa scherzweise, sondern in recht wehmüthigem Sinne. Nicht erst nach seiner schweren Krankheit von 1861, auch schon in den 50er Jahren, da, wo jeder, der ihn sah, als einen kerngesunden Mann ihn glücklich gepriesen hätte, erfüllte ihn die Ahnung, daß er früh wegsterben werde, und fürchtete er so, daß sein Kind früh verwaist werde. Noch öfters tritt dann dieser Gedanke in den 1860er Jahren hervor. „Ich kann es nicht verschweigen", schreibt er deßhalb seiner Schwester Katharina, „daß mich oft ein recht schmerzliches Gefühl überkommt, wenn ich an die nächste und noch mehr an die spätere Zukunft des guten, ach so sehr einsam in der Welt dastehenden Kindes denke. Es ist der Hinblick auf sie, der mir vorzüglich den Wunsch eingibt, es möchten mir wenigstens noch einige Jahre zu leben vergönnt sein."

Dieser letztere Wunsch ist ihm denn auch, wie wir wissen, erfüllt worden, ob er immerhin noch in frühen Jahren seiner Familie und seinem Vaterland entrissen worden ist. Er durfte, — was er vordem kaum zu hoffen wagte — auch noch Enkel schauen, die der Ehe seiner Tochter*) entsprossen und die dem alternden Herzen wieder neue Lust und Freude bereiteten. Diese Freude bespricht er z. B. in einer Altjahrsbetrachtung von 1872: „Mir steht das diesjährige Neujahr in gar erfreulichem und freundlichem Gegensatze zu dem letzten, wo mein einziges Kind in fast unermeßlicher Ferne von uns weilte. Jetzt ist sie mit ihrem Manne und einem gesunden Jungen unter unserm Dache, und wir können, wenn die Mitternachtsglocken das Scheiden eines alten und den Anbruch eines neuen Jahres verkündigen, uns in Liebe und freudiger Hoffnung die Hände drücken. Das ist gut und schön, und wir wollen Gott recht dankbar dafür sein, auch wenn es vielleicht schon nächstes Jahr wieder anders sein sollte."

Wenn die Rücksicht auf noch Lebende es gebietet, nicht weitere Stellen ähnlichen Charakters mitzutheilen, so groß die Versuchung für mich wäre, so muß ich um so mehr — um Heers Häuslichkeit darzustellen — eines Gliedes seiner Familie noch gedenken, das in derselben, und ganz besonders für Heer's Gemüthsleben, einen sehr hervorragenden Platz einnahm: Es ist das seine Schwester Katharina, acht Jahre älter, als der Bruder, körperlich äußerst gebrechlich, von Jugend auf lahm, so daß sie nicht gehen konnte, aber in einem gebrechlichen Körper ein wunderbar reger Geist,**) dazu voll Liebe und Hingebung. „Du opferst dich wirklich für Andere und doch kommt nie ein Wort der Ungeduld oder des Prahlens über deine Lippen, du wahrhaft Gute", schreibt er ihr 1867 von Berlin aus. Was sie aber ihrem Bruder geworden, das merken wir am besten aus dem Schmerze und dem Heimweh, das nach ihrem Hinschied ihn um die Heimgegangene oft, auch Jahre nachher noch überkommen.

So schreibt er im August 1869 seiner Schwester Susanna: „Was du mir über die Leere sagst, die Dydy in unserm kleinen Kreise zurückgelassen

---

*) Vermählt seit 1871 mit Ch. Ph. Mercier von Lausanne (seit 1876 Mitglied der Standeskommission und — als Nachfolger seines Schwiegervaters — Präsident der Polizeikommission; seit Mai 1884 auch Mitglied des Nationalrathes).

**) „In ihrer Jugend durch Privatunterricht mit den elementaren Kenntnissen versehen, war es ihr unabläßiges Streben, ihr Wissen zu mehren, wobei sie durch ein treffliches Gedächtniß unterstützt wurde. Die Arbeit betrachtete sie als Pflicht eines jeden Menschen, wodurch ihre Arbeitsamkeit und ihr Streben nach möglichster Vollkommenheit auch in dieser Richtung noch ein höheres Motiv erthielt, als nur dasjenige eines ihr nothwendigen Zeitvertriebs oder des Nutzens für das Haus. Eine Freundin der Jugend sammelte sie gern Kinder um sich, mit denen sie je nach ihrem Alter spielte oder sie Handarbeiten lehrte; manches Freundschaftsverhältniß ist daraus entsprungen."

hat, ist mir ganz aus dem Herzen geredet. Die ungemeine Vielseitigkeit ihres Geistes machte ihr möglich, sich für die verschiedensten Dinge nicht bloß obenhin, sondern sehr intensiv zu interessiren und so fand Jeder, man mochte ihr mittheilen, was man wollte, die innigste und eingehendste Theilnahme für sein Anliegen. Es sind nun doch 5 Monate her, seit sie von uns gegangen ist; aber auch jetzt noch schießt mir alle Augenblicke blitzartig der Gedanke durch den Kopf: darüber mußt du mit Dydy reden; oder: was wird nun Dydy dazu sagen? Und wenn dann der Verstand sofort kommt und korrigirt, so ist es mir ein recht bitteres Gefühl, daß ich nun gar Niemanden weiß, dem ich gerade in der, mir so unvergeßlichen Weise nahen kann, wie ich es ihr gegenüber konnte. — Auch die Stunden, die wir drei an so manchem lieben Freitag zusammen zugebracht haben, sind nur noch theure Erinnerungen, die unwiderruflich dahin sind: wir beide sind ja wohl die Gleichen geblieben, aber die heilige Zahl Drei ist etwas Eigenes und Geheimnißvolles, und wie in der Welt der Töne ein Dreiklang etwas ganz Anderes ist, wie der lieblichste Zweiklang, so ist auch ein Gespräch unter Dreien (nämlich die sich lieben und verstehen) unendlich viel herrlicher und fördernder, als bloß unter Zweien."

Und nicht 5 Monate, sondern 6 Jahre später schreibt er derselben Schwester von Bern aus: „Es ist eine heilsame Einrichtung, daß die Zeit hier etwas langsamer, dort etwas rascher — über alles vergangene Leid Gras wachsen läßt, und daß, was zuerst zuckender Schmerz war, nach und nach zu einem wehmüthigen und doch freundlichen Gedenken an genossenes und unverlierbares Glück wird. So ist es mir ergangen mit dem schwersten Verluste, den ich eigentlich je erlitten: mit dem der unvergeßlichen Dydy. Nicht leicht geht mir eine einsame stille Stunde vorüber, ohne daß ich ihrer gedächte, und wenn ich dann wohl auch manchmal eine Thräne im Auge spüre: die Erinnerung in ihrer Gesammtheit ist mir, wie der freundliche Verkehr mit einem Geiste, der, aus den Gefilden der Ewigkeit für einen Moment entlassen, seinen Lieben auf der Erde einen flüchtigen Besuch abstattet. Da tritt mir ihre Gestalt so leibhaft entgegen: sie sitzt in ihrem saubern, allzeit wohlaufgeräumten Stübchen, selbst immer anständig und sauber angezogen; hinter ihrem kleinen Tisch mit allerlei Näh- und Strickzeug beschäftigt; ich ihr gegenüber am Fenster gegen den schmalen Gartenweg, und da sprechen wir zusammen, sie mit ihrem treuen, klaren, des Richtigen immer gewissen Sinne, — über allerlei, über Gott und die Welt, über Politik und Religion, und ich schöpfe aus diesem Umgang wieder Muth und Ruhe, wie einst, wo wir wirklich zusammen im Leibesleben also mit einander verkehrten."

Am 2. Januar 1877 — am Tage, nachdem er sein höchstes Ehren-

amt, das Amt eines Bundespräsidenten, angetreten — schreibt er: „Du hast die Bilder versunkener, schöner Tage heraufbeschworen und mit Thränen im Auge habe ich auf sie hingeschaut. Als ich am Sonntag mich einsam in den Wagen setzte, um den Weg nach Bern fortzusetzen, da hatte ich auch, wie du, Muße, um eine stille Altjahrtagsfeier in meinem Innern zu begehen, und es bedarf wohl keiner besondern Versicherungen, daß jene Weihestunden in Dydy's heimeligem Zimmer auch mir lebhaft vor die Seele traten. Wie still und ernst und erbaulich waren jene Stunden, verklärt durch die treueste Geschwisterliebe, durch gleichartige und doch so mannigfach nüancirte Anschauungen und Stimmungen! Das ist eine untergesunkene Welt und kein Bitten und kein Weinen führt sie wieder herauf. Aber mit dir sage ich: Heil uns, daß wir sie doch einst gehabt haben. Verloren sind sie so wenig als vergessen; denn was sind wir anderes, als das Produkt dessen, was wir erlebt und durchlebt haben, und der Friede des Herzens, der sich in Stunden der Weihe auf uns herabsenkt, das stille Glück, das sich über unsere Seele ausbreitet, sie prägen sich in unvergänglichen Spuren unserm Wesen ein und helfen es formen zu dem, was es zu werden berufen ist. Unsere gute Dydy ist längst dahin: bald schließt sich das achte Jahr, seitdem ihr Leibliches wieder der Erde übergeben ward; aber alle die guten Worte, die sie zu mir gesprochen hat, all die Herzensgüte, all der Seelenadel, der von ihr ausströmte, sie sind unverloren und unvergessen, und sie ist meinem Herzen die Heilige geblieben, zu der ich schon in mancher bangen und glücklichen Stunde aufgeblickt habe." —

Diese Stellen sind ohne Zweifel das schönste Denkmal, das treue Bruderliebe einer vielgeliebten Schwester setzen konnte. Ich habe ihnen deßhalb meinerseits nichts beizufügen. Dagegen schließe ich unmittelbar daran an ein Zeugniß des Sinnes, der ihn seinen Freunden gegenüber beseelte. Unterm 24. August 1877 schreibt er — vom Bundespalast aus — einem seiner Vertrauten: „Wenn Du von ferne eine Ahnung davon hättest, wie groß meine Freude war, als ich, nach so langer Unterbrechung, wieder einmal einen Brief empfing, der Deine Schriftzüge auf der Adresse zeigte, so würdest Du Dir wahrscheinlich die lange Vorrede erspart haben und gleich frisch mitten in die Sache hineingegangen sein. Aber Du bist nun einmal ein wunderlicher Heiliger und willst es, trotz aller Versicherungen, nicht glauben, wie werthvoll mir Alles, was von Dir herkommt, ist, und wie tief es mich betrüben würde, wenn die räumliche Trennung, die sich nun schon bald zwei Jahre zwischen uns gelegt hat, an der Herzlichkeit unsers gegenseitigen Verhältnisses irgend etwas ändern sollte. Eine Besorgniß in dieser letztern Beziehung habe ich zwar gar nicht: die Freundschaften, die in der Jugend geschlossen sind und in die Mannes-

jahre hinein gedauert haben, bilden einen sehr festen Kitt, und wenn nicht ernste Ereignisse eine Entzweiung bewirken (was wohl bei uns nicht mehr zu befürchten ist), so hält dieser Kitt bis zum Grabe in Wind und Wetter aus, und wird nur immer fester. Ich habe dies an manchen Beispielen erfahren, zum Theil im Verhältniß zu Leuten, die ich Jahre lang nie mehr gesehen, mit denen ich auch keinen Brief gewechselt, die ich fast völlig aus den Augen verloren hatte, und mit denen doch, bei der ersten Begegnung, die alte Freundschaft in ungebrochener Kraft und Wärme wieder auflebte. Aber freilich, sagst Du, bei uns Zweien kommt das hinzu, daß ich durch mein Aufschweben in höhere Regionen Dir gewissermaßen entfremdet worden sei! Nun, wahrlich, das fehlte noch, daß Du mir mit so etwas kommst. Daß ich für ein einziges Jahr den obersten Posten in der löbl. Eidgenossenschaft okkupire, das ist mir ganz recht; ich habe früher oft die Marotte gehabt, zu denken, es wäre doch schön, mein öffentliches Leben nicht abzuschließen, bevor ich diese oberste Sprosse der Leiter auch mit dem Fuße berührt hätte, und es ist wohl wesentlich dieser Marotte zuzuschreiben, wenn ich dann, als der Anlaß sich bot, alle Bedenken schweigen hieß und nach Bern ging. Jetzt habe ich die Herrlichkeit und es geht mir, wie es in allen menschlichen Dingen geht: sie sehen von Weitem viel begehrenswerther aus, als sie sich wirklich erweisen, wenn wir sie in den Händen halten. Indessen, ich will nicht klagen, sondern zufrieden sein, so lange ich noch an diesem Karren zu ziehen habe; aber was in aller Welt hat diese meine Stellung mit unserm gegenseitigen Verhältniß zu thun? Bin ich dadurch ein anderer Mensch geworden, in eine andere Haut gefahren oder mit einer andern Seele ausgestattet worden? Sei also nicht thöricht, Dich mit solchen Dingen zu quälen; weißt Du, wie die Franzosen das nennen? sie haben für eine solche nutzlose und zwecklose Düftelei den trefflichen Ausdruck: chercher midi à quatorze heures, und ich bitte Dich also von Grund meines Herzens: ne cherchons pas midi à quatorze heures! Uebrigens wird die Zeit nicht gar ferne sein, wo meine Herrlichkeit aufhört und damit dann auch das Bedenken, das Du hegst: ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß innerhalb sehr kurzer Zeit das Verhältniß umschlägt, und daß ich dann, als einfacher, zur Ruhe gesetzter Privatmensch zu Dir, als Regierungsrath hinaufzublicken habe: glaubst Du, es werde mich dies im mindesten geniren, mich Dir menschlich genau mit der gleichen Unbefangenheit zu nahen, als wenn ich auch Regierungsrath wäre? Ganz gewiß nicht, und daran nimm Dir ein Exempel."

Großen Festen war Heer wenig hold; er ging ihnen, wenn es möglich war, lieber aus dem Wege. Dagegen sammelte sich im Adlerstübchen des alten Glarus jeweilen am Dienstag Abend ein Trüppchen von Alters-

genossen und Freunden, das bald in ernster Weise die großen kantonalen und eidgenössischen Fragen besprach, bald in froher Tafelrunde nach des Tages Mühe und Arbeit die Bedürfnisse der Erholung und der Freundschaft pflegte. Hier war Heer mit ganzer Seele dabei und bildete mit seinem Schwager Blumer die Seele der Gesellschaft. Selbst der Pegasus wurde dabei zuweilen von ihm bestiegen. Eines der für diesen Kreis bestimmten Gedichte möge den freundlichen Leser auch mit dieser Seite seines schöpferischen Geistes bekannt machen:

„Freundesgruß,

beim ersten Erscheinen des Herrn G. T. als Bräutigam und Stabsmajor, in der Dienstagsgesellschaft (29. Mai 1855).

Willkommen, Major und Bräutigam Du, in dem trauten Kreis der Genossen!
Mit doppeltem Rechte besingen wir Dich und rufen Dir fröhlichen Gruß zu:
„Wem das Glück wohl will, der führet die Braut, die Erwählte, dem heimischen Herd zu",
So lautet das Sprüchwort; bei Dir wird's wahr: drum Heil Dir, Du glücklich Verlobter!
„Doch nie kommt ein Glückfall allein" — so heißt ein anderes, treffliches Sprüchlein:
Und sieh auch dieses bewährt sich bei Dir; deß geben wir freudiges Zeugniß:
Indeß Du am Strande des friesischen Meers Hekatomben geopfert dem Hermes,
Dem gewaltigen Gott, der des Handels Reich beherrscht mit geflügeltem Stabe —
Erhöht Dir zu Hause ein anderer Gott das Maß der krieg'rischen Ehre,
Und der Du vor wenigen Wochen noch erst das Land verließest als Hauptmann,
Wie ein siegreicher Held kehrst heut Du zurück mit erhöhetem Titel und Range.
Drum abermals Heil Dir und zwiefaches Heil, Du zwiefach vom Glücke Bestrahlter!
Und schütte das Glück nur ferner auf Dich der Gaben lieblichste Fülle!
Mögst jeglichen Kranz um die siegende Stirn Du Dir flechten im Spiele des Lebens!
Nicht scheuen wir ja, wie das Alterthum that, den Neid armseliger Götter:
Uns führet ein Gott, der viel zu groß für des Neides niedrigen Trieb ist.
Beglückt sei der Bund, der bald Dich vereint mit des Herzens erkorener Freundin,
Und der Trennung Schmerz, der einmal schon in des Busens Tiefen Dir wühlte —
Er bleibe Dir fern, oder erreiche Dich erst, wenn am Scheitel die Locke dir bleichet
Und ein munterer Kreis von Enkeln Dir den Abend des Lebens erheitert —
Auch Ehre und Ruhm und äußeres Glück sei, wo Du's begehrst, Dir beschieden;
Doch Eines vor Allen fehle Dir nie: in der eigenen Brust das Genügen,
Der Friede, der selige, welcher in uns die streitenden Wünsche versöhnet,
Und himmlische Ruhe und Klarheit gießt in das tolle Gewirr der Begierden." —

7. Heer als Landstatthalter.
1852—1857.

Nachdem Heer das hiefür gesetzliche Alter von 25 Jahren erreicht hatte, wurde er 1851 von der Landsgemeinde zum Mitglied der Standeskommission gewählt und schon ein Jahr nachher, an Stelle des verstorbenen Joh. Tschudi, zum Landstatthalter befördert. Gleich das erste Jahr seines Landstatthalteramtes brachte für Heer mancherlei Verhandlungen in Eisenbahnsachen. So hatten am 2. Januar, also mitten im Winter, aber bei prächtiger, ganz ausnahmsweise milder Witterung, unbeschneitem Boden und kaum spürbarer Kälte, die Landleute von Glarus an gewohnter Stätte im Zaun Landsgemeinde zu halten. Es handelte sich um die Ertheilung der Konzession für die Eisenbahn von Rapperswyl nach Wallenstadt und Abzweigung einer Linie von Wesen nach Glarus. Im Landrathe hatte sich, was uns heutzutage fast unglaublich erscheint, ein sonst sehr liberales Mitglied gegen die Bewilligung der letztern Linie ausgesprochen: Eine Menge guten Bodens, an dem unser Thal ohnehin nicht reich sei, werde der Kultur entzogen; viele Fuhrleute und Handwerker verlieren ihren Verdienst; die Erfahrung habe gezeigt, daß in Folge der Eisenbahnen die kleinen Orte den größern gegenüber in Nachtheil kommen. Wie Potsdam gegenüber Berlin eingebüßt habe, so werde man von Glarus aus alles in Zürich kaufen; es werde viel Butter aus dem Lande geführt und derselbe dadurch den inländischen Konkurrenten vertheuert werden; die Eisenbahnen rentiren sich meistens schlecht, und wo etwa die Aktien in die Höhe gegangen, sei es nur Folge von Börsenspiel. Noch vor Kurzem hätte man am gesunden Verstande desjenigen gezweifelt, der eine Eisenbahn nach Glarus vorausgesagt hätte, und nun sei dieses Projekt mit auffallender Eile betrieben worden. An andern Orten habe man Eisenbahnen gebaut, um nicht von Konkurrenzlinien überflügelt zu werden; dieser Grund lasse sich auf unsere Zweiglinie nicht anwenden und daher sei sie auch nicht nöthig.

Da der Redner über ein bedeutendes Maß populärer Beredsamkeit verfügte, sahen manche nicht ohne Sorgen dem Entscheide der Landsgemeinde entgegen; um so mehr galt es, durch möglichst bündige und klare

Begründung des landräthlichen Antrages auf Ertheilung der Konzession die ausgesprochenen, und im Volke vielfach verbreiteten Bedenken zum Voraus zu entkräften. In volksthümlicher Rede that dieses Landstatthalter Dr. Heer: Der Gegenstand, der die Einberufung der Landsgemeinde veranlaßt habe, sei von der höchsten Wichtigkeit für unsern Kanton. Der Entscheid werde davon abhangen, ob man von den Eisenbahnen mehr Nutzen oder Schaden erwarte. Noch vor Kurzem sei diese Frage bei uns wenig besprochen worden; nur die Bundesversammlung habe sich ernstlicher mit ihr beschäftigt und im letzten Sommer wohl mit Recht sich dafür entschieden, die Erbauung der Schienenwege der Privatthätigkeit zu überlassen. Dieser Beschluß habe in der Schweiz wie ein Zauberschlag gewirkt und sofort seien überall die regsten Eisenbahnbestrebungen hervorgetreten. Am meisten müsse man sich darüber verwundern, daß für die zahllosen Projekte sich genug fremde Gelder zeigen, so daß es wahrscheinlich ohne bedeutende Opfer von Seiten des Bundes und der Kantone möglich sein werde, ein weit verzweigtes schweizerisches Eisenbahnnetz zu schaffen. Für den Kanton Glarus handle es sich um das Projekt einer Eisenbahn von Chur nach Wallenstadt und Rapperswyl mit einer Zweigbahn nach Glarus. Die Landsgemeinde habe demselben bloß ihre Bewilligung zu ertheilen. Begreiflich sei es, daß eine so wichtige Frage lebhaft besprochen werde; und ganz recht sei es, daß man das Für und Wider ernstlich erwogen habe; aber unbefangen, ohne Rücksicht auf Sonderinteressen, den Blick auf das Allgemeine gerichtet, müsse man urtheilen. Nicht zu verkennen sei es, daß eine Eisenbahn manches Gewohnte ändere und durchkreuze, viele einzelne Interessen verletze. Indessen seien die Bedenken, welche gegen die Konzession geltend gemacht werden, nicht stichhaltig. Allerdings werden die Fuhrleute, die nach Wesen fahren, nicht mehr viel zu thun haben; aber wie wenige haben bis jetzt einen bedeutenden Verdienst in diesem Gewerbe gefunden. Wollte man auf die Wirthe Rücksicht nehmen, welche etwa durch die Eisenbahn verlieren sollten, so dürfte man auch keine neue Straße bauen, überhaupt keine gemeinnützigen Werke ausführen.

Viel wichtiger sei das Bedenken, daß der Handwerkerstand wesentlich einbüßen werde; wäre dasselbe richtig, so müßte Redner sich ebenfalls gegen die Eisenbahn aussprechen; denn auf der Erhaltung unsers Mittelstandes beruhe das Wohl des gesammten Vaterlandes. Wenn aber die Handwerker sich vor der Konkurrenz fürchten, so sei diese schon da; denn schon jetzt sei es nach Zürich nicht weit. Die Konkurrenz solle eben unsere Handwerker zum Fortschreiten anspornen; sie solle sie veranlassen, ebenso gut und wohlfeil, wie diejenigen in den Städten zu arbeiten. Weit überwiegend seien aber die Lichtseiten der Eisenbahnen; nicht gering anzuschlagen

sei namentlich die durch sie herbeigeführte Leichtigkeit des Reisens, von welcher in unserm Kanton ohne Zweifel mehr, als man jetzt erwarte, werde Gebrauch gemacht werden. Von größter Wichtigkeit sei sodann, daß wir wohlfeilere Brennmaterialien erhalten, für welche wir für auswärtigen Bezug mit Nothwendigkeit angewiesen seien. Von Lustreisenden werde unser Kanton ohne Zweifel stärker als bisher besucht werden, während wenn wir keine Eisenbahn bekämen, dieselben andere Richtungen einschlagen werden. Der Kern unsers Landes aber sei die Industrie, von welcher nicht bloß die Fabrikarbeiter, sondern alle Berufsklassen, insbesondere auch die Handwerker leben; nur durch verbesserte Verkehrsmittel werde dieselbe befähigt, die Konkurrenz mit dem Auslande auszuhalten. Nach wenigen Jahrzehnten werde ein Land ohne Eisenbahnen auf der nämlichen Stufe stehen, wie jetzt ein Land, dem gute Fahrstraßen fehlen; unser Kanton würde in der Schweiz gerade das sein, was in unserm Land bisher das Kleinthal war. Wer möchte die Verantwortlichkeit, solche Zustände herbeigeführt zu haben, gegenüber der Zukunft übernehmen? Der Redner empfahl daher aus vollster Ueberzeugung den Antrag des Landrathes zur Annahme und trat insbesondere auch noch der Ansicht entgegen, es sei nur der Hauptbahn, nicht aber auch der Zweigbahn die Konzession zu ertheilen. Entweder seien die Eisenbahnen ein Fortschritt, oder sie seien es nicht; wenn ersteres der Fall sei, so müsse man alles annehmen. Würde man jetzt die Zweigbahn nicht bewilligen, so würde gleichwohl bald die Zeit kommen, wo man sie als Bedürfniß empfinden würde; dann müßte aber unser Kanton sie selbst bauen. —

Nach dieser eindringlichen, alle Bedenken widerlegenden Rede wagte niemand das Wort zu ergreifen. Die Opposition, die doch in den letzten Tagen an Wirthstischen so laut sich ausgesprochen, war verstummt, und die beantragte Konzession für Haupt- und Zweigbahn einhellig ertheilt.

Am folgenden Tag reiste deßhalb auch Landstatthalter Heer, begleitet von Dr. N. Tschudi, Mitglied der Standeskommission, nach Schännis, um sich in einer sachbezüglichen Besprechung mit der St. Gallischen Regierung in Eisenbahnsachen zu verständigen. So schnell, wie die Einberufung der Landsgemeinde mitten im Winter glauben machte, ging dann freilich die Sache doch nicht vorwärts; es kamen noch allerlei Hemm- und Hindernisse in den Weg, als es sich darum handelte, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Wer A sagt, muß auch B sagen, und auf die Konzession folgte die Subvention, und diese erregte noch ungleich mehr Bedenken. Schon im Landrathe machte sich eine bedeutende Opposition geltend, als es sich darum handelte, durch eine Aktienzeichnung von 250,000 Fr., resp. 500,000 Fr. sich an dem Unternehmen der Südostbahn zu betheiligen. Mit 66 gegen 22

Stimmen wurde zu Handen der Landsgemeinde Staatsbetheiligung beantragt und mit 48 gegen 44 Stimmen eine Aktienbetheiligung von 500,000 Fr. beschlossen — ein Stimmenverhältniß, das wohl für den bevorstehenden Volksentscheid kaum sehr ermuthigend genannt werden konnte. Am 5. Juli hatte die Landsgemeinde, deren Verhandlungen vom 22. Mai durch den Rathhausbrand vorzeitig abgebrochen wurden, darüber ihren Entscheid zu fällen. Auch hier trat Landstatthalter Heer als Hauptredner für den landräthlichen Antrag — d. h. für eine Aktienbetheiligung von 500,000 Fr. — ein. Er bekannte, daß er zuerst allerdings auch geschwankt habe; namentlich habe der Umstand, daß wir kein Staatsvermögen besitzen, sondern jeden Ausfall auf den Aktien wieder auf den Steuerpflichtigen suchen müssen, einige Bedenken in ihm erregt. Indessen sei er bei reiferm Nachdenken so weit belehrt worden, daß er nun mit gutem Gewissen den Antrag des Landrathes empfehlen könne. Wenn ein so wichtiges Verkehrsmittel ins Land hineingeführt werde, dürfe nicht alles fremden Leuten überlassen werden; auch stehe es dem Lande wohl an, einem gemeinnützigen Unternehmen, von dem es den größten Vortheil ziehe, nicht ganz fremd zu bleiben. Das Geld, welches man hergebe, sei auch nicht verworfen, sondern werde Zinsen tragen, da sich die Südostbahn sicherlich immer besser rentiren werde. Sollten wir uns zu keinem Geldbeitrage entschließen, so würden vielleicht die unsern Kanton berührenden Bahnstrecken nicht gebaut werden, dann dürfte es lange gehen, bis wir eine Eisenbahn bekämen.

Entgegen einem stürmischen Votum des bekannten, einst berühmten Winteler und einem etwas langathmigen Vortrage des Advokat Anton Gallati, wurde der Antrag des Landrathes mit glänzender Mehrheit angenommen.

Es gehört nicht hieher, die Nöthen zu beschreiben, die über die Südostbahn hereinbrachen und die auch für Heer, und noch mehr für seinen Schwager Blumer, schmerzliche Enttäuschungen brachten. Erst 1859 konnte das Dampfroß in Glarus seinen Einzug halten.

Die Landsgemeinde vom 17. Mai 1854 bestätigte Heer „mit glänzendem Mehre" in seinem Amte als Landstatthalter und gab ihm auch sonst verschiedene Beweise von der Achtung, die das Volk seiner Rede entgegenbrachte. Wie wenig er sich aber auch durch die ihm zu Theil werdenden Aeußerungen des allgemeinen Vertrauens täuschen ließ, zeigt ein Brief vom Juli desselben Jahres, der uns einen sprechenden Beweis von der maßlosen Bescheidenheit, die ihn zierte, gibt. Ein ihm gemachtes Kompliment höflichst ablehnend, schreibt er einem Freunde: „Dennoch macht mich dieser erneute Beweis Deiner wohlmeinenden Gesinnungen nicht

eitel; nicht deßhalb, weil ich es schon wäre, sondern deßhalb, weil ich ein ganz vortreffliches Gegengift bei mir führe, in meiner Selbsterkenntniß. Diese hat, seit vielen Jahren ernsthaft fortgesetzt, mir ein so tiefes Gefühl meiner Mangelhaftigkeit, meiner überall nur glänzenden, aber nirgends soliden, nur anfangenden, aber nie vollendenden Eigenschaften beigebracht, daß ich gegen noch viel schlimmere Versuchungen zur Eitelkeit, als die in Deinem Briefe enthaltenen, gewappnet zu sein hoffe. Du weißt, daß ich mit den Worten nicht eitles Spiel treibe und wirst mir also glauben, daß diese confessions d'une belle âme, die ich Dir vor einiger Zeit auch schon mündlich machte, nicht aus einer koketten Bescheidenheit herkommen, sondern aus ernster Empfindung eigenen Unwerthes. Daß ich es aber überhaupt sage, während ich es doch ebenso gut verschweigen könnte, hat wieder seinen besondern Grund: Du hast jetzt eine sehr gute Meinung von mir und hältst mich für weiß Gott was für einen Hauptkerl in allen möglichen Beziehungen; allein laß nur unsere nähere Bekanntschaft einige Jahre dauern, so wird Dir selbst all das offenbar werden, was ich Dir jetzt ankündige, und darum ist es mir viel lieber, es Dir jetzt schon zu sagen, damit Du wenigstens jederzeit Zeugniß geben mußt, daß ich mich nicht überschätzt habe, sondern nur von Andern überschätzt worden sei. Du wirst vielleicht nach kurzer Zeit jenes Wort gegen mich brauchen können, das der Erdgeist zu Faust sagt:

Du hast die Kraft, mich anzuziehn, besessen;
Mich festzuhalten hast du keine Kraft.

Es liegt mir daran, daß wenigstens die Bessern, die heute noch an mich glauben, auf den Zeitpunkt vorbereitet seien, der nicht ausbleiben wird, wo das Hosiannah sich in ein „Kreuzige" verwandelt, oder, besser gesagt, wo die anfängliche Ueberschätzung in eine vielleicht ebenso unbillige Unterschätzung umschlägt. Es ist überhaupt in der Welt nichts schwieriger als das rechte Maß zu halten, und die alten Griechen, denen die Begriffe der Wahrheit und der Schönheit überhaupt nicht so weit auseinanderlagen, als unserer Zeit, erklärten daher mit vieler Feinheit das Maß (d. h. das Maßvolle) für das Grundprinzip nicht bloß des Schönen, sondern auch der Tugend. Gerade dieses „Maß" aber ist uns heutigen Menschen fast überall abhanden gekommen, in der Politik, wie im bürgerlichen Leben, und ganz besonders mangelt es uns in der Beurtheilung von Persönlichkeiten. Wir machen aus den Menschen entweder ein Idol oder ein Zerrbild, und sehr häufig aus dem nämlichen Manne das Eine nach dem Andern. Mir ist der seltsame Glücksfall — wenn man es so nennen will — passirt, daß ich, unter verschiedenen begünstigenden Umständen früh verhältnißmäßig hoch gestiegen und dabei vielfach überschätzt worden bin:

Diese Uebertreibung, an der ich selbst nicht ohne Schuld bin, weil ich mich so thöricht heben ließ, wird sich rächen und aus dem Vielgeehrten wird ein Vielgeschmähter werden. Daß, wenn dieser Zeitpunkt einmal da ist, wenigstens die Bessern wissen, wie ich mich selber zur guten Stunde gekannt und beurtheilt, ist mir deßhalb wenigstens sehr angenehm." —

An der Landsgemeinde des folgenden Jahres (1855) hatte er insofern „gegen den Strom zu schwimmen", als er die undankbare Aufgabe übernommen, für das vom Landrathe in Vorschlag gebrachte, vom hohen Souverain „mit Glanz" verworfene Forstgesetz einzutreten. Was er darüber einem Freunde schreibt, zeigt, wie derselbe, der sich selbst so hart richtete, sein Volk milde beurtheilte: „Unsere Landsgemeinde war übrigens ein wirkliches Prachtexemplar von einem Volksfest: Ein herrlicher Frühlingstag, der viele bange Besorgnisse von den Gemüthern weghob; zahlreiches Volk, im Ganzen ein schöner, ruhiger Verlauf der Verhandlungen. Daß die Herren Landleute mich in der famosen Geißenfrage zuerst nicht reden lassen wollten, hab' ich ihnen keinen Augenblick übel genommen: die Sache wurde von Anfang an mißverstanden; der dreifache Landrath hatte wohl auch nicht ganz geschickt vorgearbeitet und dazu kam noch, daß Privatinteressen von Gemeinden ins Spiel kamen: Wie darf man sich da wundern, daß etwas überschüssige Hitze in den Leuten war? Sobald ich übrigens zu Worte gekommen, ließ man mich ganz ruhig zu Ende reden, freilich ohne Erfolg, was ich freilich auch nicht anders erwartete. Meine Absicht war auch nur, Zeugniß abzulegen und den Standpunkt des Landrathes nicht feige preiszugeben und unvertreten zu lassen."

Das Jahr 1856 brachte Heer einen scharfen Konflikt mit der Militärkommission. Nie gerade ein großer Freund des Militärwesens, hatte er als Berichterstatter der staatswirthschaftlichen Kommission die Ansicht ausgesprochen, daß man in Rücksicht auf das Militärwesen etwas haushälterischer mit den Landesgeldern umgehen dürfte. Dadurch fühlte sich die angefochtene Kommission aufs tiefste gekränkt, so bestimmt auch Landstatthalter Heer versicherte, daß „die persönliche Tüchtigkeit und Integrität der einzelnen Mitglieder in keiner Weise in Frage gezogen sei"; und als nun auch der Landrath, durch einen Gegenbericht der Militärkommission nicht belehrt, eine Spezialkommission niedersetzte mit dem Auftrage, zu untersuchen, was sich etwa an den Ausgaben fürs Militärwesen ohne Nachtheil für die Wehrkraft des Landes ersparen ließe, reichte sie sub 16. Dezember in corpore ihre Entlassung ein — ein Schritt, der im Lande St. Fridolins bisher unerhört war und deßhalb nicht geringe Aufregung veranlaßte. So sehr gerade die Persönlichkeit Heers dafür bürgen konnte, daß die bezüglichen Bemerkungen nicht der Personen, sondern der Sache wegen gemacht

worden, war es dennoch selbstverständlich, daß er, als Berichterstatter, am meisten auch den Unwillen der zürnenden Götter verspürte. Es lag ihm überdieß ganz und gar nicht recht, daß „der sonst schon bestehende, echt demokratische, mißtrauische Argwohn des Volkes gegen die Behörden noch mehr und namentlich von Behörden aus angefacht worden."

Indessen sollte bald dieser Sturm im Wasserglase durch einen andern größern und viel ernstern Sturm überwunden, d. h. in den Hintergrund gedrängt werden: durch die im Dezember jenes Jahres plötzlich Gefahr drohenden Verwicklungen mit Preußen in Folge des bekannten Neuenburgerhandels, welche die Militärkommission veranlaßten, der Stimme des Patriotismus zu gehorchen und auf dem Posten zu bleiben.

Auch Heer regten natürlich diese so viel ernstern Besorgnisse auf; doch blieb er ruhiger und zuversichtlicher als wohl die mehrern seiner Landsleute. So schreibt er am Abend des 31. Dezember: „Der Jahreswechsel erfolgt unter so ernsten Auspizien, daß er jedem, der nicht ganz oberflächlich in den Tag hineinlebt, viel zu denken gibt. Wird uns das neue Jahr Frieden oder Krieg bringen? Das ist die Frage, die wohl jeder sich in diesen Tagen vorlegt, und auf die uns zur Stunde niemand sichere Antwort zu geben vermag. Ich meinestheils glaube fest an den Frieden, weil ich auf Seite Preußens die entschiedene Neigung vermuthe, es nicht zum Kriege kommen zu lassen. Man rasselte wohl etwas mit den Waffen, weil man sich davon eine einschüchternde Wirkung auf die, wie man wähnt, so gar schwache, und vor dem mächtigen Soldatenstaat bange Schweiz verspricht. Sieht man aber, daß das bloße Faustmachen nicht verfängt, so wird man sich wohl noch zuerst einmal gründlich besinnen, ehe man Ernst macht und sich in die unberechenbaren Wechselfälle eines Krieges stürzt, der, 100 Stunden von den Grenzen des eigenen Staates, in einem fremden, kriegsmuthigen und durch ein wunderbar gehobenes Nationalgefühl dreifach verstärkten Lande geführt werden müßte — zudem in der unmittelbaren Nachbarschaft eines „guten Freundes", der in einem entscheidenden Augenblicke vielleicht die Maske abwerfen und als ein ganz anderer erscheinen könnte. Das ist meine Ansicht und Friedenshoffnung vom ersten Momente an gewesen und bleibt sie, auch wenn vielleicht in den nächsten Tagen noch viel greulicher, als bisher, in den Waffen sollte gerasselt werden."

Auch Heer hatte (als Auditor) ins Feld zu rücken; und freut sich dabei, es zu beobachten, wie „durch das energische Aufflammen des Nationalgefühls, die einträchtige Erfassung eines muthigen Entschlusses, die furchtlose Haltung eines freien, seiner Freiheit bewußten und gegen außen durchaus einigen Volkes" die Schweiz sich Ruhm und Ehre erworben.

Dagegen erklärt er auch jetzt in Beziehung auf seinen Militärkonflikt sich keineswegs als belehrt, da er eben das Nachgeben Preußens, sofern dieses durch die Rücksicht auf die Schweiz bedingt war, nicht den neuen, kostspieligen Wehreinrichtungen und Militärplackereien, als vielmehr dem so mächtig erwachten Volksgeist verdankt.

Wenn seine Freunde in seinem Militärdienst eine Pönitenz für seine Angriffe gegen die nationale Wehrkraft erblicken, so kann er eben darum ihnen nicht beistimmen, und das um so weniger, als er sowohl in Frauenfeld als in Weinfelden ganz angenehme Quartiere gefunden und er, da sein Dienst ihm viel freie Zeit ließ, hier auch die schon lang ersehnte Muße erhielt, um Macaulay's englische Geschichte zu lesen. — Immerhin freut auch er sich, daß der Feldzug so rasch vorüberging und er wieder heimkehren darf zu den väterlichen Penaten, wo der Arbeit wieder viele seiner wartet. —

8. Heer wird Landammann.
1857.

„Nicht zu herrschen ist das Loos und die Aufgabe des Beamten in der Republik, sondern zu dienen; freilich dienen nicht im knechtischen oder unedlen Sinne des Wortes; nicht in dem Sinne, daß er seinen Wählern schmeichle oder goldene Berge verheiße, um sich ihrer Stimme zu versichern oder seinem Ehrgeiz höhere Bahnen aufzuschließen; sondern so, daß er furchtlos und unverzagt seiner Ueberzeugung folgt und ohne alle Nebenrücksichten der Stimme seines Gewissens gehorcht."

Landsgemeinderede von 1869.

„Lange warten ist nicht geschenkt", dieses Sprüchwort sollten die Landleute von Glarus im Jahr 1857 mit ihrer Landsgemeinde erfahren. Durch jeweilen auf den Sonntag eintreffenden Regen war ihre Abhaltung Woche um Woche verschoben worden, bis endlich die Standeskommission am 8. Juni beschloß, daß Sonntag, den 10. Juni, die Landsgemeinde unwiderruflich statt habe. Und siehe da, ein prächtiger Sonntag, wie ihn die im „Zaun" tagenden Landleute nicht schöner wünschen konnten, entschädigte für die bisher zu Theil gewordenen Enttäuschungen. Eben dieser schöne festliche Tag sollte dem Volk von Glarus auch einen neuen Landammann bringen.

Schon vor der Landsgemeinde hatte der bisherige Landammann C. Jenni seinen Entschluß kund gethan, daß er das Amt eines ersten Standeshauptes, das er nun während drei Amtsperioden bekleidet hatte, niederzulegen gedenke. Dieselbe Erklärung wiederholte er — und zwar in positivster Weise — an der Gemeinde selbst, als die Wahl eines Landammanns zur Behandlung kam. Auf dieses hin wurde denn Landstatthalter Heer mit Einmuth zum Landammann gewählt, worauf der abtretende Amtsmann seinen Nachfolger als den Sprößling eines Mannes begrüßte, der, obschon geboren aus einem kleinen Kanton, einer der ehrwürdigsten Eidgenossen seines Jahrhunderts gewesen. Er übergab ihm den Stab und die drei Amtssiegel, unter diesen eines, von dem er bemerkte: „Hier ist das Siegel, womit Ihr in Gott ruhender Vater sel. so manchen wichtigen Akt bekräftigt hat." Mit ungetheilter Rührung folgte die Versammlung,

wie sich Schreiber dies*) aus eigener Anschauung noch erinnert, dieser feierlichen Scene. Selbst tief ergriffen, richtete daraufhin der Neugewählte zunächst eine kurze Ansprache an seine „vertrauten Herren und Landleute": Mit gemischten Gefühlen betrete er die Bühne; das erste Bedenken sei das, ob er eigentlich das Zutrauen der Herren Landleute besitze (worauf lauter Jaruf aus dem Volke antwortete), sodann aber sei die Uebernahme dieser wichtigen Stelle für jeden eine bedenkliche Sache, und hätte er blos seinen persönlichen Neigungen folgen wollen, so wäre er vielleicht lieber ins Privatleben zurückgetreten. Nachdem aber Herr Landammann Jenni eine Wiederwahl auf das bestimmteste abgelehnt, habe er sich zur Annahme entschlossen. Er werde suchen des Landes Wohlfahrt zu fördern und den Schaden zu wenden. Wohl könne man in den Mitteln, die zu diesem Ziele führen, ungleicher Ansicht sein, das liege in der Natur der menschlichen Dinge. Die Verschiedenheit der Ansichten, die auf ein gleiches Ziel steuern, gebe das wahre Leben für ein republikanisches Gemeinwesen. Alle sind ja freie Landleute; alle haben ein Recht, ihre Meinung geltend zu machen. Daraus entspringen zwei Forderungen an Alle! Wer eine Ansicht ausspricht, soll gehört werden; jede Störung der Meinungsäußerung ist eine Beleidigung gegen die Demokratie. Die Mehrheit ist doch König und kann nach ihrem Befinden entscheiden. Die zweite Anforderung betrifft die Sprechenden und besteht darin, daß jeder, der von dem freien Worte Gebrauch mache, sich des Anstandes bediene, bei der Sache bleibe und Persönlichkeiten bei Seite lasse.

Nach dieser Erklärung übernahm Heer sofort die Leitung der Tagesgeschäfte und bewährte auch sofort das ihm für Präsidialleitung eigene Geschick. Eines der langweiligsten Geschäfte war für die frühern Landsgemeinden das Wahlgeschäft. Manche der Vorgeschlagenen machten sich erst köstlich und lehnten ab, um nach verschiedenen Komplimenten sich doch wählen zu lassen; andere hinwiederum, die entschieden und positiv ablehnten, mußten erst auf Ehre oder gar „auf Eid" versichern, daß sie nicht annehmen, ehe man von ihnen abstand. Diesem Unfug ein Ende zu machen, richtete Landammann Heer an die Versammlung zunächst die Bitte, daß diejenigen, die das Vertrauen des Volkes zu den von der Landsgemeinde zu vergebenden Stellen berufe, die auf sie fallenden Wahlen ohne

---

*) Es ist eine schöne Einrichtung, daß an der Landsgemeinde jeweilen zunächst der Bühne des Landammanns für die Knaben eine Anzahl Bänke bereit sind, damit so die künftigen Aktivbürger es mitansehen, wie ihre Väter rathen und thaten. Am 10. Juni 1857 hat Verfasser vorliegender Arbeit zum ersten Mal in dieser passiven Weise einer Landsgemeinde beigewohnt und von da mächtige Eindrücke mit heimgenommen.

weitere Umschweife entgegennehmen; wo hingegen ein Vorgeschlagener mit Bestimmtheit ablehne, werde er annehmen, daß diese Erklärung ernst gemeint sei. Ablehnende wurden in Folge dessen bei der Abstimmung sofort fallen gelassen, und indem männiglich sich nach dieser neuen Praxis richtete, blieben die leeren Komplimente weg und wurde das Wahlgeschäft mit einer bisher ungewohnten Raschheit abgewickelt. Auch bei der Behandlung der übrigen Geschäfte bewährte Heer seine Meisterschaft.

Am Abend des Landsgemeindetages brachte dann nach Gewohnheit der Männerchor von Glarus, in Verbindung mit der Orchestermusik, dem neugewählten Landammann eine Ovation dar, die der Gefeierte bestens verdankte: „Ich gestehe Ihnen, daß ich eigentlich gar nicht weiß, wo ich all das Zutrauen und all die Liebe und Güte verdient habe, die mir das Glarnervolk seit bald 10 Jahren fast ununterbrochen und ganz besonders am heutigen Tage dargebracht hat. Ich gestehe, daß ich dieses Zutrauen nicht verdient habe und darin nur ein Sporn für mich liegen soll, daß ich es nachträglich zu verdienen trachte. Auf dieses Ziel geht mein ganzes Streben; mit welchem Erfolg, wird erst die Zukunft zeigen. Die Aufgabe, die mir zu Theil geworden, ist keine leichte und nie so schwer ist sie mir vorgekommen, als da ich heute von der Landsgemeinde zurückkehrte und in den stillen Mauern über dieselbe nachdachte. Diese Aufgabe ist in allen Theilen eine viel schwierigere, als sie mir bis anhin obgelegen hat, und wollte ich bloß persönlichen Gesichtspunkten folgen, so müßte ich den heutigen Tausch keineswegs als einen beneidenswerthen betrachten. Die zweite Stelle gibt demjenigen, der sie inne hat, einen wesentlich größeren Einfluß und überbindet ihm doch eine weit geringere Verantwortlichkeit; mit der Bürde, die ich heute auf meine jugendlichen Schultern geladen, trete ich reellen Einfluß ab, nehme aber ein Maß von Verantwortlichkeit auf mich, das mich bei ruhigem Nachdenken einigermaßen erschreckt. Ich weiß es wohl, der erste Augenblick, wo einem das Volk den Beweis seines Zutrauens gibt, wo die Landsgemeinde ihm ein Amt überträgt und ihre Huldigung darbringt, läßt ihn nicht sogleich alles überdenken; aber ich fühle mich fast gedrückt von der Verantwortlichkeit, die auf einem republikanischen Beamten lastet. Was mir jedoch gegenüber diesem bangen Gefühle Muth und Trost eingeflößt, ist der Gedanke, daß, unabhängig von dem augenblicklichen Erfolge einer Thätigkeit, der redliche Wille seine Belohnung in sich selbst findet. Die bewegliche Gunst des Volkes kann uns heute begleiten und morgen verlassen, und wer redlich nur das Gute will, wird weder in ihr sein unbedingtes Gefallen finden, noch auch darob erschrecken, wenn sie augenblicklich von ihm weicht. Möge Gott der Allmächtige mir die Kraft verleihen, in meiner amtlichen Wirksamkeit stets den redlichen Willen zu

bewahren, der fortwährend nur nach dem Ideal des Wahren, Guten und Rechten strebt. Der redliche Wille möge stets mich leiten, nicht eitle Rechthaberei, nicht der Hinblick auf die wechselnde Gunst des Volkes, das ist mein einziges Programm; ich habe kein anderes. Das Ziel, nach welchem dieser Wille zu streben hat, ist das Vaterland, dies allein soll unser aller Zweck und letzter Gedanke sein. Wenn ich daher einen Abschluß finden soll in einem Hoch, so finde ich ihn bloß in einem Hoch auf unser theures, vielgeliebtes Vaterland, das Gott segnen soll. Unser Vaterland, es lebe hoch!" —

Seit dieser Landsgemeinde von 1857 hat Heer 18 Jahre lang die Würde und die Bürde eines Landammanns getragen. Am meisten machen sich beide wohl jeweilen an den Landsgemeinden selbst fühlbar. Eine Versammlung von 4000—6000 Männern zu leiten, und dieses unter freiem Himmel, wo schon die Anforderung an die physische Kraft eine bedeutende ist, um überallhin verstanden zu werden, ist eine ernste, schwierige Aufgabe, namentlich noch etwa in Zeiten, wo die Gemüther durch die zur Entscheidung kommenden Fragen in Aufregung gebracht sind. Anderseits ist der Augenblick, wo der Landammann unter den Klängen der Musik an der Spitze der Regierung in den „Ring" eintritt und dann von seiner Rednerbühne herab zu seinem Volke spricht und alle auf seine Worte lauschen, auch wieder ein so feierlicher, daß er das Herz mit Stolz und Freude erfüllt.

Heer hat es verstanden, beides, die Würde, wie die Bürde dieses Tages in so meisterhafter Weise zu tragen, daß auch Fremde, die unsern Landsgemeinden beiwohnten, mit Bewunderung erfüllt* und zum Theil dadurch für unsere demokratischen Einrichtungen gewonnen wurden.

Schon seine Eröffnungsreden waren stets ein hoher Genuß. Man

---

* cf. E. Rambert, Les alpes suisses, V, pag. 290: „Il saute aux yeux, que la présidence joue ici un rôle considérable. Sous ce rapport, Glaris a du bonheur. C'est un plaisir de voir le landammann Heer siéger au milieu de son peuple. Sa haute stature, sa physiognomie ouverte, sa magnifique prestance, éveillent la sympathie et inspirent le respect. Il est né pour s'appuyer sur cette épée du commandement, une épée antique, dont il tient la poignée dans sa main droite. Ses discours d'ouverture, simples et grands, feraient honneur aux hommes d'État les plus haut placés. Sa manière de poser les questions est d'une si parfaite clarté, qu'il n'y a jamais un instant de doute dans les votations les plus compliquées. Il a la parole nette, sûre, familière au besoin, jamais blessante. Sa voix est sonore, ses manières dignes sans raideur. Il est à sa place et dans son rôle naturel, il est chez lui sur cette tribune. Cet homme est un type; c'est le vrai landammann, enfant du pays et père de son peuple."

muß ihn gesehen und gehört haben, um den vollen Zauber derselben zu spüren; denn die männlich schöne Gestalt, aufs Schwert gestützt, und das kräftige wohllautende Organ, das seine Worte in vernehmlicher Stärke bis zu den entferntesten Theilen des Ringes hinaustrug, haben selbstverständlich mächtig mitgeholfen, der Zuhörer Herzen für die an sie gerichtete Rede zu öffnen. Indessen waren es doch nicht bloß diese äußern Mittel, die jene Wirkung ausübten, sondern ebenso der von ihnen unterstützte Gehalt dieser Reden, der Gedankenreichthum, wie die Klarheit und Volksthümlichkeit des Ausdrucks und die patriotische Wärme, die ihnen stets eigen gewesen ist.

Noch sind uns ein Dutzend seiner Landsgemeindereden im Manuscript vorhanden, die zugleich Zeugniß ablegen von der Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Eröffnungsreden vorbereitete. Es hält schwer unter ihnen die Wahl zu treffen, um die passendste als Beispiel dem Leser vorzulegen. Wenn ich diejenige vom Mai 1866 auswähle, geschieht es nicht, weil andere nicht ebenso schön und trefflich — für manche Leser vielleicht noch ansprechender — gewesen wären, sondern lediglich, weil er in dieser Rede uns seine Gedanken über den Werth der von ihm so oft geleiteten Landsgemeinden kund gibt. Sie möge darum an dieser Stelle* als Beispiel ihre Stätte finden.

Nach der gewohnten Anrede an den Herrn Landstatthalter, die Herren Räthe und Richter, die wohlehrwürdige Geistlichkeit und sämmtlich vertrauten Herren Landleute, hebt die Rede an:

„In einem Augenblicke, wo die großen Mächte des europäischen Festlandes, bis an die Zähne bewaffnet, einander gegenüberstehen, um vielleicht bald den Welttheil mit den Schrecknissen eines allgemeinen Krieges zu erfüllen, vereinigt sich hier das freie Volk unsers kleinen Landes in friedlicher Versammlung, um die Angelegenheiten seines Gemeinwesens zu ordnen. Lassen wir uns durch den Kriegslärm draußen in der großen Welt nicht abhalten, mit voller Sammlung an unser Tagewerk zu schreiten, das allerdings der Arbeit genug für eine lange Versammlung darbietet.

„Es ist eine schöne Eigenthümlichkeit unserer Landsgemeinde-Einrichtung, daß der Tag des Jahres, der die Bürger zur Ausübung ihrer schönsten Rechte und Pflichten beruft, zwar ein Tag des Geschäftes und zwar oft eines keineswegs müheloſen Geschäftes, aber doch zugleich der höchste Feiertag ist. Und mit vollem Rechte gilt er als solcher: mit gehobenen Gefühlen und freudigem Stolze kommen von Berg und Thal die freien Landleute

---

* Einige weitere Landsgemeindereden sind für ein zweites Bändchen in Aussicht genommen.

herbei, um hier an altgewohnter Stätte die Wohlfahrt des Landes zu berathen. Jeder von ihnen empfindet es, daß dies der Ehrentag des Volkes ist; der Tag, an welchem das Wort und die Hand des geringsten Bürgers gleichviel gilt, wie das Wort und die Hand des Reichsten und Mächtigsten; der Tag, an welchem die Grundsätze der Gleichheit und Gleichberechtigung Aller zur vollsten und augenscheinlichsten Wahrheit werden.

„Es ist in dieser letzten Zeit vielfach in Kantonen und im Bunde der Ruf erhoben worden nach Erweiterung der Volksrechte und es ist dies ein sehr begreiflicher Wunsch; aber was man unter diesem Titel hie und da anstrebt, ist doch nur ein schattenhafter und in keiner Hinsicht gleichwerthiger Ersatz für dasjenige, was wir seit Jahrhunderten schon an unserer Landsgemeinde besitzen. Da treten Obrigkeit und Volk, da treten die Repräsentanten der verschiedensten Ansichten und Interessen Auge in Auge einander gegenüber; Jeder hat das Recht, seine Meinung zu sagen, aber er muß es auch dulden, daß ein anderer ihn widerlege und zuletzt entscheidet das ganze Volk, gleichwie das ganze Volk auch das Für und Wider angehört hat. Das ist ein Vorzug, der nur der Landsgemeinde eigenthümlich ist, und den zu ersetzen, auch nur annähernd zu ersetzen, unmöglich ist, da wo das Volk in hunderte und hunderte von kleinen Versammlungen zersplittert und mancherlei einseitigen Einflüssen ausgesetzt zu einer Entscheidung berufen ist.

„Das Institut der Landsgemeinde ist allerdings unserm Kanton nicht allein eigen; ein ganzer und vier Halbkantone besitzen es zur Stunde noch außer uns; aber das dürfen wir wohl ohne Ueberhebung sagen, daß vielleicht nirgends diese Staatsform so vollständig und bis in ihre letzten Konsequenzen hinaus ausgebildet ist, als bei uns; daß vielleicht nirgends so sehr die reine Demokratie, d. h. die wirkliche, bewußte Volksherrschaft zur vollen und lebendigen Wahrheit, zu einem Wesen, nicht bloß zu einer Form geworden ist, wie unter uns. Es hat hiezu, neben manchen anderweitigen Verhältnissen, vor allen Dingen unsere Verfassung selbst beigetragen. Die Wahl der kantonalen Behörden und Beamten ist zwar allen Landsgemeinden, wo sie bestehen, gemeinsam; aber die unsrige hat vor mehrern andern das voraus, daß sie die ihr vorgelegten Gesetzesvorschläge nicht bloß mit Ja oder Nein annehmen oder verwerfen, sondern daß sie dieselben auch abändern kann, und gerade diese Befugniß mag mit ein Grund dafür geworden sein, daß bei uns aus dem Volke heraus geredet wird, daß wir Diskussionen haben, fast wie in einem großen Rathe, während merkwürdiger Weise in einzelnen andern Kantonen ein freies Volk an offener Landsgemeinde von dem Gebrauch des freien Wortes thatsächlich oder rechtlich ausgeschlossen ist. Und fast ebenso wichtig, wie alles Andere ist

das, daß bei uns jeder Landmann das Recht hat und alle Jahre noch besonders und ausdrücklich dazu eingeladen wird, Alles, was ihm auf dem Herzen liegt, jeden Wunsch, jede Anregung, die ihm nöthig oder nützlich scheint, vor die Landsgemeinde zu bringen, und daß der Landrath, wenn er auch sein Gutachten darüber abzugeben hat, gleichwohl keine derartige Anregung, wenn sie nicht geradezu gesetzwidrig ist, dem freien Entscheide des Volkes dauernd entziehen kann. Ich halte diese Bestimmung, wenn sie auch hie und da unbequem erscheinen mag, für eine wahre Perle unserer Verfassung und für eine der wichtigsten Garantien einer vollen und wesenhaften Demokratie.

„Kaum werden sich in irgend einem andern Kanton alle diese Elemente in solcher Vollständigkeit vereinigt finden; und wenn es also einen Kanton gibt, wo man erwarten darf, die Wirkungen der reinen Demokratie, im Guten, wie im Schlimmen, in ihrer vollen Entfaltung zu erblicken, so ist dies sicherlich der unsrige. Es ist dies von einem gewissen Interesse, weil gerade in gegenwärtiger Zeit vielfach darüber gestritten wird, ob denn nicht die Ueberlassung der Gesetzgebung an das Volk ein Hemmschuh sei für jegliche Art von Fortschritt. In den Rathsälen großer Kantone ist neuerlich wiederholt mit einem gewissen — wie soll ich sagen? — mit einem gewissen mitleidigen Seitenblicke der Landsgemeindekantone gedacht worden, als welche doch in Sachen des Fortschrittes nicht als Muster gelten und mit den großen, repräsentativen Kantonen sich nicht messen können. Ich meinerseits glaube, daß letztere Thatsache vollkommen richtig ist. Wenn wir uns nicht in eitler Ueberhebung selber täuschen wollen, so werden wir zugeben müssen, daß wir noch in sehr vielen Beziehungen hinter jenen großen Kantonen zurückstehen, daß wir noch in sehr vielen Dingen sie als Muster anerkennen müssen, die wir wohl hie und da in einzelnen Punkten, aber schwerlich jemals ganz zu erreichen hoffen dürfen. Aber ebenso bestimmt bin ich auch überzeugt, daß es ein vollständiger Irrthum wäre, hiefür unsere Staatsform, die Landsgemeindeverfassung, ausschließlich oder auch nur vorzugsweise verantwortlich machen zu wollen. Die wahre Ursache liegt offenbar in den so sehr verschiedenen Verhältnissen. Die Landsgemeindekantone sind durchweg sehr kleine Kantone, und schon dieser Umstand ist für viele Dinge völlig maßgebend; oder woher sollte ein kleiner Kanton die Kräfte nehmen, um die glänzenden, öffentlichen Anstalten ins Leben zu rufen, welche allerdings die Zierde so manches größern Kantons bilden? Dann aber darf man weiterhin auch das nicht vergessen, daß die Landsgemeindekantone alle, und unser Glarnerland voraus, erst seit einer kurzen Reihe von Jahrzehnden sich eines gewissen Maßes von Wohlstand erfreuen, während jene großen Kantone meistens

sich um Städte herumgebildet haben, welche der Sitz Jahrhunderte alter Bildung und Jahrhunderte alten Reichthums sind. Seit Wohlstand und Volksbildung auch in unsern Thälern angefangen haben sich einzubürgern, ist auch bei uns manches anders und besser geworden; aber ein Vorsprung von Jahrhunderten holt sich nicht in Jahrzehnten ein. Gleichwohl lebe ich des Glaubens, daß, wenn es möglich wäre, die Zustände in den demokratischen Ländern in den Städtekantonen vor 70 und 80 Jahren und jetzt wieder in eine genaue Vergleichung zu ziehen, überall gerade in den Ländern sich ein erstaunliches Maß von gesundem und kräftigem Fortschritt herausstellen würde. Und auch gegenüber den, freilich immer reicher und mannigfaltiger sich gestaltenden Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft ist es mir gar nicht bange für die reine Demokratie: wenn die Form derselben sich erfüllt mit dem Geiste der Bildung und des Fortschrittes, wenn sie sich offenen Sinnes erhält für die großen Gedanken, welche die Zeit bewegen, so wird sie — dessen bin ich sicher — Schritt zu halten wissen mit den Anforderungen und Bedürfnissen jeglicher Gegenwart und die Landsgemeindekantone werden, so weit ihre Kleinheit und die Beschränktheit ihrer Mittel es gestattet, eine billige und unbefangene Vergleichung mit ihren vom Glücke besser begünstigten Bruderständen nicht zu scheuen haben.

„Allerdings, das ist richtig, der Fortschritt macht sich unter der Herrschaft der reinen Demokratie in der Regel etwas langsamer. Das Volk bewahrt alten Gebräuchen und überkommenen Zuständen immer eine gewisse Anhänglichkeit und wir wissen es ja wohl aus eigener, vielfach gemachter Erfahrung, daß auch an unsern Landsgemeinden der Ruf „beim Alten bleiben" nicht selten einen eigenthümlichen Zauber ausgeübt hat, und wohl auch fernerhin ausüben wird. Jede Neuerung wird vom Volke mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen und namentlich, wo nicht ein allgemein empfundener Uebelstand vorliegt, wo man im Wesentlichen mit dem Bestehenden zufrieden, wird derjenige, der eine noch so zweckmäßige Aenderung empfehlen will, oftmals an einer Landsgemeinde einen harten Stand haben. Aber sollte dies gar so sehr als ein Unglück zu betrachten sein? Ich meines Ortes glaube es nicht. Was neu ist, ist darum noch nicht immer und nothwendig besser, als das Alte, und namentlich wird Manches, was uns von Außen hereingebracht werden will, nicht immer auch für uns und unsere eigenthümlichen Verhältnisse das Passende sein. Es kann daher gar nichts schaden, wenn es nicht mit leichter, rascher Begeisterung sofort ergriffen, sondern mit einer fast mißtrauischen Genauigkeit geprüft wird. Was wirklich ein Fortschritt, was wirklich gut und dauerhaft nützlich ist, das wird mit der Zeit sich gleichwohl Bahn zu brechen wissen.

„Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der letzten 30—40 Jahre.

Wer sich noch zu erinnern weiß an die Zeit am Beginn dieser Periode und wer die Ansichten und Stimmungen von damals vergleicht mit Ansichten und Stimmungen von heute, der wird nicht leugnen können, daß doch in dieser verhältnißmäßig so kurzen Zeit sich ein außerordentlich großer Umschwung in der Anschauung fast aller Dinge, und zwar ein Umschwung im Sinne des Fortschrittes, vollzogen habe. Es ist dies die still und langsam, aber stätig wirkende Macht des Geistes, der nicht von heute auf morgen, aber nach und nach die Ueberzeugung umgestaltet und den Boden lockert — für die Aufnahme neuer Saatkörner. Diese Macht und ihre stille Arbeit muß man verstehen und liebevoll zu würdigen wissen; dann wird man auch in der reinen Demokratie nicht gleich die Geduld verlieren, wenn etwa an einer Landsgemeinde nicht alles geht, wie man meinte, daß es hätte gehen sollen, sondern man wird den Glauben behalten, daß auch in dieser Staatsform Wahrheit und Fortschritt sich ihre Bahn zu brechen verstehen.

„Und wenn einmal ein Fortschritt gemacht ist, so darf man sicher sein, daß er für dauernd gemacht ist, daß er nicht zurückgethan wird; denn er ist ja nur möglich geworden, als ein Produkt der innersten, eigenen Ueberzeugung des Volkes; die allgemeinen Anschauungen und Ueberzeugungen aber wandeln sich nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts, dem Zeiger folgend, welcher die allgemeine Entwicklung des Menschengeschlechtes anzeigt. Darum, wenn wir auch etwas langsamer nachrücken, wir kommen doch nach; wir machen keine Sprünge vorwärts, aber auch keine rückwärts, und es dürfte sich kein Beispiel nachweisen lassen, daß in einem Landsgemeindekanton, wenn er überhaupt einmal in die Bahnen des Fortschritts und Freisinns eingetreten, rückläufige Strömungen möglich worden wären, wie solche zuweilen auf Jahre hinaus in Staaten mit andern Verfassungsformen die Entwicklung aufgehalten und verwirrt haben.

„Deshalb wollen wir uns nicht irre machen lassen in der Freude an unserer althergebrachten, freien Landsgemeindeverfassung; aber unsern Ehrgeiz wollen wir darein setzen, der Welt oder wenigstens unsern Miteidgenossen den Beweis zu leisten, daß auch in dieser Verfassungsform der Geist der Zeit, der Geist wahren Fortschrittes und wahrer Humanität sich Wohnung machen kann. Mögen wir dessen alle Zeit und auch heute eingedenk sein, wo es gilt, zeitgemäße Veränderungen in unsern Verhältnissen vorzunehmen und anzubahnen.

„Doch in den Vordergrund der heutigen Tagesordnung tritt das Wahlgeschäft: ein eidgenössisches und ein weitläufiges kantonales Wahlgeschäft. Das Volk von Glarus übt heute einen der schönsten und werthvollsten Akte seiner Souveränität aus, indem es die Männer bezeichnen wird,

denen es wieder für einen Zeitraum von 3 Jahren die Verwaltung seiner Angelegenheiten und die Rechtsprechung im Lande übertragen will. Möge es ihm, unter Gottes Beistand, gelingen, die rechten Männer seines Vertrauens zu finden; möge aber auch bei denen, welchen dieses Vertrauen entgegenkommt, der rechte Sinn vaterländischen Pflichtgefühls und vaterländischer Bereitwilligkeit nicht fehlen. Wahr ist es, wir können Denjenigen, denen wir die Uebernahme von Aemtern zumuthen, keine glänzenden Aussichten eröffnen; nicht einmal auf Dank und Anerkennung dürfen sie, selbst bei redlichem Willen, sich allezeit Rechnung machen. Aber der Bürger eines freien Staates soll, unbeirrt hiedurch, fühlen, daß er sich und seine Kräfte dem gemeinen Wesen schuldig ist, und daß er durch Uebernahme von Mühen und Pflichten nur einen kleinen Bruchtheil der Segnungen heimzahlt, die ein freies Wesen über alle seine Glieder ausbreitet.

„Möge es uns vergönnt sein, unsere fast überreiche Tagesordnung in guter Ruhe und würdiger Verhandlung zu erledigen. Mögen unsere heutigen Wahlen und Beschlüsse dazu beitragen, des Landes Ehre nnd Wohlfahrt zu befördern, seinen Schaden zu wenden. In diesem Sinne und mit solchem Vorsatze unsere bürgerlichen Pflichten zu erfüllen, ist unsere Sache und unsere Aufgabe. Unser ist das Säen; die Ernte aber ist des Herrn. Gottes weisem Rathschlusse, seiner weltumfassenden Liebe und Treue wollen wir die Geschicke des Vaterlandes vertrauensvoll anheimstellen. Ihm, dem allmächtigen Lenker der Völker, sei auch heute aus tiefstem Herzensgrunde das theure Vaterland empfohlen!"

Bei der Leitung der übrigen Geschäfte hat Heer vor allem durch die Gewandtheit und Klarheit sich ausgezeichnet, mit der er jederzeit — sei es nun an der Landsgemeinde, oder sei es im Landrath oder später in der Bundesversammlung — es verstanden, die verschiedensten Anträge neben einander zu stellen, logisch zu ordnen und nach ihren Unterschieden in der richtigen Reihenfolge zur Abstimmung zu bringen. Dabei hat er selbst durch die kurze Beleuchtung, die er in der Regel der Abstimmung vorausschickte, auf das Resultat derselben jeweilen einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt, dieses aber stets mit jener Klugheit, mit jener weisen Mäßigung gethan, die allein ihren Zweck erreichen konnte, da die Absicht, etwas durchzusetzen, in der Regel verstimmt und dadurch den entgegengesetzten Erfolg erzielt.

Mit der Führung der Landsgemeinde hat übrigens der Landammann von Glarus nur einen Theil seiner Aufgabe erfüllt. Wir Glarner lieben die „konzentrischen Kreise": derselbe, der die Landsgemeinde präsidirt, ist auch Präsident der Standeskommission (der aus 9 Mitgliedern bestehenden Regierung), des Rathes (einer erweiterten Regierungsbehörde

von über 40 Mitgliedern) und des dreifachen Landrathes, der vor allem die Gesetzesvorschläge und die übrigen Landsgemeindetraktanden vorzuberathen hat. Je für die wichtigsten Aktenstücke hat der Landammann aber auch die Stelle eines Staatsschreibers zu vertreten. So liegt ihm vor allem die Abfassung der Landsgemeindememoriale, durch welche die Vorschläge des Landrathes begründet werden, ob und enthalten die von Heer verfaßten Memoriale von 1858—1875 ein schönes Stück Arbeit, manche treffliche Abhandlung, durch welche in volksthümlicher, klarer, bündiger Sprache die verschiedensten Gegenstände des öffentlichen Lebens bespochen werden. Mit größter Sorgfalt hat er stets diese Gutachten ausgearbeitet und noch von Berlin aus gibt er seiner Schwester K., die für ihn die Korrektur und Revision des 1868er Memorials besorgt, die genauesten Anweisungen.

Aber auch andere wichtige Schreiben und Gutachten, zu deren Verfassung die Kanzlei verpflichtet gewesen wäre, hat Heer, damit sie um so sicherer seinen Intensionen und den Beschlüssen des Landrathes oder der Standeskommission entsprechen würden, gleich selbst verfaßt, nicht davon zu reden, daß jeweilen in den wichtigsten Fragen sowohl die Polizeikommission und der Kantonsschulrath, als auch allerlei Spezialkommissionen ihn zu ihrem Berichterstatter ernannten.

Und neben dieser offiziellen Thätigkeit im Landrathssaale und für die Landsgemeinde, ging einher seine Arbeit in der Privatstube. Es gehört halbwegs mit zum Amte eines Landammanns, daß er als der richtige „Landesvater" auch der Berather aller derer ist, welche kompetenten Aufschluß bedürfen über die Bedeutung und die Tragweite gesetzlicher Bestimmungen, und die aus guten Gründen doch nicht sofort die Befragung eines Advokaten unternehmen. Schon als Landstatthalter hat sich ihm ein Strom von solchen rathbedürftigen Menschen zugewendet und dünkt es ihn wohl recht komisch, wenn ihn — den noch nicht 30jährigen — ein 70jähriger Bürger von Elm um seinen „väterlichen" Rath bittet, und kann er ein ander Mal auch seinem Freunde melden, daß ihm über seinem Briefschreiben fast geworden, als müßte er aus seiner Haut fahren, weil sobald einer seine Stube verlassen, auch wieder ein anderer vor der Thüre erschienen und er so seinen Brief nur „in fortwährenden Unterbrechungen, die ihm jeweilen kaum für ein paar Zeilen Zeit lassen", beendigen konnte. Wenn aber so schon des Landstatthalters Geduld oft erprobt worden ist, so hat mit dem wachsenden Einfluß auch die Schaar der Rathsuchenden sich vermehrt, und ist seine Geduld und — da gar oft auch das Mittagessen unterbrochen oder der Beginn desselben ungebührlich lange hinausgeschoben wurde — auch seiner Angehörigen Geduld in mancherlei Weise auf die

Probe gestellt worden. Und dabei hat er wohl selten einen jene Ungeduld merken lassen, die ihn wohl innerlich quälen mochte, wenn die Menge der Geschäfte ihn drängte und dennoch manch' eine ihre Sachen mit einer Ausführlichkeit und Breite erzählte, als hätten die Menschen nichts gnüger in der Welt, als freie Zeit. Wie im Bureau eines Advokaten haben sich oft die Rath und Hülfe suchenden Landleute in der Stube ihres Landammanns abgelöst, und „wie ein Schaf" hat dieser dabei, nach dem Ausdruck eines ehr. Bürgers von Matt, die mancherlei Klagen und Beschwerden angehört und seine Räthe ertheilt; und wie so oft nicht bloß Rath ertheilt, sondern gleich auch Hülfe mit der That beigefügt, durch ein blankes Thalerstück einer armen, bedrängten Wittwe Trost einsprechend.

Und wie manchen Brief hat er wohl auch wieder in eben dieser Stellung, als der Berather seines Volkes, geschrieben: hier für ein armes Mädchen, das gern sich ein eigenes Bett angeschafft hätte, aber das Waisenamt will nicht die Erlaubniß dafür geben, und Heer verwendet sich ebendarum zu Gunsten der Petentin für Erfüllung ihres Wunsches; dort für eine Frau, „die allerdings nicht den besten Eindruck macht", aber da ihr Kind sehr leidend aussieht, kann er doch nicht anders, als ein gutes Wort für sie einlegen, für das Kind zum voraus, das eben doch Mitleid und Erbarmen einflößt, „und selbst wenn es auch nur das Kind einer Vagantin sein sollte." Hier schreibt er wiederum einem Gemeindsbeamten, gegen den einer seiner Bürger sich beklagt hat, und spricht ihm dabei recht ins Gewissen, und dort ersucht er einen Pfarrer um Auskunft, da zwei Rathsuchende so ungleichen Bericht über dieselbe Sache hinterbracht haben, daß es fast unmöglich ist zu sehen, welcher der beiden mehr Glauben verdient; ein ander Mal aber gibt er einer Bittstellerin auch einen Brief mit, den diese kaum ihrem Pfarrer heimgebracht haben würde, hätte sie den Inhalt desselben etwas genauer gekannt, indem er die Frage aufwirft, ob es nicht vielleicht die Rücksicht auf das Wohl ihrer Familie wünschbar machte, dieselbe anderswo — z. B. in der Pensionsanstalt von Kalchrain — zu versorgen. Wo er nur die Zeit dazu hernimmt, so hat wohl mancher sich gefragt, wenn er diese stets so zierlich und exakt geschriebenen Briefe zu lesen bekam, um so mehr, da ihn nun seit 1857 neben den kantonalen Stellen auch eidgenössische Aemter in Anspruch nehmen sollten.

9. Im Nationalrathe.

Schon an der Herbstlandsgemeinde des Jahres 1851 war Heer für die Stelle eines Nationalrathes in Vorschlag gebracht worden; er lehnte dieselbe aber ab, weil er, erst 26 Jahre alt, noch zu jung für eine solche Stelle sei, indem die kleinen Kantone, um ihren Einfluß geltend zu machen, ganz besonders darauf zu halten haben, Männer von größerer Einsicht und tieferer Erfahrung in die Bundesversammlung zu entsenden. Dagegen konnte er bei der im Oktober 1857 statthabenden Erneuerungswahl des Nationalrathes dem an ihn ergehenden Ruf nicht mehr ausweichen, da es von jeher üblich war, daß der Landammann auch den Stand Glarus in den eidgenössischen Räthen (vor 1848 in der Tagsatzung, seither im Nationalrathe) vertreten. Mit eben diesem Hinweise auf die bisherige Uebung hatte an der Landsgemeinde vom 28. Oktober 1857 Landsekelmeister (nun Landstatthalter) J. Weber seinen Vorschlag begründet, und war daraufhin mit freudiger Einstimmigkeit Landammann Heer als erster Abgeordneter in den Nationalrath erwählt worden. Derselbe antwortete darauf — nach dem Bericht der Neuen Glarner Zeitung — ungefähr mit folgenden Worten:

„Ich unterziehe mich der auf mich gefallenen ehrenvollen Wahl und habe mich zu unterziehen beschlossen, weil ich weiß, daß nach unserer landlichen Uebung der Landammann jeweilen berufen war, seinen Stand in den Räthen der Eidgenossenschaft zu vertreten. Ohne diese Rücksicht würde ich mich auch heute geweigert haben, die Wahl anzunehmen, weil es mir wehe gethan hätte, daß durch mich ein anderer Magistrat, der dem Vaterlande in dieser Stellung Dienste geleistet, von der Wiedererwählung ausgeschlossen wäre. Indem ich also unter warmer Verdankung des mir neuerdings bewiesenen Zutrauens dem Rufe entspreche, sei mir eine Andeutung erlaubt, wie ich mich zu dieser neuen Stellung verhalte. Es ist mir nicht unbekannt, daß ein großer Theil meiner Mitlandleute in ihrer Anschauungsweise über sogenannte politische Fragen von der meinigen bis auf einen gewissen Punkt abweicht. Aus diesem Grunde habe ich mich auch in den Jahren 1851 und 1854 geweigert, mich einer Wahl in die Bundesversammlung zu unterziehen. Wenn ich es heute gethan habe, so geschah es, weil ich die Ueberzeugung habe, daß die politischen Fragen gegenwärtig

in unserm Vaterlande nicht mehr im Vordergrunde stehen, und weil ich weiß, daß sich im Laufe dieser Zeit manches abgeklärt hat, und daß Manche, die im Jahr 1847 weit auseinander gestanden sind, sich seither annähern konnten. Indem ich an dieser Stelle meinen Mitbürgern die Erklärung abgebe, daß ich auch im Kreise der eidgenössischen Räthe stets nach bestem Wissen und Gewissen handeln und zur Richtschnur meines Verhaltens machen werde, was ich nach reiflicher Prüfung als das Beste erachte, so hoffe ich, werden mir weitere Zumuthungen und Instruktionen nicht mitgegeben werden. Mögen wir auch in untergeordneten Fragen verschiedener Meinung sein, so kann man sich gegenseitig doch verstehen."

Am 8. Dezember* desselben Jahres betrat dann Heer, um durch den Aargauer Landammann Augustin Keller beeidigt zu werden, zum ersten Male den Saal des Nationalrathes, in welchem er so bald eine geachtete Stellung erobern sollte.

In ihrer Nummer vom 19. Oktober 1857 hatte die „Neue Zürcher Zeitung" von Heers Vorgängern im Nationalrathe geschrieben: „In keiner Kommission erblicken wir deren Namen, in keiner wichtigen Frage erheben sie ihre Stimme." Eben darum meldet die „Neue Glarner Zeitung" sub 16. Dezember mit großer Genugthuung: „Mit Freuden sehen wir in einer nationalräthlichen Kommission auch wieder einmal einen glarnerischen Abgeordneten. In die Kommission über den Rekurs der Erben Imhof in Uri gegen die Kinder Odermatt (der Kern der Frage liegt in der Gleichstellung der Schweizerbürger mit den Bürgern des eigenen Kantons) wurden gewählt: die Herren Präsident Martin von Waadt, Landammann Heer von Glarus und Landammann Bueler von Schwyz."

Daß Heer schon am ersten Tage nach seinem Eintritt in den Nationalrath in eine Kommission gewählt wird, dürfte wohl in der That als ein Zeichen gelten, daß dem neuen Abgeordneten von Glarus ein günstiger Ruf vorausgegangen und daß man mit einer etwelchen Neugierde auf sein erstes Auftreten gespannt war.

In der folgenden Sitzung des Nationalrathes wird Heer wiederum vom Bureau in die Kommission zur Begutachtung der Frage über Erstellung von Postgebäuden in Bern und St. Gallen gewählt und betheiligt sich bereits wiederholt an den Diskussionen, so am 12. und 13. Juli in einem Rekurs der Regierung von Schaffhausen in Ehesachen Schmidlin (contra Luzern), wo Dr. Heer dem einstimmigen Antrag der hiefür niedergesetzten Kommission entgegentrat und durch sein Votum bedeutenden Eindruck machte,

---

* Der Eröffnungssitzung vom 7. Dezember hatte derselbe nicht beiwohnen können.

ebenso in den Debatten vom 16.—18. Juli, bei der Behandlung eines Rekurses von 71 ultramontanen Mitgliedern des Großen Rathes von St. Gallen.*

Am 13. Januar 1857 wurde sodann Heer zum ersten Male vom Nationalrathe selbst in eine seiner Kommissionen gewählt, in die für Prüfung des Geschäftsberichtes niedergesetzte, neben Escher, Hungerbühler und andern Chorführern der bisherigen Bundesversammlung, am 19. Januar wiederum durch das Bureau in die Kommission betreffend Vertrag mit Baden über Weiterführung der badischen Bahn durch den Kanton Schaffhausen. 1859 Juli 22. erstattet er schriftlichen Bericht über die Frage des Ankaufs der Postgebäude in Bern und St. Gallen.

1860 Januar 9. wird Heer vom Bureau als Präsident in die Kommission für die Frage betreffend Errichtung eines eidgenössischen statistischen Bureaus gewählt und erstattet als solcher am 13. Januar über diese Frage selbst, am 3. Februar über die Frage der Vornahme einer alle 10 Jahre wiederkehrenden schweizerischen Volkszählung Bericht. Am 1. Februar desselben Jahres ernennt ihn das Bureau zum Kommissionsmitglied für die Frage der Tessiner Großrathswahlen und nimmt er als solcher auch eifrigen Antheil an der daherigen Diskussion im Rathe. Am 29. März 1860 wird er vom Rathe selbst in die sehr wichtige Kommission betreffend Savoyerfrage und am 5. Dezember in die Kommission für Prüfung des bundesräthlichen Geschäftsberichtes und der 1860er Staatsrechnung gewählt, am 22. Dezember aber vom Bureau in eine Kommission für

---

* Unter Berufung auf § 4 der Bundesverfassung und die durch diesen proklamirte Gleichheit der Rechte Aller hatten die 71 Rekurrenten des st. gallischen Großen Rathes gegen das der Stadt St. Gallen eingeräumte Privilegium bezüglich der numerischen Vertretung im dortigen Verfassungsrathe protestirt. In längerm Votum sprach sich Heer in der bezüglichen Diskussion dafür aus, „daß die vorliegende Frage nicht nach politischen Sympathien oder Antipathien entschieden werden dürfe, sondern grundsätzlich zu erledigen sei; ihm scheine aber, es sei jeder Kanton zunächst selbst befugt, das Repräsentationsverhältniß in seinen Behörden zu ordnen und nur, wo eine offenbare Verletzung der Bundesverfassung vorliege, solle der Bund einschreiten; nun aber könne § 4 der Bundesverfassung nicht die Tragweite haben, daß jede auch noch so unbedeutende Abweichung vom Kopfzahlsystem, wie solche überall, selbst in der Bundesverfassung, vorkommen, ein „Vorrecht des Ortes" begründe". Während die Mehrheit der Kommission die Beschwerde der ultramontanen Großräthe als jeglicher Begründung entbehrend abweisen wollte, motivirte sonach Heer diese Abweisung damit, daß der „Vorzug der Stadt St. Gallen in der Repräsentation nicht erheblich genug sei, um als bundeswidrig erklärt zu werden". Da der Rath diese Motivirung ablehnte, stimmte Heer immerhin mit der Mehrheit der Versammlung, die in ihren Motiven weniger noch als Heer der Beschwerde der Ultramontanen irgend welches Recht zugestehen wollte.

Begutachtung betreffend Verbesserungen im Artilleriewesen. 1862* wählt ihn wiederum das Bureau in die Kommission betreffend Konsularconvention mit Brasilien (Präsident und Berichterstatter) und betreffend Telegraphenvertrag mit Bayern (ebenfalls Präsident und Berichterstatter), der Rath aber ernennt ihn am 7. Juli zum Vizepräsidenten.

1863 ist er ein erstes Mal Präsident des Nationalrathes und sitzt er überdies in den Kommissionen für Begutachtung der Frage wegen der interkantonalen Niederlassungsverhältnisse und betreffend Juragewässerkorrektion.

1864 ist er Präsident der Kommission für Prüfung der Handelsverträge mit Frankreich, sowie Mitglied für Prüfung des Geschäftsberichtes und der Staatsrechnung.

1865 ist er wiederum Präsident der Kommission betreffend provisorisches Inkrafttreten des durch den Handelsvertrag mit Frankreich vereinbarten schweizerischen Konventionaltarifs und nach Alfred Escher e r s t e s Mitglied für Revision der Bundesverfassung.

1866 finden wir ihn — nach dem Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges — als Präsident und Berichterstatter in Sachen der für Handhabung der Neutralität zu ergreifenden Maßregeln, und — nach der im Oktober stattgehabten Integralerneuerung des Rathes — als Präsident für Prüfung der Wahlakten, sowie als Präsident der Kommission für die Juragewässerkorrektion und zum 4. Male Mitglied für Prüfung des Geschäftsberichtes.

1867 geht er als außerordentlicher Gesandter der Eidgenossenschaft nach Berlin und 1868 funktionirt er als Präsident der Kommissionen, welche die revidirten Verfassungen von Baselstadt und Solothurn und den Auslieferungsvertrag mit Bayern zu prüfen haben.

1869 Juli wird er Vizepräsident des Nationalrathes und Präsident der Kommission für Gewährleistung der revidirten Verfassungen von Zürich, Thurgau und Luzern, und im Dezember Präsident für Prüfung der Wahlakten und — zum zweiten Male — Präsident des Nationalrathes selbst.

1870 Juli wählt ihn der Rath zum Mitglied der Kommission für Revision der Bundesverfassung (1872er Entwurf), sowie der ebenfalls wichtigen Kommission betreffend Wahrung der Neutralität (im deutsch-französischen Kriege.)

1871 sitzt er außer in der Revisionskommission auch in der Kommission

---

* 1861 hatte ihn der Braud von Glarus zum Theil von den Sitzungen der Bundesversammlung zurückgehalten.

betreffend Bundesbeiträge für Schutzbauten und Aufforstungen im Hochgebirge (und zwar als Präsident und Berichterstatter).

1872 ist er Mitglied der Kommission betreffend Bundesgesetz über die eidgenössischen Wahlen und Abstimmungen und — nach der Integralerneuerung — wieder Präsident für Prüfung der Wahlakten, dies Mal besonders wichtig wegen der Wahlen im Tessin, welche schließlich kassirt wurden, sowie Mitglied der Eisenbahnkommission.

1873 wird er wiederum vom Rathe in die Kommission für die zweite (1874) Revision der Bundesverfassung gewählt.

1874 ist er Präsident und Berichterstatter in Sachen des kirchenpolitischen Konfliktes in der Basler-Diözese, sowie Mitglied in der Kommission für den Gesetzesentwurf betreffend Organisation der Bundesgerichtspflege, ebenso der nationalräthlichen Eisenbahnkommission, welche verschiedene wichtige Eisenbahnfragen zu prüfen hat.

1875 fällt ihm Präsidium und Berichterstattung zu in dem berühmten Rekurse der Katholiken im Berner Jura; ebenso ist er Präsident der Kommission für die Statistik betreffend Zivilstand und Ehe, sowie derjenigen für Prüfung eines eidgenössischen Fabrikgesetzes.

So trocken und dürftig diese Zusammenstellung erscheint, zu der übrigens spätere Kapitel in mehrern Beziehungen den Kommentar liefern werden, bietet sie dennoch ein getreues Bild von der vielseitigen Thätigkeit Heers in den eidgenössischen Räthen, sowie von der Anerkennung, die er dort gefunden. Heer war vielleicht öfter als irgend ein anderes Mitglied des Nationalrathes, Präsident von Kommissionen dieses Rathes, indem, wie vorstehendes Verzeichniß darthut, seit 1860 wenige Sitzungen vorübergingen, in welchen dieses nicht der Fall war. „In den wichtigern Fragen hat er dabei seine Berichterstattung vor dem mündlichen Vortrage jeweilen schriftlich fixirt und den Mitgliedern des Rathes austheilen lassen. Diese Berichte zeigen die virtuose Meisterschaft, mit welcher Heer die verschiedensten Gebiete des öffentlichen Lebens, Recht und Politik, Volkswirthschaft und Verkehr beherrschte und sind deshalb ein unvergängliches Denkmal für den dahingeschiedenen Staatsmann." (Bundeskanzlei 1879.)

Seine Stellung in den Kommissionen hat es mit sich gebracht, daß er auch an den Diskussionen sich häufig betheiligte, als ein stets gern gehörter Redner. Auch in den Sälen der Bundesversammlung herrscht nicht immer die größte Aufmerksamkeit und manche Redner haben gelegentlich Mühe, sich durch das „gemüthliche Geplauder" Bahn zu machen, während ein ander Mal auch ein bedeutender Theil der Mitglieder sich in die Vorsäle flüchtet. Heer hat, so oft er das Wort verlangte, ein aufmerksames, dankbares Auditorium gefunden. Die ihm verliehene Beredtsamkeit ermöglichte

diesen Erfolg, aber auch der Fleiß, mit dem er sich für die Sitzungen vorbereitete. So oft er das Wort ergriff, konnte die Versammlung sicher sein, daß es nicht ohne gründliches Aktenstudium geschehen. Und überdies gehörte er nicht zu denen, die glauben, über alles reden oder, wie wir Glarner sagen, „über alles ihren Anken brennen" zu sollen. Seiner Schwester K., die seit 8—14 Tagen seinen Namen nie in den Zeitungen gelesen und die daraus den Schluß ziehen wollte, daß er vielleicht nicht ganz wohl sei, schreibt er deshalb 1868: „Entweder war das, was ich hätte sagen mögen oder können, von andern bereits gesagt (wie z. B. in den jurassischen Rekursen) oder aber, es lagen Gegenstände vor, über die ich eine besondere Kenntniß und Einsicht nicht besaß. So kam ich denn wirklich zu einem konsequenten Schweigen; aber ich sehe nicht ein, daß das ein Unglück wäre. Reden, bloß um seinen Namen in den Zeitungen reproduzirt zu sehen, ohne Beruf und Nöthigung, halte ich für eine sehr eitle und thörichte Sache, die allfällig eine Berechtigung hat, so lang die Welt noch nicht weiß, daß man sprechen kann, wenn man will; sobald aber hierüber ein Zweifel nicht mehr besteht (und ich darf wohl annehmen, daß dieses bei mir der Fall ist), fällt auch der Grund zu einem Reden hinweg, das keinen weitern Zweck, als das Reden hätte." Nicht die Vielrednerei war seine Sache, sondern tüchtig zu arbeiten. Eben darum ist er ärgerlich über diejenigen, „die wie es scheint, am liebsten das ganze Jahr in Bern blieben" (1862), und im Juli 1863 bemerkt er: „Gestern hatten wir eine wenig erbauliche Sitzung; eine ergebnißlose Besprechung über das Verfahren bei Rekursen an die Bundesversammlung und eine ebenfalls negativ ausgehende Berathung einer das Postwesen beschlagenden Motion des Herrn Vonarx bildeten die ganze Tagesordnung, die schon um 12 Uhr abgewickelt war. Um den erschöpften Mitgliedern des Rathes nach diesen parlamentarischen Strapazen Ruhe zu gönnen, ist nun heute Feiertag, morgen eine kurze Sitzung der vereinigten Räthe und am Freitag ohne Zweifel wieder Vakanz wegen der Grundsteinlegung der Kaserne in Thun, wozu die Mitglieder des Rathes eingeladen werden*). Auf solche Weise wird es allerdings möglich werden, die Sitzungsperiode auf 3 Wochen zu

*) Wo es anging, ging Heer an seinem Theile solchen Festlichkeiten gern aus dem Wege. So schreibt er unterm 9. Juli 1868: „Heute ist beschlossen worden, am Montag keine Sitzung zu halten, um den Mitgliedern den Besuch des schweizerischen Sängerfestes möglich zu machen; da ich meines Orts an diesen großen und geräuschvollen Festen niemals große Freude gehabt habe und ihnen je länger, je weniger Geschmack abzugewinnen vermag, so gedenke ich die zweitägige Vakanz zu einem stillen Aufenthalt in Thun oder Interlaken, in Gesellschaft einiger guter Bücher und meiner Schreibmappe zu verwenden."

bringen, was sonst bei der Geringfügigkeit, ja man darf sagen Armseligkeit des Geschäftsverzeichnisses schwerlich zu erreichen gewesen wäre. Mir persönlich ist dieses nicht unangenehm, indem ich mich leidlich amüsire, so lang das Wetter gut ist, aber gegenüber dem Volke macht es einen keineswegs günstigen Eindruck." Dagegen freut es ihn ein ander Mal melden zu können: „Es wird stramm gearbeitet: Bis 2, 2½ und 3 Uhr dauern die Sitzungen des Rathes, und dann von 4 Uhr an wieder Sitzungen der Konferenz bis Abends 8 Uhr."

Seine freie Zeit, die weder durch Sitzungen des Rathes und seiner Kommissionen, noch durch Aktenstudium ausgefüllt ist, bringt er entweder mit guter Lektüre zu, oder auf Spaziergängen — einsam oder in Gesellschaft guter Freunde — oder, namentlich am Abend, bei seinen Kollegen im Kasino oder noch häufiger im Café du Nord. Doch lasse ich über Alles das am liebsten wieder ihn selbst erzählen. So schreibt er unterm 17. Januar 1862: „Am Bahnhof in Bern war Schwager Blumer anwesend, der mich erwartete und in den Bernerhof geleitete. Die Gesellschaft ist dies Mal ziemlich zahlreich und ich verspreche mir recht angenehme gesellige Verhältnisse. Sehr froh bin ich übrigens dennoch, daß ich gute und viel Lektüre mitgenommen habe; da die Jahreszeit für größere Spaziergänge nicht geeignet ist, und daher eine freie und verständig auszunützende Zeit von 4—7 oder 8 Uhr jeden Tag übrig bleibt, so ist eine genußreiche Lektüre fast absolutes Erforderniß, wenn man nicht ins Kneipenleben verfallen soll. Ich habe nun nebst der griechischen Geschichte von Curtius noch die französische Revolutionsgeschichte von Sybel bei mir. Dieses Buch fesselt mich ungemein und hat mir bereits eine Anzahl äußerst genußreicher Stunden verschafft. Ich rücke aber, eben weil die Lektüre mich anspricht, so rasch vorwärts, daß ich Mitte nächster Woche ohne Zweifel mit dem ganzen, wenn auch noch so dicken Bande zu Ende zu sein fürchte. Ich sage mit gutem Bedacht fürchte; denn es wird mir im vollen Sinne für meine vielen Mußestunden etwas fehlen, wenn ich nicht mehr in Sybel lesen kann. Curtius ist schon eine schwerere Lektüre und setzt gesammelte und zum wirklichen Studiren aufgelegte Stimmung voraus."

In der Julisitzung desselben Jahres vertauscht er sein Quartier im Bernerhof mit einem Privatlogis und meldet er in Folge dessen nach Hause: „Was meine hiesigen Lebensfahrten anbelangt, so ist mein Aufenthalt bisher ein sehr angenehmer gewesen. Vor allen Dingen bin ich sehr zufrieden und eigentlich glücklich mit meinem Logis. Die Stube ist nicht sehr groß, aber gleichwohl mehr als groß genug für mein Bedürfniß; der Alkoven" (Nebenzimmer zum Schlafen) „ist verzweifelt eng und ganz dunkel; aber das thut nichts, denn in der Nacht zum Schlafen brauche ich

weder viel Raum noch viel Licht. Dagegen ist die Stube außerordentlich wohnlich, viel wohnlicher und heimeliger, als die großen, reichen Salons des Bernerhofes; dazu kommt, daß das Haus an der belebtesten Straße liegt und also jeden Augenblick, wo man nicht lesen oder schreiben mag, sehr kurzweilig mit Zum-Fenster-heraus-Schauen zugebracht werden kann. Ich habe mir schon manches Mal vorgestellt, welchen Spaß es Dir mit Deinen vortrefflichen Augen machen würde, so unter dem Fenster zu sitzen und in das Gewühl der Wagen und Fußgänger hinunterzublicken.

„Am letzten Sonntag, unmittelbar nach Beendigung des Briefes an Dich, machte ich — mutterseelenallein — einen Ausflug nach Freiburg, um die neue, wahrhaft bewundernswerthe, 1200' lange und 270' über dem Spiegel der Saane erbaute Eisenbahnbrücke zu besehen. Die Bahn führt von Bern durch eine sehr langweilige, allen landschaftlichen Reizes baare Gegend in circa einer Stunde bis an die genannte Brücke; hier muß man aussteigen und vorläufig noch per Omnibus oder zu Fuß nach der Stadt hineingelangen. Da ich die Brücke genau besehen wollte, so stieg ich in die Saaneschlucht hinunter und auf der andern Seite wieder hinauf und pilgerte dann zu Fuß nach Freiburg hinein. Der Tag war sehr schön; aber verzweifelt heiß, so daß ich in Schweiß förmlich gebadet im Zähringerhofe ankam. Dort ließ ich mir mein Mittagessen trefflich schmecken, dachte dann aber mit gelindem Entsetzen an die 4 Stunden, welche nach Beendigung des Essens bis zum Abgange des Zuges nach Bern übrig blieben und die ich nun in der entschieden langweiligsten Stadt der Christenheit zubringen mußte, und zwar an einem Nachmittage, dessen gewitterhafte Schwüle das Spazieren, wo nicht unmöglich, so doch sehr beschwerlich machte. In meiner Verzweiflung ging ich gegen 3 Uhr in den Münster, wo Messe, resp. Vesper gehalten wurde und wo die erquickendste Kühlung herrschte. Eine volle Stunde saß ich in der herrlichen, majestätischen Kirche und erfreute mich der vollen Klänge der berühmten Orgel, des schönen Chorgesanges und, wie schon gesagt, der erfrischenden Temperatur. Ich begreife die Frömmigkeit der Freiburger und daß sie gerne in die Kirche gehen; mir hat es nirgends besser gefallen und ist mir auch nirgends so kurzweilig vorgekommen in der ganzen Stadt, wie in dieser Kirche.

„Am Abend brach ein gräßlicher Sturm mit Platzregen, Donner und Blitz aus, was die Gluth der Temperatur gründlich abkühlte und fast in eine empfindliche Kälte verwandelte. Im Bahnhof bei der Rückkehr nach Bern traf ich Schwager Blumer an, der mit einem spätern Zuge nach Freiburg gekommen war und den ich dort nirgends gesehen hatte. Wir fuhren unter lebhafter und angenehmer Konversation nach der Bundesstadt

zurück. — Seither habe ich unter Tages ziemlich viel gearbeitet, Abends bald da bald dort der Geselligkeit gelebt und bin durchaus vergnügt und zufrieden."

Acht Tage später schreibt er wiederum seiner Gattin: „Von meinem hiesigen Leben und Treiben weiß ich in der That nicht viel zu berichten; es geht seinen ziemlich einförmigen und gleichmäßigen Lauf fort. Gearbeitet habe ich, wie mir scheint, noch nie so viel wie das Mal. Ich bin regelmäßig von 3 Uhr an, wo ich vom Mittagessen zurückkehre, bis Abends 6 oder 7 Uhr zu Hause; dann wird, wenn das höchst veränderliche Wetter es irgend gestattet, spaziert und um 8 Uhr in Gesellschaft gegangen. Zu Mittag esse ich ziemlich regelmäßig bei Imboden, wo eine ganz angenehme Compagnie beisammen und der Tisch bei mäßigem Preise sehr gut ist. Die Tafelgenossen sind vornämlich: Stehlin von Basel, Landammann Weder, Rathsherr Jenni, Oberst Raschle und mehrere Zürcher. Das Gespräch ist fast immer sehr belebt und zuweilen recht interessant."

In einem spätern Briefe meldet er: „Unsere geselligen Verhältnisse sind angenehm, wie immer, und namentlich seitdem Freund Peyer wieder eingerückt ist (der ein ganz unvergleichliches geselliges Element ist), leben wir jeden Abend so vergnügt, wie die Götter in Frankreich. Es ist wahrhaft merkwürdig, wie leicht Peyer seine schwierige und mühevolle Stellung als Präsident des Schützenfestes in Schaffhausen ausgefüllt hat: Es hat ihn gar nichts ermüdet oder angestrengt. Jedermann, der draußen war, wundert sich über die spielende Leichtigkeit, den heitern und sichern Takt, mit dem dieser Mann alle Verhandlungen und Geschäfte absolvirte. Dabei ist er munter und wohl geblieben, und da er das Bewußtsein hat und haben darf, Alles gut gemacht zu haben, da überhaupt der Verlauf des Festes ein durchaus gelungener war, so ist er in der besten Stimmung hieher gekommen. Es ist mir eine rechte Freude, die herrliche Natur dieses hochbegabten und glücklich organisirten Menschen in der Nähe betrachten und diesen Mann meinen Freund nennen zu können."

Dasselbe, was er so seinerseits von seinem Kollegen Peyer im Hof schreibt, melden Heers Kollegen von diesem. Wo Heer sich einfand, da war Leben, und war es Heer, „der durch seine Lebhaftigkeit, seinen Humor, seine geistreichen Bemerkungen alle elektrisirte, etwa einmal fast zu lange festhielt". Zu andern Zeiten aber liebte er es auch wieder, einsam seine Wege zu gehen, — mit einem Buche sich in einen Wald hinaus zu flüchten, jede Begleitung höflich ablehnend, oder auch auf seinem Zimmer hinter Büchern und Aktenstößen sich zu verschanzen.

10. Der Brand von Glarus. 1861.

„Auf Gott vertraut und muthig vorwärts geschaut! Nicht übermüthig und leichtfertig wollen wir unsere Wege weiter gehen, aber auch nicht muthlos. Wie einer, der die Gefahr sieht, aber den Kampf nicht scheut, soll das Glarnervolk heute die wichtigen Angelegenheiten des Landes zur Hand nehmen! Dem Schutze des Allmächtigen sei unser Volk für und für empfohlen."

Landsgemeinderede vom 25. Mai 1862.

Am 9. Mai 1861 hatte das Volk von Glarus seine Landsgemeinde und damit wieder ein ächtes Volksfest gefeiert. Ein Schulgesetz — schon in den dreißiger Jahren herbeigewünscht, bis dahin aber immer wieder auf bessere Zeiten verschoben — hatte endlich das Licht der Welt erblickt, vom hohen Souverain in Gnaden angenommen; und anderseits waren mehrere gefährliche Anträge vom Volk mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden, so daß mit vielen andern auch Landammann Heer dieses Tages recht von Herzen sich freute. Wie bald sollte dagegen diese Freude in das schwerste Leid und in Trauer sich verwandeln! Wie bald auch in einem Maße, als wie Heer es sich nicht gedacht, sich erfüllen, was er in seiner Landsgemeinderede ausgesprochen. Um es zu sagen, wie verkehrt es sei, wenn man die Menschheit in zwei Klassen „Reiche" und „Arme" eintheile, hatte er darauf hingewiesen, wie ja so bald der Reiche aller seiner Habe beraubt werden könnte, während andere, die aus der Hütte der Armuth hervorgegangen, zu Reichthum emporsteigen. Das Erstere wenigstens, es sollte in kürzester Frist, in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai, in schrecklicher Weise bewahrheitet werden.

Heer war in jener Nacht nicht in Glarus mitanwesend. Schon einige Zeit hatte er sich nicht ganz wohl gefühlt; er wollte aber, bis die Landsgemeinde vorüber wäre, auf seinem Posten bleiben, um dann nach der Landsgemeinde für ein paar Wochen sich zu seinem Studienfreunde Heußer in Richterswyl zur Erholung zu begeben. Am Morgen des 10. Mai war er dorthin abgegangen, entgegen dem Rathe und Wunsche seiner Gattin. Von einer trüben Ahnung gequält, hatte diese ihn gebeten, doch noch ein

paar Tage zu Hause zu bleiben: der Föhn, der an jenem Morgen wehte, mache ihr Angst; es möchte ein Unglück begegnen und dann wäre es so schrecklich, wenn er nicht hier wäre. Er suchte ihr aber diese Angst auszureden; und anderseits erklärte er es auch gerade mit Rücksicht auf den Föhn und seinen Einfluß auf unser Nervensystem als ein Gebot der Selbsterhaltung, nun sofort zu verreisen, um seine angegriffene Gesundheit herzustellen. Schon am folgenden Tage sollte er unter so traurigen Umständen wieder heimeilen.

Gegen die 10 Uhr Abends war es, daß in Glarus auf einmal jener Ruf „Fürio, Fürio" erscholl, der an einem Föhnabend, wie es der Abend des 10. Mai war, doppelt schrecklich war. Alsbald trug auch der Klageruf der Glocken die Schreckensbotschaft hinaus in die umliegenden Ortschaften, um sie zur Hülfe zu mahnen. Doch so rasch auch diese kommt, sie kommt zu spät! Mit rasender Hast eilen des Feuers Zungen weiter und weiter, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße! Bald ist der größte Theil des Fleckens ein Flammenmeer; und die eben noch Andern hatten zu Hülfe eilen wollen, müssen umkehren, um im eignen Hause zu retten, was sie in der größten Hast und Eile etwa noch zusammenraffen können. Im Zaun aber und an andern freien Orten sammeln sich hunderte von Fliehenden, klagend, jammernd, die Ihrigen suchend, die sie im Gedränge verloren haben, in der That nicht mehr „Arme" und „Reiche", nun alle arm, schwach, hülflos, neben den Kindern des Fabrikarbeiters diejenigen seines Brodherrn, neben der Gattin des Tagelöhners auch diejenige des Landammanns von Glarus.

Diese letztere hatte, als der Feuerlärm sich erhob und das rasche Umsichgreifen des Feuers sichtbar wurde, verschiedene Koffern, sowie Silberzeug, Werthschriften und den Aktenthek der Polizeikommission in den gewölbten Keller des etwas entfernten Waschhauses geflüchtet. Außer ihrem Dienstmädchen hatten zwei Männer, denen ihr Gatte vordem Dienste geleistet und die nun kamen, ihrem Wohlthäter sich dankbar zu erzeigen, treulich geholfen. Freilich war, was so gerettet wurde, nur ein kleiner Theil des Vorhandenen und nicht in allen Stücken das Werthvollste. So sind vor allem eine Menge von Manuscripten — Aufzeichnungen von Landammann Kosmus Heer und seinen Vorfahren — Dinge, die nicht wieder ersetzt werden konnten und deshalb später auf's schmerzlichste vermißt wurden, sowie eine köstliche Münzsammlung mitverbrannt. Ueberdies wäre auch in dem Zufluchtsort, der zunächst für die gerettete Habe aufgesucht wurde, diese dem Untergange nicht entgangen, wenn nicht zur rechten Zeit — schon brannte die hölzerne Thüre, die den Eingang des Kellers verschloß — Pfarrer Zweifel mit seinen Mattern herbeigekommen wäre, um den dort

entstandenen Brand noch wieder zu löschen und die gerettete Habe auf ihre Wagen und an einen sichern Bergungsort zu verbringen.

Ist so viel Werthvolles allerdings mitverbrannt, das Beste — die Bewohner des Hauses — waren alle glücklich gerettet. Das Töchterlein, sowie ihre Schwägerin K. hatte Frau Landammann frühzeitig mit ihrem Dienstmädchen aus dem Hause entsandt. Sie selbst war im Hause zurückgeblieben, dasselbe zu hüten, bis ein Bürger von Ennetbühls daher gestürmt kam, um sie auf die drohende Gefahr, das immer näher rückende Feuer aufmerksam zu machen und sie halb freiwillig, halb gezwungen aus dem Hause zu entführen. Ihrem väterlichen Hause zueilend, fand sie auch dieses schon in Flammen, da nun neue Angst, die Besorgniß um ihre dort wohnende Mutter, sie ergriff. Sie zu suchen, eilt sie auf den Zaunplatz, der Zufluchtsstätte so vieler, die in dieser Nacht unstät umherirren. Erst am Morgen, nach qualvoll durchlebten Stunden, erhält sie die Nachricht, daß auch ihre Mutter gerettet und so alle ihre Lieben außer der Gefahr seien.

Noch in derselben Nacht hatte der Telegraph die Nachricht von dem schrecklichen Brande in die Welt hinausgetragen und am Morgen des 11. Mai wurde sie ebendarum auch von Dr. Heußer in schonendster Weise seinem Freunde und Patienten mitgetheilt. Es versteht sich, daß von Erholung keine Rede mehr war; sofort läßt er sich nach Rapperswyl hinüberbringen und kehrt von da in einem Extrazuge, der Hülfsmannschaft von Zürich brachte, nach Glarus zurück. Im Bahnhof erwarteten ihn zwei seiner Freunde, die dem unter so traurigen Umständen Heimkehrenden beim Anblick der rauchenden Trümmerhaufen wenigstens die frohe Botschaft entgegenbringen können, daß „von seinen Lieben ihm fehlt kein theures Haupt."

Kaum ist aber der erste Sturm der erregten Gefühle des Schmerzes und der Freude über die Erhaltung seiner Lieben vorüber, so knickt er auch in sich zusammen. War er als ein Abgearbeiteter, Erholungsbedürftiger von Glarus nach Richterswyl abgegangen, so ist er unter den Wirkungen der Schreckensnachricht und dem Jammerbilde, das er bei seiner Rückkehr schaut, als ein Kranker nach Glarus heimgekehrt. Eine Unterleibsentzündung mit all den furchtbaren Schmerzen, wie sie diese Krankheit mit sich bringt, hat ihn niedergeworfen. Dr. Jenni in Ennenda — in politischen Dingen oftmals sein Gegner — nimmt ihn, sowie seine Gattin, mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit und Dienstfertigkeit in sein Haus auf, um den Kranken fortwährend beobachten zu können und mit ungetheilter Sorgfalt ihn zu verpflegen. Mehr als einmal ging die Kunde durch das Land, Herr Landammann Heer sei am Sterben, um überall aufrichtige Trauer und Mitgefühl zu erwecken und ohne Zweifel werden kaum in Monarchien die Bulletins über das Befinden der höchsten Herrschaften mit derselben auf-

richtigen Theilnahme in Empfang genommen, als wie das Volk von Glarus die Nachrichten über das Befinden seines Landammanns damals vernommen hat.

Mitte Juni konnte er als gerettet und auf der Besserung befindlich, wenn auch noch schwach, von Dr. Jenni gerührten Abschied nehmen und wieder nach Glarus zu seinen Angehörigen zurückkehren, die eine befreundete Familie auf's zuvorkommendste aufgenommen hatte. Sich vollständig zu erholen, begab er sich dann aber nochmals zu Dr. Heußer in Richterswyl, von wo er nach ein paar Wochen körperlich und geistig gestärkt heimkehrte. Mitte Juli kann er daher sich wieder in die Bundesversammlung nach Bern begeben. In dem von dort aus datirten Briefe vom 18. Juli bemerkt er immerhin, daß er sich noch etwas matt fühle; dagegen möchte sein Brief vom 24. e. m. aus dem muntern Ton, den er wieder gewonnen hat, schließen lassen, daß die Genesung nun rasche Fortschritte machte, ebenso wie er über den erlittenen Verlust sich wieder durchaus getröstet weiß. „Aus Deinem Briefe," schreibt er unter dem letztangeführten Datum seiner Gattin, „höre ich recht deutlich den Seufzer Deines Herzens über die verlornen Schätze und ich bin weit entfernt, Dich deshalb zu tadeln: das Gefühl ist zu natürlich, um nicht sehr verzeihlich zu sein. Dagegen schätze ich mich glücklich, daß ich meines Orts ohne alle Gemüthsbewegung auf den erlittenen Verlust zurückzublicken vermag. Du weißt, welchen Geschmack ich an einer eleganten Einrichtung fand und wie ich allerlei Zierlichkeiten in meinem lieben Arbeitszimmer zu versammeln strebte; und doch — nachdem alle diese Dinge mir geraubt sind und mein Studirzimmer nicht einmal einen Spiegel und sonst keinerlei Eleganz besitzt, versichere ich Dich, daß ich diese Dinge nicht im Mindesten vermisse. Es freut mich diese an mir selbst gemachte Erfahrung; sie beweist mir aber auch, wie wenig eigentlich dieser äußere Plunder zum Glücke des Menschen beiträgt. Je länger, je mehr überzeuge ich mich, und die letzte Erfahrung bestärkt mich in dieser Ueberzeugung, daß das Glück nicht abhängt von äußern Bedingungen des Lebens, sondern ein Ausfluß ist innerer Harmonie, auf welch' letztere allerdings jene äußern Bedingungen Einfluß üben können."

Sehen wir so seine frühere Munterkeit wiederkehren, so hat er sich auch wieder mit seiner Arbeitskraft ganz in den Dienst des Landes, des durch den Brand aufs tiefste erschütterten Gemeinwesens gestellt.

Am Pfingstmontag nach dem Brande hatte das Volk von Glarus wieder Landsgemeinde gehalten, um dem schwer heimgesuchten Hauptorte die helfende Hand zu bieten, indem der Brandassekuranz, die kaum $^1/_5$ des Brandschadens an Gebäuden aus ihrem Reservefond zu bestreiten im Stande war, die fehlenden Millionen zur Verfügung gestellt und Anweisung

für sofortige Auszahlung des Brandschadens gegeben wurde. Aufs schmerzlichste hatte Heer es bedauert, dieser Versammlung nicht auch seinerseits beiwohnen zu können und gerade jetzt, da der Arbeit so viele für ihn vorhanden wäre, ans Krankenbett gefesselt zu sein. Dagegen arbeitete sein Geist jetzt schon wieder, auf Mittel sinnend, wie die dem Lande zufallenden Lasten erträglicher gemacht werden könnten. Noch ein Kranker im Bette dachte er jenen Finanzplan aus, der nachher in der That zur Ausführung kam, wonach der Bund um Hülfe angegangen und ebenso bei wohlgesinnten Privaten ein 3% Anleihen aufgenommen werden sollte.

Bereitwilligst hatte der Bundesrath entsprochen und auf seinen Antrag beschloß die Bundesversammlung ein Anleihen von 1,000,000 Fr., die während der ersten 10 Jahre gar nicht, während der zweiten 10 Jahre nur zu 2% verzinst werden sollten und die erst vom 15. Jahre an in jährlichen Raten von 200,000 Fr. zurückzuzahlen waren. In eben jener Sitzung des Nationalrathes, der der Wiedergenesene wieder ein erstes Mal beiwohnte, kam die Sache zur Sprache und kann er davon mit der größten Freude nach Hause melden: „Das erste Geschäft des Tages war gerade unser Glarner-Anleihen, was ich nicht gewußt hatte. Die Sache ging ebenso gut und glatt, wie im Ständerath; und die beiden Berichterstatter (in deutscher und französischer Sprache) empfahlen aufs wärmste und ohne irgend ein Wort, das uns hätte verletzen können, den sehr günstigen Beschluß des Ständerathes. Und als die Diskussion eröffnet wurde, erfolgte stillschweigende, einmüthige Annahme. Ich dankte mit einigen, wenigen Worten, die recht gut aufgenommen wurden."

Und wie dieser Beschluß selbst ihn freute, so auch die herzliche Theilnahme, mit der die Glarner-Deputirten aufgenommen wurden. Er hatte, wie er in seinem Briefe vom 24. Juli bemerkt, jene Theilnahme besorgt, die mit einem Zusatz von Geringschätzung sich mischt und deshalb schmerzt. „Nun kann ich aber sagen", schreibt er d. d. seiner Gattin, „daß diese Befürchtung eine durchaus grundlose war. Das Benehmen aller Mitglieder, mit denen ich irgendwie in Berührung komme, ist ein ebenso zartfühlendes, als theilnahmvolles und ich darf versichern, daß auch nicht einen Augenblick das Drückende oder Demüthigende unserer Lage uns fühlen gelassen wurde. Das macht mich sehr glücklich."

Es ist bekannt, wie neben dieser Hülfe des Bundes die Privatwohlthätigkeit wahrhaft wetteiferte, um die Wunden zu heilen, die der Brand von Glarus unserm Gemeinwesen geschlagen: Mehr denn 2,600,000 Fr. (495,400 Fr. aus dem Kanton Glarus, 1,633,000 Fr. aus der übrigen Schweiz und 510,000 Fr. aus dem Ausland) wurden für die heimgesuchten Brandbeschädigten zusammengesteuert und auch für das 3% Staatsanleihen

wurden noch nicht weniger als 1,400,000 Fr. gezeichnet, wobei Basel sich ganz besonders auszeichnete und eben dadurch auch für Heer von da ab fortgesetzte und ihm werthvolle Freundschaften zuführte.

Dadurch wurden die Mittel beschafft, damit aus den Trümmern wieder neues Leben erblühen konnte, und an Stelle des vormaligen Hauptfleckens mit seinen engen, winkligen Straßen und Gassen erhob sich in Bälde eine schöne, wohlgebaute Stadt mit möglichst breiten Straßen, denen „Luft und Licht" in reichem Maße zu Theil werden. Wie aber hinter dieser schönen Außenseite doch noch manche Wunde fortbrannte und da und dort prächtige Vorhänge mancherlei Nöthe und Verlegenheiten nur dürftig verhüllten, so liegt auch auf der Hand, daß nur unter mancherlei Kämpfen und unter vielen Mühen und Sorgen jene neuen, bessern Zustände herbeigeführt wurden. Sobald er einigermaßen hergestellt war, hatte ganz selbstverständlich auch Heer wieder überall sich zu betheiligen und in dieser Zeit der Reibungen, die mit einer solchen Periode unabweislich verbunden sind, sein vermittelndes Talent zu entfalten. Ganz besonders war dieses wohl der Fall in der Generalversammlung vom 25. November 1861, die unter Heers Vorsitz die Entscheidung treffen sollte über die Art und Weise, wie die eingegangenen Hülfsgelder verwendet werden sollten. Daß die Vertheilung an die Privaten in Hauptsache je nach deren Hülfsbedürftigkeit zu geschehen habe, darüber war man wohl männiglich einverstanden; ob aber auf diejenigen, welche ihre Mobilien versichert hatten und deren Nettoschaden sich dadurch verringerte, für den Rest ihres Schadens verhältnißmäßig etwas größere Entschädigungen erhalten sollten, als die andern, die diese Vorsicht nicht angewendet hatten, gab viel zu denken und zu reden: Der Verstand, d. h. der Wunsch, möglichst nachdrücklich zur Versicherung seiner Habe aufzufordern, mußte diese Frage bejahen, während anderseits das Gefühl und das Mitleid davor zurückschreckten, im vorliegenden Falle die Nichtversicherten und darum schwerer Heimgesuchten für ihre Versäumniß zu strafen*). Und noch mehr gingen die Meinungen auseinander bei der Frage, ob und in welchem Maße das Land an den eingegangenen Hülfsgeldern Mitgenuß haben sollte. Namentlich die Abgeordneten von St. Gallen und Thurgau wollten anfänglich nichts von einer Unterstützung des Landes aus den vorliegenden Hülfsgeldern wissen, da die Geber ihre Gaben ohne Zweifel nicht dem Lande Glarus, sondern lediglich den heimgesuchten Privaten

*) Von der Konferenz wurde ein Kompromiß zwischen den beiden zunächst einander gegenüberstehenden Systemen (Brutto- und Nettosystem) getroffen, in welchem immerhin die Forderungen des Mitleidens vor denen des kalten Verstandes einen Vorsprung gewannen.

dargeboten und überdieß die beiden Anleihen dem Lande bedeutend unter die Arme gegriffen hätten. Wären die Hülfsgelder weniger reichlich eingegangen, so wäre es wohl auch fast selbstverständlich gewesen, daß sie lediglich den geschädigten Privaten zu gute gekommen wären. Nun aber so gewaltige Summen vorlagen, wie sie keiner zum voraus hätte hoffen können, lag es doch auch wieder so nahe, auch das Land zu bedenken, das — abgesehen von dem direkten Brandschaden an seinen Gebäuden (187,000 Fr. gewerthet) — namentlich durch Uebernahme der Gebäude-Assekuranz-Vergütung (2,600,000 Fr.) in schwere finanzielle Noth gekommen. Auch die Abgeordneten der Gemeinde Glarus selbst sprachen alle einstimmig dafür, daß dem Lande eine bedeutende Summe zugeschieden würde, und nur darüber gingen die Meinungen zwischen den Vertretern der Stadt und denjenigen der übrigen Gemeinden auseinander, in welchem Verhältniß Gemeinde und Land sich in die nach Befriedigung der Privatansprüche verbleibende Summe zu theilen hätten. Obwohl Bürger der Gemeinde Glarus sprach Heer in seinem vermittelnden, zur Verständigung und zum Frieden mahnenden Votum mehr zu Gunsten des Kantons, damit beweisend, daß die salus publica (das Wohl des Ganzen) ihm oberstes Gesetz war.

Die dem Lande zufallenden Quoten sollten vor allem verwendet werden für eine würdige Wiedererbauung der öffentlichen Gebäude, des Rathhauses (für Sitzungen des Landrathes, des Rathes und seiner Kommissionen, sowie für die Kanzlei bestimmt) und des Gerichtshauses, das auch die Gefängnißzellen und die Räume für die Landesbibliothek, das Naturalienkabinet und das Archiv in sich schließen sollte. In derselben Zeit, in der er mit der Wiedererbauung seines eigenen Hauses*) beschäftigt war und dabei auch mancherlei Verdrießlichkeiten und manchen Aerger, wie das bei Bauten wohl kaum anders abgeht, durchkostete, gab die Ausführung dieser Landesbauten natürlich auch nicht wenig zu denken. Im Herbst 1864 konnte endlich auch das neue Rathhaus bezogen werden und der Landrath seine erste Sitzung dort halten. Die Eröffnungsrede, mit der Heer dieses Ereigniß feierte und die den schönsten Abschluß des vorliegenden Kapitels bilden dürfte, lautete folgendermaßen:

---

*) Am 26. Oktober 1863 konnte Heer sein neues Heim beziehen und konnte er darüber sub 3. November seinem Freunde Z. schreiben: „Beinebens melde ich Dir, daß ich mein neues Haus seit 8 Tagen bezogen habe und mich darin recht heimelig befinde. Ich hatte gefürchtet, daß in der ersten Zeit die Räume recht unwohnlich und kalt sein werden: allein Gott sei Dank, ist dieses nicht der Fall. Wir sind in den kurzen 8 Tagen schon so völlig eingehaust, wie wenn wir Zeit unsers Lebens darin gewohnt hätten."

„Tit.! Es ist mir eine sehr willkommene Aufgabe, Sie heute zum ersten Male in den stattlichen Räumen unsers neuen Rathhauses begrüßen zu dürfen. Dieser Tag bildet den Abschluß einer denkwürdigen und für uns Alle in verschiedenen Beziehungen hochwichtigen Periode, der Periode des Exils möchte ich sie nennen, wo die sämmtlichen Behörden des Kantons, sowohl richterliche, als Verwaltungsbehörden, durch den großen Brand von Glarus aus ihren bisherigen Lokalitäten vertrieben, dahin und dorthin zerstreut, sich provisorisch unterzubringen trachten mußten. Mit heute hört auch für die letzte Reihe von Amtsstellen dieser Zustand auf: schon seit längerer Zeit haben die Gerichte in einem neuen Lokal wieder ihren Sitz aufgeschlagen, wo die Justiz namentlich auch des bisher immer entbehrten Vortheils wirklich gut und zweckmäßig eingerichteter Gefängnisse theilhaftig wird; das Landesarchiv hat ebenso seinen Einzug in die schönen und freundlichen Räume gehalten, die auf dem Gerichtshaus ihm eingeräumt sind; sämmtliche Kanzleien sind wieder in definitiven und wie ich hoffe, ebenso zweckmäßigen Lokalien untergebracht und heute ist es der dreifache Landrath, der an der Spitze der administrativen Behörden den obern Stock des neuen Rathhauses bezieht.

„Die Periode des Exils ist zu Ende; mit freudiger Hoffnung eröffnen wir heute eine neue, will's Gott glücklichere Zeit. Erlauben Sie mir, da wir wieder festes Land unter den Füßen fühlen, vom Gestade aus einen kurzen Rückblick zu werfen auf die stürmische Fahrt, von der wir ausruhen. Es ist nicht schwer für unser einen Jeden, sich zurück zu versetzen in die Lage, wie sie sich uns am Morgen des 11. Mai 1861 darstellte und in die Empfindungen, welche damals unsere Herzen erfüllten. Als ich am Mittag dieses Tages in die rauchenden Trümmer meiner Vatergemeinde zurückkehrte, sagte ein einsichtiger und sonst nicht leicht erschütterter Mann, ein Mitglied dieser Behörde, bei der ersten Begrüßung zu mir: Wir sind um 50 Jahre zurückgeworfen — und ich glaube nicht, daß damals irgend Jemand diesen Ausdruck für übertrieben gehalten hätte. In der That, welch' ein Bild lag da vor unsern Augen! Der größte und bedeutendste Theil des Hauptortes ein Schutthaufen; eine fürchterlich große Zahl von Familien ohne Obdach, ohne das nöthige Mobiliar, ohne Nahrungsmittel; Viele, ja sehr Viele von ihnen fast an den Bettelstab gebracht, die Reichen schwer beschädigt, der Mittelstand in seinen Grundfesten erschüttert; der Gemeinde Glarus war die ungeheure Aufgabe gestellt, die ganze Ortschaft gewissermaßen neu zu gründen; das Land hart betroffen, durch den Verlust aller seiner zum Theil sehr kostbaren Gebäulichkeiten und schwerer noch durch die Last, welche die rettungslos insolvente Assekuranz ihm zuwälzte, die Behörden, rathlos, wo sie nur die nothdürftigste Unterkunft finden

sollten. — Es bedurfte ein muthiges und unverzagtes Herz, um auf diese Lage der Dinge hinzublicken und Muth und Vertrauen nicht sinken zu lassen. Und nun sind 3½ Jahre vorüber gegangen seit jenem Morgen — und wie viel besser und anders ist Alles gekommen, als es damals die Muthigsten und Einsichtigsten zu hoffen wagten! Aus dem rauchenden Trümmerhaufen ist eine neue, schöne, zweckmäßig angelegte Ortschaft mit staunenswerther Raschheit emporgestiegen; an die Stelle enger, winklicher Gassen sind breite, geradlinige Straßen getreten, die Licht und Luft überall einlassen und dem Verkehr die freiste Bewegung gestatten; in grandiosen und geschmackvollen Formen erhebt sich die neue Kirche auf ihrem schönen, glücklich gewählten Bauplatze. Schöner, größer, und zweckmäßiger als früher stehen Rath- und Gerichtshaus da: und trotz aller dieser großen Schöpfungen und der damit verbundenen außerordentlichen Opfer sind die Finanzen des Landes sowohl als der Gemeinde, wenn auch erheblich belastet, doch in keineswegs beunruhigendem Zustande. Was speziell das Land anbelangt, ist durch ein geordnetes Amortisationssystem dafür gesorgt, daß in der verhältnißmäßig kurzen Periode von 20 Jahren a dato des Brandes die ganze große Schuld heimgezahlt sein soll, und zwar ohne eine Besteuerung der Bürger, die erdrückend genannt werden könnte. Und was die brandbeschädigten Privaten anbelangt, so tritt wenigstens äußerlich nirgends ein gedrückter Zustand zu Tage: im Gegentheil scheinen die großen und schönen Bauten von Wohlstand zu zeugen. Im Stillen mag freilich trotzdem noch manche Wunde nachschwären und nicht Alles, was glänzt, dürfte bei genauer Erforschung als ächtes Gold sich erweisen. Aber von einem Nothstand ist überall sicherlich nicht die Rede.

„Meine Herren! Ein Blick auf diese Dinge, auf die bangen Befürchtungen am Anfang, auf die freudigen Enttäuschungen am Ende der Exilperiode, ist sicherlich heute wohl am Platze. Er lehrt uns zweierlei: er mahnt uns zu heißem Danke und er stärkt uns zu froher Zuversicht für alle Zukunft. Dank sei vorab dem barmherzigen Gott, der nach der schweren Heimsuchung uns auch wieder Wege und Mittel hat finden lassen, um die geschlagene Wunde zu heilen; Dank den Brüdern von fern und nah, die in edlem Wetteifer sich herbeidrängten, um die Noth zu lindern, und Dank nicht minder den hohen Bundesbehörden, welche nicht säumten, dem großen Nationalwerke schweizerischen Gemeinsinnes in Unterstützung des schwer heimgesuchten Kantons Glarus die Krone aufzusetzen.

„Anerkennung verdient dabei aber auch die Energie, welche unser Volk selbst entfaltete, die rasche Entschlossenheit, mit der es, nach den kurzen Augenblicken der ersten Betäubung, an seine schweren Aufgaben herantrat, und sie eine nach der andern glücklich gelöst hat.

„Wir haben, beim Rückblick auf die letzten 3½ Jahre, wohl auch Manches zu verzeichnen, das wir anders gewünscht hätten, manches Mißverständniß, manche Regung unlöblicher Gefühle; aber im großen Ganzen hat der Kanton Glarus während dieser schwierigen Prüfungszeit das Bild eines gesunden Gemeinwesens dargeboten, das sich selber das Zeugniß ausstellen darf, seine Prüfung wohl bestanden zu haben. In treuem Zusammenhalten und mit einträchtigem Sinne ist ein schweres Ziel rühmlichst erreicht worden. Ich möchte in dieser Beziehung, nicht als Vorsitzender dieser Versammlung, sondern als Bürger der Gemeinde Glarus diesen Anlaß benutzen, um den Repräsentanten und Bürgern der äußern Gemeinden, meinen herzlichen Dank zu sagen für die wohlwollende und allezeit bereitwillige Gesinnung, womit sie bei wiederholten Anlässen jedem billigen Wunsche der zunächst heimgesuchten Gemeinde Glarus entgegengekommen sind.

„Möge dieser Geist gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Theilnahme unter den verschiedenen Gemeinden, unter den verschiedenen Landestheilen und ganz besonders auch unter den verschiedenen Klassen der Bevölkerung — dieser wahre Gemeingeist, der nicht das Eigene und Besondere allein, sondern auch das Allgemeine zu fördern bestrebt ist — möge er auch fortan das maßgebende und bestimmende Moment sein. Auf ihm ruht unsere Wohlfahrt und unsere Zukunft! So lange wir uns fühlen als eine Familie, deren Glieder unter sich verbunden sind durch edelste Bande der Gemeinschaft und deren Interessen sogar es nicht erlauben, sich von einander zu trennen; so lange wir es Alle wissen und empfinden, daß kein Theil leiden kann, ohne daß auch der Andere Schaden dadurch nimmt, so lange dürfen wir getrost der Zukunft entgegen gehen. Aus einer großen Heimsuchung, wie sie nur in weiten Zwischenräumen die Vorsehung über ein Volk verhängt, sind wir, Dank diesem Gemeingeist im engern und weitern Vaterlande, glücklich hervorgegangen, glücklich über alles Bitten und Verstehen.

„Im Zeichen dieses Geistes werden wir auch in Zukunft siegen über alles Ungemach, das Gott uns zusenden mag. Die Zeiten sehen ernst aus in vielfacher Beziehung; hie und da regen sich Dinge, die uns Besorgniß einflößen können; aber Angesichts der Erfahrungen, die wir gemacht haben, dürfen wir getrost sagen: wenn wir selber uns nicht verlieren, so werden wir nicht verloren gehen.

„Meine Herren! Mit einem Gefühle des Dankes für das Vergangene, zugleich aber auch der frohen Zuversicht für die Zukunft wollen wir daher unsere Arbeiten in diesem Saale beginnen. Soweit hat der Herr geholfen, er wird auch weiter helfen. Möge der Geist des Friedens, der herzlichen Eintracht, des Ernstes, der Liebe zum Vaterlande in diesen Räumen

seinen Sitz aufschlagen, dann wird der Segen von Oben sicher nicht ausbleiben.

„Dem treuen Gott, der uns heimgesucht, aber auch wieder aufgerichtet hat, sei unser theures Vaterland, sei das neue Glarus, sei auch dieses Haus aus Herzensgrund empfohlen.

„Und damit eröffne ich die erste Sitzung des Landrathes im neuen Rathhause."

11. Als Präsident des Nationalrathes und an der Schwelle des Bundesrathes. 1862—1870.

Durch die Leichtigkeit, mit der er in die verschiedensten zur Behandlung kommenden Materien sich einlebte, wie die Gewandtheit, die er bei den ihm übertragenen Referaten an den Tag legte, die Arbeitslust, die ihn beseelte und der ein gründliches Aktenstudium nie zu viel war, wie die persönliche Liebenswürdigkeit, die er auch dem Gegner gegenüber wohl selten verleugnete, hatte sich Heer auch im Nationalrathssaale bald der Freunde viele gewonnen. Dazu kam, daß das Zentrum, dem er sich angeschlossen, damals eine dominirende Stellung einnahm. Schon ihm Jahr 1860 wurde deshalb Heers Name bei der Wahl für den Vizepräsidenten des Nationalrathes ernstlich genannt, 1862 Juli aber wird er wirklich mit dieser Ehre betraut — eine Ehre, die ihn selbst nicht wenig überraschte. „Wie ich Vizepräsident geworden," schreibt er deshalb seiner Gattin, „das wissen die Götter! Ich gestehe aufrichtig, daß ich es nicht weiß und zum Theil es auch heute noch nicht begreife. Ich erwartete allerdings wieder, wie in frühern Sitzungen eine Anzahl Stimmen von einem Häuflein Getreuer zu erhalten; aber an eine Mehrheit dachte ich um so weniger, als es gegen alles Herkommen und wohl auch gegen die billige Abwägung der Verhältnisse läuft, daß gleichzeitig zwei Ostschweizer, als Präsident und Vizepräsident dem Nationalrathe vorstehen. Es scheint, daß die sogenannte Berner- oder Stämpflipartei sich über keinen Kandidaten zu einigen vermochte; ihre Stimmen zersplitterten sich auf mehrere Personen im ersten Skrutinium, während gleich in diesem ersten Wahlgang 35 Stimmen auf meinen Namen zusammentrafen; im zweiten erfolgte dann ohne ernstliche Bestreitung die Wahl. Ob eine Verständigung unter „unsern Leuten" stattgefunden, weiß ich nicht genau; doch muß wohl etwas gegangen sein, da sonst schwerlich so viel Stimmen schon im ersten Skrutinium auf mich gefallen wären. — Indessen sei dieß wie es wolle, die Wahl hat stattgefunden und mich hat sie gefreut. Wer einmal eine Laufbahn im öffentlichen Leben eingeschlagen hat, der muß wünschen, ein gewisses Maß von Anerkennung zu finden."

Er kam auch in demselben Monat, in dem er zum Vizepräsidenten ernannt wurde, bereits dazu, in Stellvertretung des (in Folge Krankheit seiner Frau) abwesenden Escher wirklich zu präsidiren. Er erfüllte dabei die auf ihn gesetzten Hoffnungen nach jeder Seite und wurde deshalb auch um so mehr am 6. Juli 1863 ohne ernsthaften Widerstand auf den Präsidentenstuhl erhoben. Er war der erste Repräsentant aus den kleinen demokratischen Kantonen, dem diese Ehre zu Theil geworden, und war deshalb die Freude darüber bei seinen Glarnern nicht gering.* Für ihn selbst hatte die ihm widerfahrene Ehre auch wieder eine ernste Kehrseite. Er schreibt darüber seiner Gattin sub 7. Juli 1863: „Ich gestehe, daß ich mit etwas schwerem Herzen hinging, indem es mir — wenn ich mich von Ehrgeiz auch ziemlich frei weiß — denn doch ärgerlich gewesen wäre, wenn ich bei der Wahl zum Präsidenten nicht obgesiegt hätte. Ich schwankte zwischen Furcht und Hoffnung: Zwar ist es ein bisher noch nie bezweifelter Usus in beiden Räthen, jeweilen den frühern Vizepräsidenten zum Präsidenten zu wählen; aber gerade deshalb hätte eine einmalige Ausnahme doppelt empfindlich als Demüthigung aufgefaßt werden müssen. Indessen die Sache lief glimpflich genug ab; nachdem Herr Escher, unter Verzicht auf eine Eröffnungsrede, mit zwei Worten die Sitzung eingeleitet und die Beeidigung eines neueintretenden Mitgliedes stattgehabt hatte, ging es sofort an die Präsidentenwahl und im ersten Skrutinium fielen sogleich von 76 Stimmen, die abgegeben wurden, 65 auf meinen Namen: Ein Ergebniß, das in der That meine kühnsten Erwartungen übertraf. Es scheint, daß die Gegenpartei in der That gar nicht im Sinne hatte, mir den Platz streitig zu machen; die paar Stimmen, die auf Kaiser und Rüffy fielen, waren offenbar nur Avertissements für die Vizepräsidentenwahl, um die beiden Namen, die dann bei diesem Akt ernstlich zur Sprache kamen, vorläufig zu signalisiren. Bekanntlich siegte dann schon im zweiten Wahlgang Rüffy mit ziemlicher Mehrheit (45 von 76 Stimmen). Nachdem noch die Stimmenzähler und die Mitglieder der Petitionskommission gewählt waren, konnte die Sitzung um 12½ Uhr geschlossen werden und ich kehrte sehr befriedigt und mit vergnügtem Sinne nach Hause zurück. — So wäre denn wieder eine Sprosse

---

* So schreibt die „N. Gl. Z." v. 9. Juli 1863: „Wenn diese Wahl für Herrn Dr. Heer zunächst als eine glänzende Anerkennung seiner persönlichen Tüchtigkeit erscheint, so ist uns Glarnern doch ein bischen patriotischer Stolz auch nicht zu verübeln, wenn wir sehen, wie unsere Repräsentanten in Bern zu den obersten Würdenträgern der eidgenössischen Republik heransteigen: Zwei Mal war ein glarnerischer Abgeordneter Präsident des Ständerathes und nun hat auch ein glarnerischer Magistrat das Präsidial des Nationalrathes inne. Auch in solchen frendigen Erscheinungen liegt ein eidgenössisches Band."

in der Leiter der Ehren erklommen; es ist wohl die letzte und oberste; denn da ich wenig Aussicht habe, zum deutschen Kaiser, und noch geringere, zum Bundesrath ernannt zu werden, so wüßte ich nicht, was mir noch passiren könnte, das mich über den Präsidentenstuhl des Nationalrathes hinaushöbe. Es ist dies auch eine Sache, die zu denken gibt; denn unzweifelhaft verleiht es demjenigen, der einmal die politische Laufbahn aus Zufall oder Neigung erwählt hat, Sporn und Anreiz, immer noch eine Position vor sich zu sehen, die man erreichen kann. Fehlt dieser Reiz und fehlt er namentlich schon in jungen Jahren", (Heer war damals noch nicht 38 Jahre alt) „so gibt es wohl Naturen, denen es sehr nahe liegt, dann leicht einen dégoût zu bekommen, oder wie Gervinus sich auszudrücken liebt, an den öffentlichen Dingen zu „verekeln". Nun — wir wollen sehen!"

Eines der Hauptgeschäfte, für deren Berathung Heer zu präsidiren hatte, war das Niederlassungsgesetz, das eine ganze Reihe von Bestimmungen, die bisher auf dem Konkordatswege geregelt oder auch nicht geregelt wurden, nun von Bundeswegen zu ordnen unternahm, eben darum aber ein Stück Zentralisation in sich schloß, das, so wohlthätig auch nach manchen Richtungen hin eine solche Einigung erscheinen mußte, doch auch wieder viele Bedenken erwecken mußte. Bundesrath Dubs, der später so entschieden als Verfechter des Föderalismus in die Schranken trat, war der Urheber dieses für jene Tage sehr zentralistischen Gesetzesvorschlages, der eben darum gemeinhin lex dubsia geheißen wurde. Aber auch Heer hatte sich nicht geringe Mühe darum gemacht. Schon am Juristentag in Glarus hatte dieser über dieselbe Materie ein glänzendes Korreferat gehalten und dabei, im Gegensatz zum Referenten, Rüttimann von Zürich, sich dafür ausgesprochen, daß die Bestimmungen über die Niederlassungsverhältnisse nicht wie bisher auf dem Konkordatswege, sondern durch Bundesgesetz geregelt werden sollten, da es nur so möglich sei, einige Klarheit und Uebereinstimmung zu erzielen. Die gründliche Beleuchtung, die er dabei dieser Angelegenheit hatte zu Theil werden lassen, hatte es wohl mit verursacht, daß Heer zum Präsidenten der mit der Prüfung dieser Gesetzesvorschläge betrauten Kommission ernannt wurde. Als solcher verfaßte er den Bericht der dem Gesetze günstigen Kommissionsmehrheit, in der er mit großer Klarheit die Unsicherheit des gegenwärtigen Zustandes kennzeichnete, der daraus entstand, daß die Kantone über diese Verhältnisse die verschiedensten Bestimmungen aufstellten, die Bundesversammlung aber durch ihre Rekursentscheide bald da, bald dort diese kantonalen Bestimmungen durchkreuzte. Dennoch hegte Heer von Anfang an ziemlich geringe Hoffnung auf den Sieg der von ihm vertretenen Ansichten. So schreibt er schon in dem oben zitirten Brief vom 7. Juli: „Uebermorgen

geht es dann, und wohl für mehrere Tage, an das Niederlassungsgesetz, von dem es indessen sehr zweifelhaft ist, ob es angenommen wird. Es gibt eine ganze Gruppe von Gegnern, die unter sich ganz verschiedener und zum Theil ganz entgegengesetzter Ansicht sind, aber wahrscheinlich zusammen eine negative Mehrheit ausmachen werden." So kam es denn auch in der That. Mit 52 gegen 33 Stimmen erkannte zwar der Nationalrath Eintreten auf den Gesetzesvorschlag; aber nachdem das Gesetz in seinen einzelnen Theilen durchberathen war, sprachen sich in der Schlußabstimmung nur noch 43 gegen 40 Stimmen für das Gesetz aus. „Zu den prinzipiellen Gegnern der ganzen Maßregel gesellten sich nämlich beim Final-Entscheid eine sehr große Anzahl solcher, die im Grunde gar nicht gegen den Erlaß eines Gesetzes waren, denen aber einzelne Bestimmungen, wie sie nun durch die Majorität der Versammlung angenommen worden, nicht behagten. Insbesondere waren die Normen über das Erbrecht, wo, nach den Vorstellungen und Begriffen der deutschen Schweiz, das Heimatrecht als das maßgebende erklärt wurde, den gesammten wälschen Schweizern so sehr wider das Haar, daß dieses allein sie bei der Schlußabstimmung in die Reihen der Gegner trieb. James Fazy rief in seinem letzten Votum: vous nous imposez le joug allemand! und dieser Trumpf hat bei den Wälschen noch immer gezogen." Der Ständerath seinerseits lehnte sodann mit 23 gegen 19 Stimmen das Gesetz ab, indem den beiden Hauptgruppen der Wälschen einerseits und der innern Kantone anderseits auch beide Basel und Appenzell zur Verwerfung sich anschlossen. Erzielte so die mehrtägige Debatte des Nationalrathes über das Niederlassungsgesetz — für die nächste Zukunft wenigstens — kein positives Resultat, so bot dagegen gerade diese oft verwickelte Diskussion mit ihren zum Theil vielgliedrigen Abstimmungen den besten Anlaß, Heers Geschick für die Führung des Präsidiums ins Licht zu stellen und der „Bund," wie die „Basler-Nachrichten" anerkannten die Präsidialleitung unsers Nationalrathspräsidenten*) als eine der „ausgezeichnetsten seit dem Bestand des Nationalrathes."

---

*) Als Präsident des Nationalrathes hatte Heer auch dem in denselben Wochen in La Chaux-de-fonds statthabenden eidgenössischen Schützenfeste beizuwohnen und — bisheriger Uebung gemäß — an dem der Bundesversammlung gewidmeten Tage den ersten Toast auszubringen; seine Glarner aber benutzten diese günstige Gelegenheit, um ihn auch als Redner bei ihrem Einzug und der Uebergabe ihrer Fahne in Beschlag zu nehmen. In beiden Stellungen entledigte er sich seiner Aufgabe mit gewohnter Meisterschaft. Bei der Uebergabe der Glarnerfahne brachte er seinen Zuhörern zunächst in Erinnerung, warum vor 2 Jahren (1861 nach dem Brand) die Glarnerfahne im Kreise ihrer Schwestern nicht erscheinen durfte, um darauf mit bewegten Worten zu danken für die Theilnahme, die das schwer heimgesuchte Glarus gefunden, und den Gedanken freund-

Da im Oktober 1863 die Amtsdauer des Nationalrathes auslief, ging auch Heers Präsidentschaft mit der Sommersitzung schon zu Ende. Um so mehr hatte er dann wieder als Referent, als Mitglied und auch als Präsident von Kommissionen, aufzutreten. In der Dezembersitzung des Jahres 1863 geschah dieses vor allem in Sachen der Jura-Gewässer-Korrektion. Schon im September hatte er als Präsident der daherigen Kommission die Gegenden der Jura-Korrektion bereist und zwar bei einem Wetter, wie es für diese Mission nicht besser gewählt werden konnte: „bei recht sündfluthartigem Regenwetter", das weite Gegenden vollends in einen Sumpf verwandelte. Aus Heers Feder erschien dann November 1863 der Kommissionsbericht, eine „sehr gründliche, lucide Arbeit", welche klare Darstellung und patriotische Wärme mit einander verband. Nicht weniger gründlich war die mündliche Darstellung und der Erfolg auf diesem Gebiete ein besserer, als beim Niederlassungsgesetz, indem der Rath mit großer Mehrheit die Anträge der Kommission zum Beschlusse erhob, um den bedrohten Gegenden kräftige Bundeshülfe (einen Drittel der Gesammtkosten bis zu einem Maximalbetrage von 4,670,000 Fr.) anzubieten.

Im folgenden Jahre war es vor allem der Handelsvertrag mit Frankreich, der Heers Thätigkeit im Rathe ganz besonders in Anspruch nahm. Eine der schwierigsten Fragen war dabei die sogenannte „Judenfrage". Frankreich verlangte, daß den französischen Juden in allen Kantonen der Schweiz das Recht der Niederlassung zugesichert werde. Da nun § 41 der Bundesverfassung nur den Schweizerbürgern christlicher Konfession das Recht der freien Niederlassung gewährleistete, während den Kindern Israels bisher in mehrern Kantonen dieses Recht verwehrt war, schien es zum mindesten sehr zweifelhaft, ob die Bundesversammlung

---

eidgenössischer Verbrüderung in schwungvoller Rede zu feiern. „Landamman K . . . . in seiner exzentrischen Weise weinte die hellen Thränen." In seiner nationalräthlichen Tischrede brachte er sein Hoch der schweizerischen Volksfreiheit und Volksherrschaft. „Es war ungemein schwer und anstrengend zu reden — unendlich viel schwerer als an Landsgemeinde oder Fahrt. Aber ich hieb mich ziemlich gut durch und wurde wenigstens in dem mittlern Theile der Hütte gut verstanden. Bei verschiedenen Stellen und am Schlusse wurde mir jubelnder Beifall zu Theil, so daß ich auch mit dieser Funktion wohl zufrieden war, am zufriedensten aber doch darüber, daß nun meine Aufgabe erfüllt und ich wieder ein freier Mann war. Beiläufig will ich sagen, daß diesmal Freund H . . . . . es war, der überlaut „brieggete", zum nicht geringen Spaß für die umhersitzenden Spottvögel."

Trotz kleiner Mißgeschicke, die ihm auf dem Hin- und Herwege begegneten, konnte er darum recht fröhlich nach Bern zurückkehren, wo die furchtbare Hitze jener Tage es mit sich brachte, daß „das Glück, fünf Stunden in den weichen Polstern des Präsidentenfauteuils auszuharren, ein mehr als zweifelhaftes" wurde.

berechtigt sei, den französischen Juden ein Recht einzuräumen, das Schweizerbürgern versagt blieb; und von den verschiedensten Seiten wurde darum der Bundesversammlung geradezu die Kompetenz abgesprochen, durch Genehmigung des Vertrages den französischen Juden jenes Recht zuzusichern. Die Regierungen von Uri und Luzern legten auch vor dem Zusammentritt der Räthe einen entschiedenen Protest gegen die beabsichtigte Verletzung der Bundesverfassung ein.

Entgegen diesen Bedenken glaubte indessen der Bundesrath, wie die mit der Begutachtung betraute Kommission des Nationalrathes den Handelsvertrag genehmigen zu sollen. Auf dem von Kaiser Napoleon III. begünstigten Freihandelsprinzip fußend, versprach der Vertrag der Schweiz bedeutende Vortheile, indem er die bisher nur für wenige Artikel mögliche Ausfuhr nach Frankreich entschieden erleichterte, und es glaubte deshalb der Bundesrath, diesen Vortheilen gegenüber die Demüthigung mit in den Kauf nehmen zu sollen, daß „man endlich in der Schweiz unter auswärtiger Pression Schlagbäume entferne, die man längst hätte entfernen sollen, und daß man durch den Druck eines fremden Staates gezwungen werde, das zu thun, was die Zeit ohnehin gebieterisch forderte". Auch in der Bundesversammlung war wohl die Mehrheit von vornherein bereit, den Vertrag zu ratifiziren, und das Schwierige war nur, einen Ausweg zu finden, um den Vorwürfen wegen Verletzung der Bundesverfassung zu entgehen. Denn auch die Bundesversammlung selbst hatte in allen seit 1848 geschlossenen Verträgen den zitirten § 41 dahin interpretirt, daß nur Angehörigen der christlichen Religion das Recht der freien Niederlassung zugesichert werden könne, und noch neulich Nord-Amerika gegenüber erklärt, daß „in Anbetracht des Inhaltes der Bundesverfassung die Christen allein zu den .... Vortheilen berechtigt sind". Es war daher auch für Heer eine schwierige Aufgabe, darzuthun, daß die gegenwärtige Verfassung der Bundesversammlung die Kompetenz für den Abschluß jenes Vertrages, d. h. für die Uebernahme des bezüglichen Zugeständnisses einräume, und ich wage nicht zu behaupten, daß diese Aufgabe ohne eine Beigabe juristischer Sophisterei gelöst worden sei. Dagegen war es selbstverständlich, daß zugleich mit der Ratifikation des Vertrages Schritte gethan werden mußten, um auch den schweizerischen Juden dasselbe Recht zu verschaffen, das durch den Vertrag ihren französischen Glaubensgenossen eingeräumt worden; denn das verlangte allerdings die nationale Würde, daß man nicht in wichtigen und wesentlichen, praktisch in die Augen fallenden Beziehungen Fremde besser stellen dürfe, als Einheimische, daß „also in demselben Augenblick, in welchem den französischen Israeliten die Grenze der Schweiz geöffnet werde, auch der Schlagbaum entfernt wurde, der im

Innern des Landes die kantonalen Grenzen gegen die schweizerischen Israeliten absperrte". Es hinterbrachte eben darum Heer als Referent der Kommissionsmehrheit den Antrag:

„Die Bundesversammlung der schweizerischen Eidgenossenschaft, in Betracht, daß durch Staatsvertrag den französischen Israeliten gestattet worden ist, sich auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft frei niederzulassen, und daß es demnach nicht angemessen wäre, diejenige Beschränkung weiter fortbestehen zu lassen, die zur Zeit noch Kraft Artikel 41 der Bundesverfassung der freien Niederlassung der schweizerischen Israeliten im Wege steht, beschließt: Der Bundesrath ist eingeladen, sofort die Frage in Erwägung zu ziehen, auf welchem Wege die Gleichstellung der Schweizerbürger mosaischen Bekenntnisses mit den Christen in Betreff der freien Niederlassung bewirkt werden könne und hierüber der Bundesversammlung in ihrer nächsten Sitzung Bericht zu erstatten."

Zur Begründung des letztern Antrages bemerkt Referent Heer: Allerdings treten hier sofort alle die Befürchtungen und theilweise die Vorurtheile in den Vordergrund, welche überall, wo es sich um Gleichstellung der Juden handelte, eine außerordentlich große Rolle gespielt haben. Wenn trotzdem so zu sagen alle Staaten Europa's nach und nach diese Bedenken und Vorurtheile überwunden und die Juden zugelassen haben, so scheint doch darin ein Beweis zu liegen, einmal, daß die Sache gefährlicher dargestellt zu werden pflegt, als sie wirklich ist, und sodann, daß die allgemeine Anschauungsweise der Zeit die Festhaltung der frühern Unterdrückung und Fernhaltung der Glieder dieses Volkes nicht mehr verträgt und rechtfertigt. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Schweiz, welche sonst auf die Freisinnigkeit ihrer politischen Grundsätze stolz ist, so ziemlich der letzte Staat Europa's ist, welcher sich dem Zuge der Zeit in dieser Beziehung zu folgen entschließt. Wir begreifen, daß die Bevölkerung einiger Grenzkantone, insbesondere der beiden Basel, mit einiger Besorgniß der Invasion der elsässischen Juden entgegensieht; aber wir hoffen zugleich, daß das wirthschaftliche Leben dieser und anderer Kantone sich als gesund und kräftig genug bewähren wird, um allfälligen Gefahren vollkommen die Spitze zu bieten und namentlich das Land vor dem oftmals als Hauptgegenstand der Befürchtungen betonten Güterschacher zu bewahren. Wir möchten in dieser Beziehung unsern Miteidgenossen in jener Landesgegend ein nicht unbedeutsames Beispiel aus der jüngsten Geschichte vorführen, um ihnen zu beweisen, daß denn doch zuweilen die Gefahren in Realität bei weitem nicht so groß sind, als sie im voraus gedacht werden. In der Revisionskommission und Tagsatzung von 1848 war es nicht am wenigsten der Abgeordnete von Zürich, welcher der Abfassung des Artikels 41, sowie er

jetzt besteht, das Wort redete. Er befürchtete für die an Aargau grenzenden Bezirke seines Heimatkantons gerade die nämlichen üblen Folgen eines Eindringens der Endinger- und Lengnauer-Israeliten, wie sie in Basel (Stadt und Land) jetzt in Betreff des Zudranges von elsässischen Juden befürchtet werden. Es findet sich diesfalls in den Protokollen jener Revisionskommission eine außerordentlich starke Stelle; und nun hat seit 1860/61 der nämliche Kanton Zürich freiwillig, in Folge des Umschwungs in den Ansichten der leitenden Männer und wohl auch der Bevölkerung, jede Einschränkung gegen die Juden fallen lassen, mit der einzigen Ausnahme, daß sie zum Erwerbe des Bürgerrechts nicht zugelassen werden. Die befürchteten Folgen aber sind nicht oder doch jedenfalls nicht in erheblichem Maße eingetreten und es ist uns nicht bekannt, daß der zunächst bedrohte Bezirk Regensberg seither an Wohlstand und Behagen irgendwie eingebüßt habe. Aehnlich — so hoffen wir — wird die Erfahrung in den an Elsaß angrenzenden Gegenden sich gestalten, wobei noch im weitern die Bemerkung Platz finden mag, daß auch beim gegenwärtigen Stand der Dinge Juden sich in der ganzen Schweiz als Krämer, Viehhändler, Hausirer herumtreiben; was ihnen entzogen ist, ist nur die Niederlassung. Wir glauben uns nun nicht zu täuschen, wenn wir die Ansicht aussprechen, jene vagirenden Elemente seien weit schlimmer und gefährlicher, als diejenigen Israeliten, welche allenfalls in Folge der ihnen einzuräumenden Befugniß festen Wohnsitz in der Schweiz nehmen werden. — Mögen wir indessen in dieser Beurtheilung der vielerorts gehegten Besorgnisse richtig urtheilen oder nicht: Das maßgebende Moment bleibt die Ueberzeugung, daß die Schweiz einer liberalen Lösung der Judenfrage nicht mehr länger aus dem Wege gehen kann, und daß wir uns insofern Glück wünschen dürfen, daß wir einen Schritt, der doch in nicht zu ferner Zukunft gethan werden mußte, noch bei der Verhandlung mit Frankreich gewissermaßen als Konzession (in andern Beziehungen günstigere Vertragsbestimmungen zu erhalten) verwerthen konnten. — Es bleibt demnach die Einräumung der Niederlassung für die französischen Israeliten nur noch insofern ein Opfer, oder eine Konzession zu Gunsten eines Mitkontrahenten, als wir das sachlich nicht Unthunliche nicht rein aus freiem Antrieb, sondern unter dem Impulse einer internationalen Verhandlung thun.

Mit 96 gegen 20 Stimmen*) genehmigte nach heißer Redeschlacht der Nationalrath die Verträge und auch der Ständerath seinerseits pflichtete diesem Beschlusse bei.

---

*) Diese letztern gehörten theils der ultramontanen (z. B. Segesser, Wirz, Acklin) theils der radikalen Partei (z. B. Bernet, Klein, Philippin) an.

Durch gleichzeitige Annahme des vorbezeichneten Antrages der Kommission war zugleich die Einleitung für Anbahnung einer Revision der Bundesverfassung getroffen.

Auch bei dieser letztern Arbeit fiel Heer wieder eine bedeutende Rolle zu, indem er in die mit Prüfung der bundesräthlichen Vorschläge betrauten Kommission (Präsident Escher) als erstes Mitglied gewählt wurde. Daß bei der in Angriff genommenen Revision der Bundesverfassung den schweizerischen Juden das Recht der freien Niederlassung verliehen würde, war von vornherein gegeben; ebenso selbstverständlich schien es der Mehrheit der Bundesversammlung, im Zusammenhang mit dieser erweiterten Niederlassungsfreiheit auch die Bestimmungen betreffend Glaubensfreiheit und Stimmrecht der Niedergelassenen zu erweitern. Zu diesen Vorschlägen, die lediglich die Revision einiger weniger Artikel der bisherigen Verfassung verlangten, kamen dann aber noch eine Reihe anderer Revisionspunkte in Vorschlag. Die Männer der „Helvetia" verlangten in erster Linie Einführung des Vetos und direkte Wahl des Bundesrathes durch das Volk; Bernet von St. Gallen hinterbringt den Antrag, daß ein Bundesrath, der während zwei Amtsdauern fungirt habe, nicht wieder wählbar sei, Girard (Mitglied der Neuenburger-Helvetia): Wenn ein Kanton während 12 Jahren ohne Unterbrechung einen Vertreter im Bundesrathe gehabt habe, dürfe für die nächste Amtsdauer kein Mitglied aus demselben Kanton in den Bundesrath gewählt werden. Ebenso wurden Bestimmungen zum Schutze des literarischen und künstlerischen Eigenthums, der Erlaß eines eidgenössischen Handelsrechtes oder doch zum Mindesten eines schweizerischen Wechselrechtes, auch die Erhebung der halben Kantone zu ganzen in Anregung gebracht.

Heer seinerseits warnte eindringlich, der Revisionspunkte nicht zu viele aufzustellen. Unser Volk sei im Allgemeinen mit dem bisherigen Gang der Dinge zufrieden und nicht gewillt, bloßen Theorien zu liebe die Grundformen unserer gegenwärtigen Bundeseinrichtungen einer Umgestaltung zu unterwerfen.

Der Nationalrath seinerseits befolgte in Hauptsache auch diesen Rath der Mäßigung, indem er sich auf 8 Revisionspunkte beschränkte, denen dann der Ständerath in letzter Stunde noch, veranlaßt durch die famose Rynikeraffaire und den sich daran anschließenden Lärm, als neunten Revisionsartikel den sogenannten „Prügelartikel" beifügte.

Wie sehr Heers Rath möglichster Beschränkung am Platze war, zeigte die Abstimmung vom 14. Januar 1866, bei welcher lediglich Artikel 2, welcher die freie Niederlassung der Juden verfügte, Gnade gefunden, alle andern Artikel dagegen — der sogenannte Prügelartikel mit einer Mehrheit von 208,619 gegen 108,364 — abgelehnt wurde.

Am Schlusse desselben Jahres 1866 trat an Heer die Versuchung, aus dem Dienste des kantonalen Gemeinwesens in den des größern schweizerischen Vaterlandes überzutreten. Wenn in seinem oben zitirten Brief vom Juli 1863 er es als eine Sache der Unmöglichkeit bezeichnete, je Bundesrath zu werden, so war ohne Zweifel damals diese Bemerkung ernst gemeint, weil bisher der Ring der 7 großen Kantone bei Bestellung des Bundesrathes noch nie durchbrochen worden war. Nichts desto weniger wurde bereits Dezember 1863 Heers Name ganz ernstlich genannt, als es sich darum handelte, für den etwas schläfrig gewordenen Näf einen Nachfolger zu suchen. Heer lehnte zum voraus ab, erhielt aber nichts desto weniger 36 Stimmen. Noch entschiedener aber wurde er 1866 als Nachfolger des unterdessen noch wieder älter gewordenen Näf in Aussicht genommen und wäre er auch ohne Zweifel mit sehr entschiedener Mehrheit gewählt worden, hätte er sich dazu entschließen können, den ihm lieb gewordenen glarnerischen Wirkungskreis zu verlassen. Eine Zeit lang scheint er auch geschwankt zu haben, ob er nicht vielleicht dem Ruf des weitern Vaterlandes folgen sollte. „Der Versucher saß mir scharf auf dem Nacken und es gab Stunden, wo ich nicht nur schwankend war, sondern wo ich meinte, es sei fast eine Pflichtverletzung, wenn ich nicht zugreife", schreibt er seiner Schwester K. mit Rücksicht auf die Wahl; seiner Gattin aber meldet er sub 8. Dez. 1866:

„Ich schreibe Dir, am Abend eines der wichtigsten und entscheidungsreichsten Tage meines Lebens, nur wenige Zeilen, um Dir zu sagen, was Du freilich bei Ankunft dieses Briefes ohnehin wohl schon durch die öffentlichen Blätter weißt: daß ich nämlich nicht in den Bundesrath gewählt worden bin. Das Drängen in den letzten Tagen von Seiten meiner Freunde war groß und sehr belästigend; ich will gestehen, daß es Momente gab, wo ich fast zu glauben anfing, es handle sich für mich um die Erfüllung einer Pflicht, der ich mich Gewissenshalber kaum entziehen könne. Dann tauchte aber doch immer Deine liebe Gestalt vor dem innern Auge auf und erhob ihre Warnerstimme, so daß ich die Kraft fand, den Verlockungen den erforderlichen Widerstand zu leisten. Heute Morgen vor der Wahl ließ ich noch durch Herrn Landstatthalter Weber, der mich unter Thränen bat, den heimatlichen Wirkungskreis nicht zu verlassen, die Nachricht ausbreiten, daß ich nicht annehmen werde; gleichwohl fielen im ersten Wahlgange, wo es sich um das ostschweizerische Mitglied des Bundesrathes handelte, 58 Stimmen auf mich, 56 auf Herrn Näf und 23 auf Herrn Sailer von St. Gallen; ohne Zweifel hätte ich im zweiten oder dritten Wahlgange eine Mehrheit von Stimmen auf mich vereinigt und es war sonach der Augenblick gekommen, wo ich Veranlassung hatte, mich zu entscheiden. Ich ergriff das Wort und erklärte, daß ich, wenn auch erst nach einigem

Schwanken, bei gewissenhafter und allseitiger Erörterung aller Umstände, zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß meine Verhältnisse mir nicht erlauben würden, eine Stelle im Bundesrath anzunehmen. Damit war der Schuß hinaus und Herr Näf wurde nun ohne Schwierigkeit wieder gewählt. Auch Herr Challet-Venel verdankt der Weigerung seines Konkurrenten, Herrn Campério, eine Stelle anzunehmen, seine Wiederwahl. Der Bundesrath ist nun im ganzen Bestande, wie er bisher war, bestätigt: einzig Herr Frey-Herosée, der sich die Kandidatur verbat, ist durch seinen jüngern Landsmann, Herrn Welti, ersetzt. Mit diesem Ergebnisse ist eigentlich Niemand so recht von Herzen zufrieden und ich werde wohl von manchen meiner Freunde und Gesinnungsgenossen noch zuweilen ein herbes Wort des Tadels hören müssen. Dagegen hoffe ich, daß mein liebes Glarnervolk, meine Ehrenfamilie und speziell meine liebe Ehehälfte mir um so mehr Dank wissen werden, daß ich allen Versuchen des Ehrgeizes — und wahrlich eines an sich wohlberechtigten Ehrgeizes — muthig widerstanden habe.

Ich mag heute nichts anderes mehr schreiben: ich bin müde von der langen, über 2 Uhr hinaus dauernden Sitzung und von den mancherlei moralischen Strapazen dieses Tages. Ich kann heute Abends mit Wallenstein sagen: ich denke einen langen Schlaf zu thun; denn dieser letzten Tage Qual war groß."

Auch Dezember 1869 wurde Heer wieder als Kandidat des Bundesrathes in Vorschlag gebracht, nur daß er dieses Mal rascher und entschiedener sich für Nicht-Annahme erklärte. Ebenso wurde er Juli 1869, wohl in Erinnerung an seine treffliche Präsidialführung von 1862/63, zum zweiten Male als Vizepräsident des Nationalrathes gewählt und zwar — was nicht so oft der Fall ist — gleich im ersten Wahlgang. 1869 Dezember rückte er dann gegebener Maßen zum Präsidenten vor, und hatte er als solcher auch jene Verhandlungen zu leiten, welche die zweite Revision der Bundesverfassung einleiteten. Namentlich durch die unterdessen in Berlin gemachten Beobachtungen war Heer auch für eine weitergehende Revision ungleich günstiger gestimmt, als dies 1865 der Fall war, und half er deshalb nicht unwesentlich mit, die Frage einer Totalrevision — statt der 1866 in Hauptsache abgelehnten Partialrevision — in Angriff zu nehmen. In eben diesem Sinne sprach er sich denn auch in seinem Eröffnungsworte für die Sommersitzung von 1870 aus, in welcher er das Verhältniß von Bundesstaat und Staatenbund beleuchtete, die Fehler der sogenannten Helvetik (Einheitsstaat) aufzeigte, dagegen einer verstärkten Zentralgewalt das Wort redete.

12. In Berlin.
1867 und 1868.

In den Verhaldlungen über den französischen Handelsvertrag hatte Heer bewiesen, daß er auch in handelspolitischen und Zollfragen wohl zu Hause wäre, und da er nun überdies in persönlicher Beziehung für diplomatische Sendungen sich aufs trefflichste eignete, wurde er schon 1865, als es sich um den Abschluß eines Handelsvertrages mit den süddeutschen Staaten handelte, als Delegirter nach Stuttgart entsandt. Als aber 1867 nach dem preußisch-östreichischen Kriege der schweizerische Bundesrath mit dem mächtig aufstrebenden preußischen Staate, resp. dem norddeutschen Bunde, in nähere Beziehungen zu treten wünschte, hatte Heer durch seine Thätigkeit in Stuttgart so sehr das Vertrauen des Bundesrathes erworben, daß die mit der Leitung der Dinge betrauten Persönlichkeiten alle Hebel in Bewegung setzten, um den sich zunächst Sträubenden für Annahme der ihm zugedachten neuen Mission zu bestimmen; und da es dem Zureden der Bundesräthe Dubs und Fornerod gelungen, ihn hiefür zu bestimmen, hat mit seltener Einstimmigkeit die schweizerische*, wie die deutsche Presse (z. B. Illustrirte Leipzigerzeitung, die sub 20. Juli 1867 sich veranlaßt sieht, den außerordentlichen schweizerischen Minister in Berlin ihren Lesern in Wort und Bild vorzuführen) die daherige Wahl als eine unbedingt gelungene begrüßt. Er hat auch dieses Vertrauen in der That aufs neue gerechtfertigt und die ihm übertragene Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit des Bundesrathes gelöst. Ihm selbst bot der zweimalige Aufenthalt in Berlin und andern deutschen Residenzstädten (1867 Anfangs Mai bis Ende Juli und 1868

* Die „Neue Glarner Zeitung" brachte unterm 25. April 1867 die Urtheile der verschiedensten Blätter über die vom Bundesrath getroffene Wahl, aber während über die Nothwendigkeit einer zu errichtenden Gesandtschaft in Berlin die Ansichten noch sehr auseinandergingen, stimmen sie alle, Neue Zürcherzeitung und Winterthurer Landbote, Thurgauer- und Luzernerzeitung, schweizerischer Volksfreund und Bund u. a. m. in der Anerkennung der trefflichen Wahl überein und selbst der sonst so kritische Handelskourier spricht sich dahin aus, daß „diese Ernennung jeden Schweizer, der die Eigenschaften dieses ernsten, gebildeten Staatsmannes zu würdigen weiß, mit Befriedigung erfüllen werde."

Mitte März bis Mitte Mai) zugleich Gelegenheit, nicht bloß manche ästhetische Genüsse, die vor- und nachher ihm versagt blieben, zu profitiren, auch in manche ihm interessante Einrichtungen und Anstalten belehrende Einblicke zu thun, sowie allerlei Bekanntschaften zu machen, die für einen Mann von seiner Bedeutung von Werth sein mußten. Auch an völkerpsychologischen Studien konnte es in jener Zeit, da der östreichisch-preußische Krieg seine Nachwehen an den verschiedensten Orten verspüren ließ und anderseits die ersten Sturmboten einer deutsch-französischen Verwicklung sich zeigten, nicht fehlen. Doch lassen wir jetzt über all' diese Erfahrungen und Eindrücke am liebsten ihn selbst erzählen.

Unterm 21. Mai 1867 schreibt er seiner Gattin u. a.: „Am Freitag hatte ich eine erste Audienz beim Grafen Bismarck, die mich in hohem Maße befriedigte. Der Mann macht wirklich einen imponirenden Eindruck, wozu schon seine äußere Erscheinung — er ist von eigentlich athletischer Gestalt — viel beiträgt. Im Gespräch war er äußerst lebhaft und liebenswürdig: ohne alle Beamtensteifheit oder junkerlichen Hochmuth; einfach, fast möchte ich sagen bescheiden, legte er die Gesichtspunkte dar, welche für die preußische Regierung in der Luxemburgerfrage maßgebend gewesen seien. Preußen, sagte er, suche gewiß keinen Krieg; es gehe ihm freilich auch nicht aus dem Wege, wenn man ihn anderseits haben wolle; aber ihm persönlich käme es schwer an, jetzt schon wieder Krieg zu führen: es sei doch eben keine Kleinigkeit, etwa 30,000 „brave Jungens" todt oder zu Krüppeln schießen zu lassen. Gegenüber der Schweiz sprach er sich aufs Wohlwollendste aus und versicherte, Preußen werde nie etwas Anderes von ihr verlangen, als ehrliche Neutralität und im Frieden gute Nachbarschaft, die auch Preußen zu halten wissen werde."

In einem folgenden Briefe berichtet er seiner Gattin: „Mit meinem hiesigen Aufenthalte bin ich fortwährend verhältnißmäßig wohl zufrieden: Ich habe immer etwas, wenn auch mäßige Beschäftigung und daneben fülle ich meine Zeit angenehm und zum Theil auch nützlich aus. Diese Woche habe ich zwei Anstalten besucht, die mich sehr interessirten: den zoologischen Garten und die Strafanstalt in Moabit. Jener enthält eine wirklich sehr sehenswerthe Sammlung von lebenden Thieren, unter denen mich die prachtvollen Exemplare aus dem Katzengeschlechte (Löwen, Tiger und Leoparden), der Elephant (angeblich der größte in Europa und stark 11' hoch) und die Affen am meisten ansprachen. Der Garten ist sehr groß: ganz wie ein Park angelegt, mit schönen Laubholzarten und zum Theil starken Bäumen, daher durchaus schattig und zu angenehmem Spaziervergnügen eingerichtet; die Ställe und Höfe der Thiere sind darin anmuthig vertheilt; man trifft gewissermaßen zufällig auf sie und doch kann

man sich nicht verirren, weil überall durch Wegweiser Vorsorge getroffen ist; aber die Vereinzelung der verschiedenen Thierbehälter nimmt dem Ganzen das Menagerie-Artige, was die Sache z. B. in Schönbrunn, wie Du Dich vielleicht noch erinnerst, an sich trägt. In der Mitte des Parkes ist eine Restauration, wo man sich nach der langen Wanderung von etwa zwei Stunden ein Glas Bier schmecken lassen kann. Als ich dort saß, kam eine Knabenschule durch den Garten, prächtige Jungen von 12—14 Jahren, mit fabelhaftem Mundwerk, jedenfalls noch unnützer und wilder, als unsere Glarner Sekundarschüler, dabei aber offenbar äußerst intelligent und mit einer gewissen natürlichen Grazie, die die unsrigen nicht haben. Sie waren durchgängig in ihren Turnanzügen, d. h. in ungebleichten leinenen Kitteln und dito Westen und Hosen. Das Turnwesen ist hier in großem Aufschwung und wird von Alt und Jung fast mit Leidenschaft getrieben. Die Zahl der Turnplätze ist denn auch Legion; auch die Soldaten müssen turnen, und es soll sich die Beweglichkeit und Gewandtheit, welche dadurch gewonnen wird, im letzten Feldzug deutlich bewährt haben.

„Noch mehr, als die Affen und Löwen des zoologischen Gartens, interessirte mich indessen das Männerzuchthaus in Moabit, das ich gestern besuchte. Dasselbe ist durchaus auf das System der Einzelhaft (sogenanntes pennsylvanisches System) gegründet — ein System, das zahlreiche Bewunderer, aber auch sehr zahlreiche und heftige Gegner hat. Ich gestehe, daß ich mit einigem Vorurtheil hinging, aber außerordentlich befriedigt und, fast möchte ich sagen, bekehrt wieder herauskam. Jeder Sträfling ist streng isolirt gehalten; eine kleine Zelle ist sein Wohn-, Speise-, Arbeits- und Schlafzimmer; alle Tage einmal wird er zu einem einsamen Spaziergang in einem kleinen Hofe herausgelassen, ebenso für eine Stunde in den Schulsaal, wo er Unterricht empfängt; die Plätze sind so eingerichtet, daß keiner den Andern sehen kann; das Nämliche ist in der Kirche der Fall. In der Zelle arbeitet er und darf auch lesen, wenn er will: zu diesem Behufe sind ihm einige Bücher hingelegt. Was die Arbeit anbelangt, so ist die ganze Anstalt (die gegen 600 Insassen zählt) Ein großes industrielles Etablissement: zahlreiche Metalldrechsler, Knopfmacher, Goldpapierschläger, Schuster, Schneider, Holzschnitzer u. s. w. Bewundernswerth ist, was einzelne im Fache der Holzsculptur leisten; wahrhaft künstlerisch vollendete Uhrgehäuse, Spiegelrahmen, Schmuckkästchen und dergleichen bekommt man zu sehen: Einer — der schon 10 Jahre sitzt — kam als Bauernbursche vom Lande, ist jetzt einer der besten Arbeiter und wies mir Zeichnungen von seiner Hand vor, die mich in Erstaunen setzten. Besonders erfreut war ich über das ruhige, verhältnißmäßig heitere Aussehen und Betragen der Leute: nichts Scheues oder Bitteres weder in Blick noch in Wort. Mit dem Oberaufseher, der

mich begleitete, wechselten sie freundliche und zutrauliche Worte und er kam ihnen in gleichem Ton und Sinn entgegen; ein herzliches „Guten Morgen" und ein Händedruck fehlten weder beim Kommen, noch beim Gehen. Sehr viele Sträflinge haben ein paar Topfpflanzen und einen Vogel im Käfig in ihrer Zelle — als Tröster in der Einsamkeit. Im Souterrain des Gebäudes ist eine (mit Dampf getriebene) Mühle, eine Bäckerei, Schmiede- und Klempnerwerkstätte u. dgl. Der Gesundheitszustand in der Anstalt soll vortrefflich sein und Fälle von Trüb- und Irrsinn äußerst selten vorkommen. — Mein Führer, dem ich ein Trinkgeld geben wollte, lehnte solches höflich, aber bestimmt ab und bat mich, dasjenige, was ich ihm hätte zugedacht gehabt, in eine Opferbüchse zu legen, deren Ertrag den Familien der Sträflinge zu gute kommt. — Ich kehrte nach zweistündigem Marsch durch die Anstalt, angenehm angeregt durch das Gesehene und recht befriedigt von dem Geist der Ordnung, der Tüchtigkeit und der Milde, der mir da zu herrschen schien, durch die schönen Laubgänge des Thiergartens nach der Stadt zurück. — Nächster Tage gedenke ich auch noch eine andere, höchst interessante Anstalt zu besuchen, auf die ich mich schon zum voraus freue: Bethanien, eine Stiftung der Königin-Wittwe, eine Diakonissen-Anstalt mit Musterkrankenhaus. Solche Dinge sprechen mich jetzt mehr an, als die mancherlei „Merkwürdigkeiten", denen man sonst in großen Städten am meisten nachzujagen pflegt; so ändern sich die Neigungen des Menschen mit den Jahren!"

Unterm 15. Juni schreibt er seiner Schwester K.: „Zuerst, damit mir nicht etwas Menschliches passirt, will ich nun heute Deine Neugierde befriedigen über einen Punkt, wegen dessen Du mich besonders anfragst; wegen der Kammern. Ich habe es in dieser Beziehung nicht gut getroffen; der Landtag kam nur zu einer ganz kurzen — und gewissermaßen nur formellen Sitzung auf Ende Mai zusammen; es handelte sich im Abgeordnetenhause — und dieses allein interessirt mich — um die zweite Lesung und definitive Abstimmung über die Reichsverfassung oder, richtiger gesprochen, Verfassung des norddeutschen Bundes. Das ganze Interesse war natürlich absorbirt worden durch die erste Lesung, die im April stattgefunden hatte, und ich erwartete, es werde gar keine Diskussion mehr absetzen. Gleichwohl ging ich am 31. Mai hin, mehr nur um die Physiognomie des Hauses anzusehen. Dasselbe tagt dermalen in einem provisorischen Lokal, nämlich im Konzertsaal des Schauspielhauses, da das effektive Abgeordnetenhaus (am Dönhofsplatz) mit Rücksicht auf die für die Abgeordneten aus den neuen Landestheilen nöthige Erweiterung der Räumlichkeiten einer gründlichen Reparatur unterworfen werden mußte. Die Versammlung ist übrigens auch im Schauspielhaus sehr komfortabel

eingerichtet und besitzt neben sonstigen Vorzimmern eines, worin nicht bloß geraucht werden kann, was in Bern auch vorkommt, sondern wo auch für die Bedürfnisse des Magens bestens fürgesorgt ist. Ich sah im Vorbeigehen eine große Zahl von Gesetzgebern mit Lösung der „materiellen Fragen" aufs Eifrigste beschäftigt. Aufrichtig gestanden, scheint mir das eine schlechte und keineswegs nachahmungswerthe Erscheinung und ich halte es mit unserer Glarner Vorschrift aus dem Jahr 1837, daß auf dem Rathhaus nicht gewirthet werden darf. Die Salons der Schellenbaum'schen Wohnung würden sich übrigens auch kaum zu einem eleganten Restaurant eignen: höchstens zu einer Kellerwirthschaft, wie man sie in Bern und auch hier in Berlin allerdings häufig findet. — Zuerst fand eine Beeidigung (von 3 Mitgliedern) statt; nachdem die Eidesformel verlesen ist, heben in Bern alle Betreffenden die Schwörfinger auf und sprechen gleichzeitig (jeder in seiner Sprache): „ich schwöre es." Hier hingegen sprach Jeder besonders, mit Hinzufügung seines vollen Geschlechtsnamens: „Ich N. N. (z. B. Joachim Heer) schwöre es, so wahr als ich bitte, daß mir Gott helfe." Die Sache machte sich gut und nicht so gar entsetzlich summarisch, wie in unserm Nationalrathe. Nachher folgten geschäftliche Mittheilungen und dann das schon genannte Haupttraktandum. Wider meine Erwartung entspann sich darüber eine Diskussion: die radikalen Doktrinäre konnten es nicht über sich bringen, zu schweigen; sie mußten noch einmal ihren Widerspruch einlegen gegen dieses Werk, das sicherlich nicht ohne Mängel ist, das aber doch zur wirklichen Einigung, wenn nicht von ganz Deutschland, doch von einem sehr großen Theile von Deutschland, unendlich weit mehr gethan hat und thun wird, als diese Leute im Jahr 1848, als sie einmal die Gewalt in Händen hatten, zu thun verstanden. Ein geschlossenes Gebiet von 30 Millionen Seelen wird hier zu einem Bundesstaat zusammengesetzt, innerhalb dessen allerdings den einzelnen Staaten noch ein gewisses — wohlthätiges — Maß freier Bewegung und Autonomie bleibt, wo aber in allen wesentlichen Beziehungen die Gesammtheit geeinigt ist: sowohl für Begründung einer achtunggebietenden Macht nach Außen, als zur Begründung gemeinsamer Wohlfahrt nach Innen: Begründung eines gemeinsamen norddeutschen Staatsbürgerrechtes, Gewerbefreiheit, absolute Freizügigkeit, Zentralisation des Zoll- und Handelswesens, von Maßen, Gewichten und Münzen, von Post- und Telegraphenwesen; gemeinschaftliche Gesetzgebung über Bank- und Eisenbahnwesen, über Schiffahrtszölle, über Obligationen-, Handels- und Wechselrecht, über Strafrecht, gerichtliches Verfahren u. s. f. — Das sind doch, meines Erachtens, Fortschritte, die gegenüber den frühern Zuständen etwas bedeuten, und wohlgemerkt, überall darf man annehmen, daß die Zentralisation eine freisinnige Wendung

bringen und dazu beitragen wird, den Zopf, der namentlich in den verschiedenen Zweigen des Verkehrswesens in den kleinsten Staaten noch am üppigsten wucherte, gründlich und rasch wegzuschneiden. Aber für diese kolossalen, im Interesse der Volkswohlfahrt gar nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheile haben diese radikalen Pedanten kein Wort der Anerkennung; einmal haben nicht *sie* es gemacht (sondern nach Kräften verhindert) und also kann es so schon nichts taugen; dann aber sind auch einige Punkte nicht kunstgerecht geregelt; so namentlich fehlt in der Verfassung die Ministerverantwortlichkeit. Auf diesem Steckenpferdchen tummelten sich namentlich die Herren Waldeck und Virchow, der letztere in einer endloslangen avocasserie. Ihnen entgegnete sehr treffend von Henning, ein Mitglied der Fortschrittspartei, aber von der sogenannten nationalliberalen Fraktion, die sich für die Vorzüge der neuen Bundesverfassung empfänglich und dankbar zeigt: daß die Ministerverantwortlichkeit in der eigenthümlichen Struktur des Bundesstaates in der That nicht wohl in der gewöhnlichen Form habe Platz finden können; daß aber überhaupt dies eine der Fragen sei, denen man viel zu große Wichtigkeit beilege. In Wahrheit sei die ganze Sache eine *Machtfrage*: gelinge es einer Volksvertretung, nach und nach eine Stellung im Staate zu erringen, daß die Regierung mit ihr rechnen müsse und entschieden nichts thun dürfe, wenn die Volksvertretung es nicht haben wolle (wie dies in England nach Jahrhunderte langen Kämpfen schließlich gekommen ist), dann habe man die rechte Ministerverantwortlichkeit, auch wenn das Wort in der Verfassung nicht stehe. So lange aber in einem Staate der Schwerpunkt der realen Macht in den Händen der Regierung ruhe und diese, auf die Armee gestützt, gegebenen Falls ohne Gefahr die ganze Volksvertretung auseinander jagen könnte, wenn sie wollte (was unzweifelhaft zur Stunde in Preußen der Fall ist, obgleich der Redner es nicht sagte), so lange könne die schönste Phrase in der Verfassung wenig helfen. — Ich applaudirte diesen verständigen Worten in meinem Herzen und die Versammlung trat denn auch mit sehr großer Mehrheit derselben bei. — Geredet wurde übrigens formell sehr gut und überhaupt macht das Haus einen vortrefflichen, ich möchte sagen, vornehm-gebildeten Eindruck.

„Im Weitern frägst Du: wie ich die Pfingstfeiertage zugebracht habe. Am ersten Festtag war das Wetter entschieden schlecht: schon am Morgen regnete es und wenn es auch am Nachmittag etwas aufhellte, so verging doch sozusagen keine Stunde ohne Regenschauer und es war dabei empfindlich kühl. Um 10 Uhr ging ich zur Kirche und zwar in den *Dom*, die Predigt war recht schön; der Redner entwickelte in der Einleitung, daß wir Pfingsten nur dann *recht* feiern, wenn auch in unsern Herzen der heilige Geist

ausgegossen werde; darum aber, daß es geschehe, müssen wir Gott bitten. Das bedürfen wir; denn wir sind arg von Natur, und wir dürfen es: denn Gott ist gnädig und barmherzig. Diese einfachen Gedanken, welche die Disposition der Predigt bildeten, wurden gut ausgeführt; namentlich war die Sprache sehr schön und gewählt; im Gedankengange fehlte es etwas an Schneide und auch wohl an Wärme. Ich glaube aber, so ein Pfarrer in einer großen Stadt, der gar keine greifbare, ihm bekannte Gemeinde, sondern ein zufällig zusammengewürfeltes Publikum vor sich hat, ist nicht recht in der Lage, warm zu werden; er müßte denn eine Missionar-Natur sein, der auch die Fremden und Unbekannten mit der Macht des Wortes zu packen versteht. Das ist aber mein Mann vom Pfingstsonntag entschieden nicht, sondern nur ein „elejanter" Berliner Gelehrter. Es war fast 12 Uhr, wie ich wieder nach Hause kam, und ich blieb den ganzen Rest des Tages bei Hause, schreibend und lesend."

Wie in Berlin, so hatte er auch in München, Stuttgart und Karlsruhe seine Kreditive zu übergeben und berichtet er von München aus über den daherigen Empfang unterm 11. Juli: „Was mich frappirte, das war das große und feierliche Zeremoniell, mit dem ich empfangen und wieder zurückgeleitet wurde. Schon am Fuße der untern Treppe erschien ein Patron in Kniehosen und schwarzen Strümpfen; ob es ein Kammerherr oder ein Kammerdiener war, weiß ich nicht; oben an der Treppe kamen zwei andere mit reicher Uniform und einer Masse vor Orden, also jedenfalls sehr verdienstvolle Männer; beim Eingang des ersten Vorsaales standen wieder ein paar Neue und als ich endlich im zweiten Vorsaal Anker warf, war die Gesellschaft sicher auf ein Dutzend angewachsen. Der Zeremonienmeister, Baron von Moy, stellte mir die Edlen vor; aber ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß ich keinen der Namen behalten habe. Nach etwa 5 Minuten Wartens, während denen ich mich mit den Herren, insbesondere mit Baron von Moy, recht gut unterhalten hatte, gingen die Flügelthüren auf und ich trat in einen weiten, hohen Saal, in dem sich, meines Erinnerns kein Möbel, außer einem vergoldeten Thronsessel, und niemand außer dem jungen König befand, mit dem ich denn auch allein gelassen wurde, damit Niemand in Versuchung komme, die tiefen Staatsgeheimnisse auszuplaudern, die wir nun mit einander verhandeln sollten." Aus denselben Rücksichten werden denn auch wir darauf verzichten müssen, die hier geführte Unterhaltung zu veröffentlichen, so groß die Versuchung dazu ist; nur die Schilderung des Rückzuges möge darum noch wieder mitgetheilt werden: „Dann ging die Heimbegleitung Seitens der Suite an und dieselbe verringerte sich bis an die Hausthüre nach und nach in der Weise, daß zuletzt wieder nur der in den schwarzen Strümpfen

übrig blieb. Auf einem Vestibüle am Fuße der obern Treppe war auch ein Detachement der Leib-Garden aufgestellt, das beim Auf- und beim Abmarsch militärische Honneurs machte. — Mir machte dieser große Prunk und Pomp einen ganz eigenthümlichen Eindruck, namentlich im Vergleich mit der fast bürgerlichen Einfachheit, womit solche Dinge in Berlin abgemacht werden. Da stellt sich schon die Wohnung des Königs mehr wie das Haus eines reichen Privatmannes, als wie ein Palast, dar; man wartet im ersten Vorzimmer nach dem Korridor und tritt dann in einen einfachen Salon von sehr mäßigen Dimensionen, in dem von einem Thron keine Spur zu finden; der König kommt einfach aus seinem jenseits liegenden Kabinet hervor; von militärischer Pomp-Entfaltung ist keine Rede."

Von München aus machte er einestheils mit den Zürcher-Malern Steffan und Boßhard einen Ausflug an den berühmten Starnbergersee, anderseits einen Abstecher zu seinem vormaligen Lehrer Sträßer in Aschaffenburg. Er berichtet darüber seiner Schwester K.: „Das Wetter war, als wir um 10 Uhr von München abdampften, etwas zweifelhaft und als wir eine Stunde später in Starnberg das Dampfboot bestiegen, brach ein tüchtiges Gewitter los, das uns den ganzen Tag verderben zu wollen schien. Allein es ging so rasch vorüber, als es gekommen war, und als wir nach kurzer Fahrt in Possenhofen landeten, konnten wir den weitern Weg zu Fuß ohne Regenschirm fortsetzen. Wir stiegen durch schönen, jungen Buchenwald eine mäßige Anhöhe hinan und gelangten schließlich durch Wiesen und Obstgärten zu einem hübschen, saubern Wirthshause im Dorf Feldaffing; das Wetter hatte sich so gebessert, daß wir uns das Mittagessen im Freien serviren lassen konnten und wir hatten von dem Platze aus, den wir besetzten, einen gar lieblichen Blick auf den freundlichen, von herrlichem Walde eingerahmten See und auf die oberbaierische Gebirgskette, welche den Hintergrund der Landschaft bildet und je länger je deutlicher und vollständiger aus den, sie zuerst umhüllenden Nebelschleiern heraustrat; besonders charakteristisch erscheint die schöne Gebirgsgruppe des Wendelsteines; die höchste Erhebung des oberbaierischen Gebirgs, die Zugspitze, die nahezu die Höhe des Tödi erreicht, war leider unsichtbar, da gerade in der Gegend, wo sie hätte zum Vorschein kommen müssen, die Nebel sich nie ganz verzogen. Nachdem wir gut gespeist und zugleich an der Gegend uns satt gesehen hatten, machten wir uns auf den Weg, über das Dorf Bicking und an der Eisenbahnstation Possenhofen vorbei, zu Fuß nach Starnberg zurückzukehren. Die beiden Künstler kannten Schritt und Tritt und führten mich durch köstliche Wald- und Wiesenwege dem vorgesteckten Ziele zu. Rechtzeitig langten wir an demselben an, um mit dem Bahnzuge nach München abzugehen, wo wir schon nach 6 Uhr

ankamen. Der Starnberger- oder Würmsee hat seinen Ruhm nicht umsonst: er ist wirklich ein schönes Becken, ziemlich schmal, aber etwa 4—5 Stunden lang; ich denke, daß namentlich diese Gestalt es ist, welche dazu geführt hat, ihn mit dem Zürchersee zu vergleichen; denn sonst hat eigentlich die Scenerie der beiden Seen wenig Aehnlichkeit. Das linksseitige Ufer des Starnbergersees, zwischen Starnberg und Possenhofen ist mit einer langen Reihe von Villen und Sommerwohnungen besetzt, wo die reichen Münchener (die „Geldprozen") ihre Villegiatur zu machen pflegen; der Volkswitz hat daher diese Stadt von Landhäusern „Prozenhausen" genannt; indessen sind die meisten sehr bescheiden und stechen eigenthümlich ab gegen die herrlichen Etablissements ähnlicher Art, die man z. B. am Genfersee in der Nähe von Genf sieht. Einzig Possenhofen, das schöne und weitläufige Schloß des töchterreichen Herzogs Max in Baiern, macht eine Ausnahme; diesem schräg gegenüber am andern, sonst fast unbewohnten Ufer des Sees liegt die reizende Besitzung des Königs, Schloßberg. Da er dort ein eigenes kleines Dampfboot besitzt, so kann er in einer Viertelstunde bei seiner Braut in Possenhofen sein. Die wenigen Stunden, die wir noch in München blieben, benutzte ich, um mich für den folgenden Morgen reisefertig zu machen und begab mich, da ich um $4^1/_2$ Uhr geweckt werden sollte, frühzeitig zu Bette. Des folgenden Tages dampfte ich nach Aschaffenburg. Es ist eine lange und fast durchgängig sehr langweilige Fahrt; denn man braucht mit dem Schnellzug (den ich benutzte) volle 10 Stunden, um den Weg zurückzulegen und dieser führt fast durchaus, wenigstens bis man Unterfranken und den Main erreicht, also ziemlich bis Würzburg, durch wenig anziehende, wenn auch mit reicher Kultur gesegnete Acker- und Wiesenflächen. Zu meinem Trost hatte ich recht gute Gesellschaft: 3 Amerikaner, von denen wenigstens zwei geläufig deutsch sprachen, und einen in Steyermark ansässigen Rheinpreußen mit einem allerliebsten kleinen Mädchen von 3 bis 4 Jahren. Es war stark $3^1/_2$ Uhr, als wir in Aschaffenburg anhielten. Da ich seit $5^1/_2$ Uhr Morgens nichts genossen hatte, mit Ausnahme eines Glases Bier in Würzburg, so mußte ich begreiflicher Weise, nachdem ich im Gasthof angekommen war und mir den Kohlenstaub von Gesicht und Händen abgewaschen hatte, zuerst etwas essen. Dann aber ging ich sofort — etwa gegen 5 Uhr — um meinen alten Freund aufzusuchen; es war in der kleinen Stadt — sie zählt nur 8000 Seelen — nicht gar zu schwer, ihn zu finden und ich hatte ziemlich bald das bescheidene Häuschen am Herstallsthore ausgekundschaftet, welches dem Paare zur Wohnstätte dient. Eine Treppe hinaufgestiegen, klopfte ich an die erste, beste Thüre und auf das, von einer Frauenstimme gerufene „Herein" trat ich in ein kleines, aber recht trauliches Zimmer, das durch eine offene Nebenthüre in ein

geräumiges Schlaf- und Nebenzimmer blicken ließ. Am Fenster der Wohnstube, den Rücken mir zugewendet und natürlich von meinem Eintritt in keiner Weise Notiz nehmend, da er ihn nicht hören konnte, stand mein lieber, alter Sträßer, in einen weiß wollenen Kittel eingehüllt, das schwarze Sammetkäppchen auf dem Haupte, mit der Fütterung zweier Vögel, die in einem Bauer unter dem Fenster stehen, emsig und andächtig beschäftigt. Im Nebenzimmer saß, mit einer Näharbeit hantirend, die Frau Doktorin, welche mich sofort — nach der Photographie — erkannte, mit großer Herzlichkeit begrüßte und nun auch ihren Mann aus seiner Unachtsamkeit wach rief. Der alte Knabe war wunderbar ergriffen und hoch erfreut, als er mich in seine Arme schloß; verändert hat er sich nicht im geringsten und weder das gesunde Roth seiner Wangen, noch der strahlende Blick seiner wasserblauen Augen haben etwas nachgelassen. Wären nicht die wenigen krausen Haare, die an den Seiten des Gesichts und am Hinterkopfe unter dem Käppchen hervorlugen, jetzt silberweiß, wie wir sie einst blond gekannt haben, ich wüßte nicht zu sagen, daß der Mann heute um einen einzigen Tag älter oder anders aussähe, als vor 30 Jahren, als er seine Schulmeisterfuchtel über uns schwang."

Am 20. Juli ist er wieder in Stuttgart, und berichtet von hieraus seiner Gattin: „Stuttgart fand ich im Wesentlichen natürlich ziemlich unverändert: Der Zeitraum seit 1865 ist auch nicht lange genug, um tiefgreifende Veränderungen erwarten zu lassen. Indessen ist doch Einiges, was anders geworden ist, zu notiren: zunächst ist der Bahnhof ungemein erweitert und auch sehr verschönert worden; das gegenüberliegende alte Postgebäude wird eben jetzt niedergerissen und soll in ziemlich großartigem Style neugebaut werden. Am Schloß ist die Reiterstatue Herzogs Eberhard, die den weiten und leeren Hofraum zierte, weggekommen; ich glaubte zuerst, sie wäre vielleicht gestohlen, überzeugte mich dann aber, daß sie nunmehr im Hofe des alten Schlosses steht. Wichtiger ist eine andere Neuerung: der dem Schlosse zunächst liegende Theil der Anlage ist in einen sehr schönen Garten umgewandelt, mit zwei langen Lauben seitlich eingefaßt und was die Hauptsache ist, durch ein Eisengitter von den, dem Publikum zugänglichen Anlagen abgeschlossen worden. Die Herrschaften haben nun also für ihren persönlichen Gebrauch einen eigenen reservirten Garten, was ihnen im Grunde auch wohl zu gönnen ist; gleichwohl begreife ich vollkommen, daß die Stuttgarter Philister die Neuerung zuerst mit großem Unwillen aufgenommen haben, ist es ihnen doch fortan unmöglich, direkte unter den Fenstern ihres Königs herumzupatrouilliren. Mir scheint, die Sache hat im Grunde eine tiefere Bedeutung: das alte herzliche, patriarchalische Verhältniß zwischen Fürst und Volk ist überall

im Aussterben und die Fürsten der alten guten Zeit, die zwar große Despoten waren, daneben aber sich freundlich und zutraulich mit dem gemeinen Mann auf der Straße grüßten und besprachen, ist vorüber; die Herren schließen sich mehr ab: da ist es ganz in der Ordnung, daß sie auch um ihren Garten, der bisher allen Leuten offen stand, einen Zaun aufrichten. Vielleicht werden dann aber auch die Bürger sich kalt und gefühllos von ihren Fürsten abwenden, wenn der Zug der Geschichte ihre Throne in Gefahr bringt. Es ist offenbar, daß das gegenseitige Verhältniß sich wechselweise bedingt und daß es in unsern Tagen im Begriffe ist, bedeutende Umwandlungen durchzuleben."

Hatte dieser erste Aufenthalt in Berlin, München u. a. O. dazu gedient, allenthalben freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und dadurch einem künftigen Gesandten den Weg zu bereiten, so galt es im nächsten Frühjahr verschiedene Verträge (in Post- und Handelssachen) mit dem norddeutschen Bunde ins Reine zu bringen. Unterm 24. März 1868 kann er darüber nach Hause melden: „Unsere postalischen Verhandlungen sind ziemlich vorgerückt und wenn nicht unerwartete Hindernisse dazwischen kommen, sollten wir bis heut über 8 Tage damit vollständig fertig sein. Die Ergebnisse, so weit sie sich bis jetzt übersehen lassen, werden keine unerfreulichen sein; doch stehen allerdings noch einige Punkte aus, wo ich fürchte, daß wir mit unsern Erwartungen und Wünschen kaum durchdringen werden. Sonderbarer Weise ist es nicht etwa Preußen, das uns am meisten Schwierigkeiten bereitet, sondern unser nächster Nachbar, das Großherzogthum Baden. Indessen ist der Bundesrath mit demjenigen, was wir jetzt schon erreicht haben, sehr zufrieden und hat mir darüber schmeichelhafteste geschrieben. Hoffen wir also, daß auch der Rest noch gut abgemacht werden könne."

Am 17. April schreibt er: „Bis auf die letzten Tage war ich in einem solchen Wirrwarr von Geschäften — dreierlei Unterhandlungen auf einmal — daß ich in der That herzlich froh war, an E. einen Adjutanten zu besitzen, auf welchen ich die Sorgen der Korrespondenz abladen konnte. Jetzt ist es Gottlob etwas stiller geworden und da wir heute gar keine Sitzung haben können, so will ich auch wieder einmal selbst die Feder zur Hand nehmen, um Dir für Deinen herzlieben Brief vom Charfreitag zu antworten und gleichzeitig Dir auch etwas von unserm hiesigen Leben und Treiben zu berichten. Um gleich mit dem letztern anzufangen, so sind nun die postalischen Verhandlungen, und zwar sowohl mit Deutschland als Holland zum Abschlusse gebracht: die bezüglichen Verträge sind unterzeichnet und meine Postexperten, die Herren Steinhäuslein und Fuchs, vorgestern abgereist. Ihre Lücke ist auf das angenehmste ausgefüllt durch die Ankunft meines lieben Herrn Stähelin-Brunner, der am Samstag hier eintraf und mit dem

wir nun ziemlich immer Abends zusammen sind. Unsere Verhandlungen über den Handelsvertrag haben in zwei Sitzungen (Dienstag und Mittwoch) einen guten Anfang genommen; gestern wurde ein sehr einläßlicher Bericht nach Bern versendet, und sobald von dort der Bescheid eingegangen ist, dürfen wir wohl auf eine sehr rasche Abwicklung des ganzen Geschäftes hoffen: schwierige Punkte sind nur in sehr geringem Maße vorhanden und auch bei diesen wenigen steht eine nicht unerfreuliche Lösung in ziemlich sicherer Aussicht. Dennoch bin ich in großen Sorgen wegen der Landsgemeinde; es müßte doch außerordentlich glücklich und glatt laufen, wenn wir morgen (Samstag) über 8 Tage sollen verreisen können und auch in diesem Falle (selbst wenn ich München und Stuttgart ganz liegen lasse) komme ich nur eben gerade recht zum 3. Mai nach Hause. Wie aber, wenn die Sache sich um 3—4 Tage verzögert? Um an meiner Abreise jedenfalls nicht noch durch vermeidliche Zögerungen gehindert zu sein, habe ich zu Ende letzter Woche den Grafen Bismarck gebeten, mir mit thunlicher Beförderung die Abschieds-Audienz beim König verschaffen zu wollen und es ist denn auch dieser Bitte sofort entsprochen worden, obgleich es dabei noch ein fast komisches Intermezzo absetzte. Wir waren am Dienstag eben in der Konferenz, als gegen 12 Uhr sich ein Diener mit dem Schreiben von Bismarck im Hôtel einfand: es stand darin geschrieben, daß die Audienz auf $4^3/_4$ Uhr angesetzt sei und daß ich ersucht werde, an der darauf folgenden königlichen Hoftafel Theil zu nehmen. Als E. dem Mann erklärte, daß ich nicht zu Hause sei, erwiderte dieser schreckensbleich: ja, der Brief müsse in meine Hände, wo ich auch sei, der König erwarte mich und so etwas lasse sich unmöglich mehr ändern. Glücklicherweise erinnerte sich das liebe Kind noch, daß ich Tags zuvor vom Finanzministerium gesprochen hatte; dahin bat sie nun den Boten versuchsweise zu gehen und hier traf mich denn auch der Brief richtig gegen 1 Uhr. Da aber die Konferenz bis nach 3 Uhr dauerte, so blieb mir zur Toilette in der That nur kurze Zeit; doch war ich fertig, als es ans Wegfahren gehen mußte. Graf Bismarck und Herr von Röder empfingen mich im Palais und nach kurzem Warten wurde ich zum Könige gerufen, wo ich mein großes Schreiben abgab. Nachdem wir uns dann einige Zeit noch unterhalten hatten, ging es ins obere Stockwerk, wo in den Zimmern der Königin die geladenen Gäste sich sammelten. Dann formirte man den Cercle, die Herrschaften erschienen, machten die Runde, unterhielten sich mit Diesem und Jenem — und dann hieß es, der Tisch sei gedeckt. Die Zahl der Tafelgenossen mag etwas zu 30 gewesen sein: darunter Bismarck, Prinz August von Württemberg, ein Fürst Salm, verschiedene preußische und württembergische Offiziere (unter letztern ein Graf Zeppelin, der mich

in Friedrichshafen bei Tische gesehen hatte und mich nun freundlichst begrüßte), der Jude Rothschild und der unwürdige Schreiber dieser Zeilen, der zugleich der einzige Mensch ohne Uniform und Orden im Zimmer war. Mein unmittelbarer Nachbar zur Rechten war der Präsident der preußischen Seehandlung, Herr von Camphausen, ein Bruder des Ministers von 1848. Ich saß gegenüber den Majestäten und unterhielt mich über Tische lange und häufig mit ihnen: der Ton an der Tafel war ein durchaus ungezwungener und sogar heiterer, das Essen gut und die Weine vorzüglich. Nachher fand man sich noch im Salon beim Café beisammen und hier hatte ich noch eine lange Konversation zuerst mit dem König, dann mit der Königin, welch letztere mir (ich scherze nicht) einen Besuch in Aussicht stellte, wenn sie je noch einmal in die Schweiz komme: „aber in vollem Ernste, ich klopfe bei Ihnen an." Ich erwiederte, daß meine liebe Frau natürlich die Freude an einem solchen Besuche haben werde und daß ich mit Bestimmtheit darauf rechne, sie werde bei mir Quartier nehmen. Du kannst jetzt also das Quastenzimmer in Ordnung halten oder nicht: Du wirst die Folgen davon zu tragen haben, wenn eines Abends die Königin von Preußen angefahren kommt und es oben nicht ordentlich aussieht." (Auch in spätern Briefen neckt er seine Gattin mit dem Quastenzimmer für die Königin von Preußen.) „Der König gefiel mir wieder recht gut: er ist ein ungemein freundlicher und gesprächiger alter Herr und trotz seiner 71 Jahre noch so rüstig, wie ein Fünfziger. Ich fragte ihn, ob er sich an die Katastrophe von 1806 noch erinnere, was er bejahte: er sei damals ein 10jähriger Knabe gewesen; aber es sei, wie wenn es gestern gewesen wäre, wie die ersten (irrthümlich siegreichen) Nachrichten von der Schlacht bei Jena eintrafen und wie dann die Hiobspost nachgehinkt kam. Ganz deutlich stehe ihm namentlich auch die Fluchtreise nach Königsberg vor der Seele und der traurige Aufenthalt des Hofes in dieser Stadt. „Sie können sich denken, was ich empfand, als ich 1861 zum ersten Male, bei der Krönung, im Königsberger Schlosse wohnte und mich der détresse erinnerte, in der meine guten Eltern damals hier gelebt hatten." Mich freute an dem alten martialischen Herrn dies „menschliche Rühren." Um 7 Uhr war die Sache zu Ende: König und Königin drückten mir aufs liebenswürdigste die Hand zum Abschiede — und ein Akt meines Lebensdramas hatte ausgespielt!"

Nicht nur die Hoffnung, auf den dritten Mai nach Glarus heimkehren zu können, sondern auch die andere, den Handelsvertrag vor der Heimkehr noch zum glücklichen Abschluß zu bringen, erwies sich als Täuschung. Erst am 10. Mai konnte die Heimreise angetreten werden, und auch jetzt ohne Vereinigung der schwebenden Unterhandlungen. Ueber die in den Weg

getretenen Hindernisse schreibt er sub 29. April seiner Schwester K.: „Wir hatten gestern um 12 Uhr Konferenz und wir gingen dahin, in der bestimmten Hoffnung, es sei nun im Grunde Alles bereinigt und nur der formelle Abschluß noch zu vollziehen. Um 4 Uhr war die Sitzung zu Ende und wir kehrten nach Hause zurück mit der festen Ueberzeugung, daß das Zustandekommen des Vertrages nie zweifelhafter, als jetzt. Der Grund liegt in dem unglücklichen Ohmgeld-Artikel des französischen Handelsvertrages; wir hatten an Stelle desselben eine neue Fassung vorgeschlagen, wodurch namentlich auch für das Bier die bisherigen Ansätze (verschieden für ausländisches und für schweizerisches Bier) gemacht blieben, und die deutschen Kommissäre hatten unsere Redaktion zuerst ohne Schwierigkeiten entgegengenommen; nun findet eine Schnüffelnase in Karlsruhe heraus, daß nach dem französischen Vertrage dortiges Bier auch vom Ohmgeld nicht härter betroffen werden dürfe, als schweizerisches, und leider hat der Mann Recht, obgleich diese Bestimmung mit Artikel 32 der Bundesverfassung*) schwer zu reimen ist: nun schreien die Deutschen sofort, sie lassen sich nicht schlechter stellen, als die Franzosen und verlangen — unbekümmert um unsere Verfassung — den gleichen Artikel wie er im Jahr 1864 in den französischen Vertrag ist aufgenommen worden. Wir setzten uns entschieden an die Wand und erklärten, daß wir hier nicht cediren könnten; aber die Stellung ist eben eine sehr schwierige, wenn man Einem fortwährend den Vertrag, den man einem andern Lande zugestanden hat, unter die Nase reiben kann. Item, wir hielten fest, auch auf die Gefahr des Abbruchs hin, und als ich, nach Hause zurückgekommen, nach eingenommenem Mittagsmahl, an den Bundesrath schrieb, machte ich kein Hehl daraus, daß es unter solchen Umständen, wenn nicht deutscher Seits nachgegeben werde, sicherlich das Beste und das einzig Würdige wäre, einfach abzubrechen. Kein schweizerisches Interesse wird ernsthaft verletzt, wenn der Vertrag nicht zu Stande kommt; aber wenn wir ihn mit Gewalt haben wollen, so müssen wir wieder Dinge machen, die eigentlich nicht sein sollten und die uns in der Achtung unserer Nachbarn wahrlich nichts nützen. Morgen werden wir wohl von Bern aus telegraphisch das entscheidende Wort vernehmen und damit wird das Schicksal des Vertrages besiegelt sein. Fast besorge ich, daß man im Bundesrath sich durch den Wunsch, einmal begonnene Verhandlungen nicht abbrechen zu lassen, zu weiter gehenden Konzessionen, als ich sie billige, wird

*) Artikel 32 der Bundesverfassung setzt in lit. e in Beziehung auf Konsumgebühren von Wein und andern geistigen Getränken fest: „Die Erzeugnisse schweizerischen Ursprungs sind mit niedrigern Gebühren zu belegen, als diejenigen des Auslandes."

fortreißen lassen. Was mich sehr freut, ist die vollständige Uebereinstimmung, welche fortwährend in allen erheblichen Punkten zwischen Herrn Stähelin und mir besteht und welche die Aufgabe ungemein erleichtert." Die erwartete Depesche entsprach Heers Anträgen. Die Verhandlungen wurden abgebrochen*, und wurden daraufhin die Koffern schleunigst gepackt und der Rückzug angetreten, zuerst nach Bern und, dann nachdem er hier über die gepflogenen Verhandlungen Bericht erstattet, nach seinem lieben Glarus. So sehr er sich freute über all das Schöne und Große, das er in Berlin gesehen, freute er sich doch noch fast mehr, „den diplomatischen Frack nun wieder abzuziehen und den altgewohnten Verkehr mit seinen lieben Landleuten von Glarus wieder aufnehmen zu können."

---

* In seiner Botschaft vom 11. Juni 1869 bemerkt der Bundesrath über den nunmehr der Bundesversammlung zur Sanktion vorgelegten Handelvertrag mit Deutschland: „In Folge einer bezüglichen Eröffnung des norddeutschen Bundeskanzleramtes wurden die Verhandlungen im April 1869 in Berlin wieder aufgenommen, wobei die Schweiz durch ihren dortigen Gesandten, Hrn. eidgen. Oberst Hammer, vertreten war. Wir konnten uns dem deutschen Vorschlag nicht wiedersetzen, die Verhandlungen einfach da wieder aufzunehmen, wo solche Anno 1868 abgebrochen worden waren, ohne auf unterdessen neu aufgetauchte Fragen einzutreten, weil dadurch leicht das Zustandekommen des Vertrags neuerdings hätte gefährdet werden können. Es blieb deshalb bloß noch die abweichende Meinung hinsichtlich des Artikels 8, betreffend die kantonalen Konsumsteuern, auszugleichen. Deutscherseits wurde die von uns vorgeschlagene neue Fassung dieses Artikels 8 angenommen und damit jene Meinungsdifferenz beseitigt; dagegen nahmen wir keinen Anstand, in das Schlußprotokoll folgenden Satz aufzunehmen: Schweizerischerseits wird dabei verstanden und erklärt, daß der im Artikel 1 des Vertrages aufgestellte Grundsatz der wechselseitigen Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation auch hinsichtlich der im Artikel 8 bezeichneten Verbrauchssteuern Gültigkeit haben soll."

Es erhellt daraus, daß die Bemühungen Heers, wenn sie auch nicht schon 1868 zum erwünschten Ziele führten, keineswegs vergeblich waren, indem der 1869 wirklich abgeschlossene Vertrag mit einer einzigen Ausnahme lediglich nach Heers Entwurf fertig gestellt wurde.

13. Die Bundesrevisionen von 1872 und 1874.

Die zunächst auf den 3. Mai anberaumte Landsgemeinde von 1868 war, da Heer bis zum 10. Mai in Berlin festgehalten wurde, auf den 17. Mai verschoben worden; um so zahlreicher versammelten sich an diesem Tage die Landleute von Glarus, um beim prächtigsten Wetter — und unter den Augen ganz besonders vieler Zuschauer und Zuhörer auch aus andern Kantonen (National- und Ständeräthe aus Zürich, Thurgau und Basel, Professoren und Studenten aus Zürich und Bern und anderes Volk mehr) und sogar aus andern Ländern — ihren großen Volkstag abzuhalten. Landammann Heer aber, von seinem hohen Posten in Berlin wieder glücklich in die traute Heimat zurückgekehrt, benützte seine Eröffnungsrede, um nicht bloß über die Gegenstände der vorliegenden Tagesordnung sich auszusprechen, sondern ebenso seine Blicke über die engen Kantonsmarken hinausschweifen zu lassen. So manches, das jenseits unserer Alpen vorgehe, enthalte für die Schweiz den ernsten Mahnruf, sich nicht überflügeln zu lassen; dieser Gefahr werden wir aber nur entgehen, wenn wir mit vorurtheilsfreiem und unbefangenem Blicke die Zeichen der Zeit erkennen und den Bedürfnissen, die sie uns aufdecken, gerecht zu werden wissen. Die große Umwandlung in allen Verhältnissen, wie sie seit 20 Jahren Eisenbahnen und Telegraphen gebracht haben, haben in vielen Dingen neue Lagen geschaffen, in die manches nicht mehr passe, was auch bei uns noch bestehe. Das stille Sonderleben der Kantone habe aufgehört: Ueberall und bis in die hintersten Winkel des Hochgebirges schlinge ein reger und beschleunigter Verkehr seine weitgesponnenen Fäden von Ort zu Ort und achte dabei der Kantonsgrenzen nicht mehr und lasse ebendarum manches berechtigte Verlangen nach gemeinschaftlicher eidgenössischer Regelung verschiedener Verhältnisse auftauchen, um so mehr, da der Weg der Konkordate nicht zum Ziele führe, indem hiebei gerade die Kantone, die am meisten an veralteten Zuständen und Begriffen hangen, ferne bleiben.

Ein Alt-Radikaler der Dreißigerjahre, der vor Zeiten Heer als einen stockkonservativen Herrn bekämpft hatte, soll über solcher Rede ganz verwirrt nach Hause gekommen sein, nicht verstehend, wie auf einmal in der so hochwichtigen eidgenössischen Frage die Rollen sich vertauscht und der konservative Heer von 1847 viel radikaler geworden, als ein Führer der

Radikalen von 1837. Allerdings hatte Heer schon längst nicht bloß mit der neuen Ordnung von 1848 sich ausgesöhnt, sondern auch 1866, wie wir gesehen, den damals der Volksabstimmung unterbreiteten 9 Revisionsartikeln sich angeschlossen. Sein Aufenthalt in Berlin scheint aber auch mächtig mitgewirkt zu haben, um ihn mit dem Gedanken einer größern Zentralisation auf verschiedenen, namentlich Verkehr und Handel betreffenden Gebieten vertraut zu machen. Schon der oben mitgetheilte Brief vom Juni 1867 an seine Schwester K. möchte hiefür Beweis sein. In Berlin waren damals eine Reihe der tüchtigsten Männer, mit denen auch Heer öfters zusammentraf, im Begriffe, für den norddeutschen Bund eine passende Organisation zu schaffen und manche Schranke, die bisher zwischen den einzelnen Kleinstaaten bestanden, zu entfernen; ein norddeutsches Staatsbürgerthum, ein einheitliches Obligationen-, Handels- und Wechselrecht, gemeinschaftliche Gesetzgebung über Eisenbahnen und Schifffahrtszölle und ähnliches mehr zu begründen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Dinge damals in Berlin mit einem gewissen idealen Schwunge behandelt wurden, indem man auf einmal dem schon lange erträumten und ersehnten Ziele eines großen, achtunggebietenden, einigen Deutschland sich so viel näher gerückt sah. Dabei mochte damals sogar manches, das nachher auch noch wieder seinen Schatten mit sich führte, als lauter Licht erscheinen, während anderes so sehr allgemein als geschichtliche Nothwendigkeit, und nachdem das Ziel erreicht war, als große Wohlthat empfunden wurde und dankbar stimmte, daß in Heer um so mehr der Wunsch sich regte, das hier Gesehene für sein Vaterland sich zum Beispiel zu nehmen.

Allerdings durfte das Wesen des Bundesstaates nicht angetastet werden; aber wie es Gebiete gebe, welche die Kantone für sich zu pflegen Lust und Kraft hätten und deren Pflege ihnen ebendarum in keiner Weise geschmälert werden sollte, so gebe es ebenso Fragen, welche nur der Bund einer glücklichen und würdigen Lösung entgegenführen könnte und die eben darum ebenso unbedingt diesem sollten überlassen werden. Von dieser Ueberzeugung geleitet, unternahm es denn Heer seinerseits, wie hier durch seine Worte an die Landleute von Glarus, so noch mehr durch Besprechung mit Gesinnungsgenossen aus andern Kantonen, die 1866 vertagte Revisionsfrage wieder in Fluß zu bringen. Nachdem er mit seinen Freunden Welti, Feer-Herzog, Escher, Peyer im Hof, Cérésole und Andern die Sache hin und her besprochen, wurde auf den 7. März 1869 eine Versammlung nach Olten einberufen, welcher außer den Genannten auch Brunner, Hunkeler (Luzern) und Friedrich beiwohnten. Die Theilnehmenden erklärten sich einstimmig für die Wiederaufnahme der Revisionsbestrebungen, glaubten dagegen in ihrer Mehrheit mit der wirklichen Anhandnahme der Revisions-

frage im Schoße der Bundesversammlung noch etwas zuwarten zu sollen. Nicht nur, daß im Herbst desselben Jahres das Mandat des Nationalrathes zu Ende ging; es stand in demselben Moment in mehrern Kantonen die Revision ihrer kantonalen Verfassungen im Vordergrund der öffentlichen Besprechung und „zwei Hasen jagt man bei uns in der Regel nicht auf einmal" (Brunner). Ueberdies sollte über die zu erstrebenden Ziele noch etwas mehr Klarheit gewonnen werden. Einig war die Versammlung zwar darin, daß sie von dem Einheitsstaat, den die Herren Bernet, Klein und Genossen anstrebten, nichts wissen wollte und deshalb sehr entschieden gegen die Sammlung von 50,000 Unterschriften, wie sie von St. Gallen aus unterdessen zu Gunsten einer Totalrevision ins Werk gesetzt wurde, sich aussprach. Dagegen bestand zwischen der Ost- und West-Schweiz eine bedeutende Differenz. Heer, Escher und Feer-Herzog legten außer den 1866 erstrebten, aber noch nicht zum Siege gebrachten Revisionspunkten und einer etwas liberalern Ordnung der Niederlassungsverhältnisse das Hauptgewicht auf Vereinheitlichung der auf Handel und Verkehr bezüglichen Gesetze, während Cérésole und Friedrich erklärten, daß in der Westschweiz eine so allgemeine Abneigung dagegen vorhanden sei, daß man zur Zeit gar nicht daran denken dürfe. Man verzichtete vor der Hand darauf, ein förmliches Programm aufzustellen, beschloß dagegen, die Frage auf der Tagesordnung zu behalten und in den verschiedenen Kantonen durch abzuhaltende Versammlungen die Lösung derselben vorzubereiten, um dann während der nächsten Sitzung der Bundesversammlung (Juli 1869) die daherigen Berathungen fortzusetzen und ein bestimmtes Programm festzustellen.

Wie bekannt ist und oben (pag. 105) schon angedeutet wurde, ist dann im Schoße der Bundesversammlung selbst die Revisionsangelegenheit im Dezember 1869 (nach stattgehabter Integralerneuerung des Nationalrathes) in Fluß gebracht worden. Anschließend an den Rekurs eines Uehlinger von Basel, dessen Verheirathung die dortige Regierung verhinderte, weil seine Geliebte schon 24 Mal wegen Kuppelei abgestraft worden war, hatte Ruchonnet eine Motion gestellt, die den Bundesrath einlud, einen Gesetzesvorschlag zu hinterbringen, welcher die in verschiedenen Kantonen noch bestehenden gesetzlichen Ehehindernisse beseitigte. Wider seinen Willen gab damit der damals durchaus föderalistisch gesinnte Waadtländer Staatsrathspräsident den erwünschten Anlaß, die Bundesrevision in Angriff zu nehmen. Bundesrath Welti, dem vor allem die Schaffung einer neuen Militärorganisation am Herzen lag, zu ihrer Verwirklichung aber einer Bundesrevision durchaus bedurfte, berief sofort die Führer der revisionsfreundlich gesinnten Parteien zu einer vertraulichen Besprechung und als

Resultat dieser Berathung erfolgte dann am 20. Dezember mit 75 gegen 24 (darunter auch der Motionssteller Ruchonnet) Stimmen die Annahme des Antrages Brunner, dahin gehend: Die Motion des Herrn Ruchonnet wird in dem Sinne erheblich erklärt, daß der Bundesrath eingeladen wird, bis zur nächsten Session der Bundesversammlung Bericht und Antrag zu bringen, in welcher Weise die Bundesverfassung zu revidiren sei, um sowohl die Zwecke der Motion zu erreichen, als auch überhaupt die Bundesverfassung mit den Zeitbedürfnissen in Einklang zu bringen.

Schon unterm 5. Januar 1870 machte sich der Bundesrath an die ihm dadurch gewordene Aufgabe und legte sodann durch Botschaft vom 17. Juni desselben Jahres der Bundesversammlung seinen Reformentwurf vor, der allerdings erst noch auf dem Boden einer Partialrevision stand, indem er nur 14 Artikel der Revision unterwerfen wollte: voraus die allerdings sehr wichtigen Artikel, welche das Militärwesen, die freie Niederlassung und die Gewährung der Glaubens- und Gewissensfreiheit betreffen. Am 12. Juli setzte der Nationalrath, der die Priorität für sich beanspruchte, seine Kommission für Prüfung der bundesräthlichen Vorschläge nieder, in welche Heer wiederum durch das Zutrauen aller Pateien — und zwar als drittes Mitglied — gewählt wurde. Dieselbe hatte den Auftrag, die Sache so durchzuberathen, daß in der Dezembersitzung des Jahres die Revision von der Bundesversammlung selbst behandelt werden könnte. Der Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse durchkreuzte diesen Plan. Während die Bundesversammlung in Bern tagte, brach wie ein plötzlich sich erhebender Sturmwind der deutsch-französische Krieg aus, der natürlich aller Gedanken so sehr für sich in Anspruch nahm*, daß für andere Angelegenheiten, und

---

* Die Stimmung, in welche Heer durch den Kriegsausbruch sich versetzt sah, zeichnet ein Brief vom 16. Juli an seine Gattin: „Die Würfel sind also gefallen; die beiden größten Militärmächte des Welttheils stehen sich, bis an die Zähne bewaffnet, gegenüber und in wenigen Tagen werden wir von der blutigen Arbeit ihrer Heere Nachricht erhalten. Die Nachricht, die gestern Abend hier einging, hat einen furchtbaren, ich möchte sagen lähmenden Eindruck auf alle Mitglieder der Bundesversammlung hervorgebracht; obgleich schon seit Tagen die Gefahr des Kriegsausbruchs wie eine düstere Wetterwolke am Himmel stand, so glaubte man doch noch immer nicht recht an die Entladung und hoffte von irgend einem deus ex machina, namentlich von der Intervention der neutralen Mächte, eine Rettung. Was mich persönlich anbelangt, so gestehe ich, daß mich vielleicht die Sache noch mehr angegriffen hat, als irgend einen Andern. Ich habe mein Herz an die neue, seit 1866 begründete Ordnung der Dinge in Deutschland gehängt: das Alles ist nun in Frage gestellt und leider ist die gesammte Situation derart gestaltet, daß, wenn nicht halbe Wunder geschehen, Preußen unterliegen muß. Ich kann nicht sagen, wie sehr dieser Gedanke und was sich daran anschließt, mich gemüthlich angreift. Ich war gestern Abend und bin heute Morgen in

ob sie auch für andere Zeiten von noch so tief einschneidender Natur sein mochten, jetzt weder Zeit noch Kraft übrig blieb. Die nationalräthliche Kommission trat daher erst am 17. Oktober (statt 5. September) zu einer vorläufigen Besprechung zusammen und begnügte sich auch überdies damit, die einzelnen Abtheilungen der Revision an 4 verschiedene Subkommissionen zu weisen und dann sich sofort wieder bis in den Dezember zu vertagen, um im Dezember wieder gleichermaßen ihre Berathungen auf den 13. Februar zu verschieben. Aber auch dieser letztere Termin konnte wieder nicht inne gehalten werden, da um eben diese Zeit jene bekannte Katastrophe hereinbrach, welche die Schweiz plötzlich mit 84,000 gefangenen Franzosen bescheerte. Erst am 27. Februar 1871 konnte die Kommission ihre gemeinsame Arbeit aufnehmen, deren Resultate zunächst der ständeräthlichen Revisionskommission und sodann November 1871 bei der außerordentlichen Versammlung der Bundesversammlung der Berathung des Nationalrathes unterbreitet wurden. Dagegen war nun unter den Händen der nationalräthlichen Kommission aus der vom Bundesrath beantragten Partialrevision eine Totalrevision geworden. Indem die Kommission an das gesammte Schweizervolk die Aufforderung zur Einreichung von Vorschlägen gerichtet hatte, waren von allen Seiten, von fortschrittlich gesinnten Lesegesellschaften, wie von Handwerker- und Gewerbevereinen, von Volksversammlungen, wie

---

einer eigentlich düstern Stimmung und ginge am liebsten sofort von hier weg, wenn es sich schicken würde. Uebrigens wird unsere Sitzung ohnehin jetzt kürzer ausfallen, als es anfänglich den Anschein hatte: es ist klar, daß alle die kleinen Fragen, die uns beschäftigen, verblassen und verschwinden gegenüber den ungeheuren Geschicken, die sich jenseits unserer Grenzen erfüllen und daß daher auch niemand große Lust hat, sich einläßlich damit zu beschäftigen. — Eine Frage, die man sich nothwendig bei der gegenwärtigen Sachlage stellen muß, ist die: was wird aus unserm armen schweizerischen Vaterlande werden? Im Elsaß und im Schwarzwald ziehen sich sehr bedeutende Streitkräfte zusammen; einer der fähigsten französischen Generale, Trochu, steht in Mühlhausen, und es ist daher mit aller Sicherheit ein Zusammenstoß am Oberrhein, unweit von Basel, zu erwarten. In dieser Voraussicht wird es ganz unerläßlich sein, sofort unsere Grenze mit einer namhaften Truppenmasse zu belegen; was das, bei etwas längerer Dauer des Krieges, für Geld kosten wird, läßt sich denken: 50,000 Mann verursachen eine tägliche Ausgabe von 150,000 Fr.! Und wenn es nur bei der bloßen Geldfrage bleibt und nicht noch Schlimmeres sich daran hängt! Nun, in Gottes Namen, wir wollen der Zukunft mit Vertrauen in die Leitung der Vorsehung entgegengehen und aus ihrer Hand ohne Murren diejenigen Geschicke entgegennehmen, die sie uns vorbehält. Gott sei mit Euch und uns Allen!"

Da sich die Geschicke für seine deutschen Freunde bald so viel freundlicher gestalteten, als er es zum voraus erwartete, legte er sich ein Tagebuch an „aus großer Zeit", das dem Gang der Dinge auf dem Kriegsschauplatz folgt und allerlei Betrachtungen mit einschließt, beides in einer Weise, die auch heute, nach 14 Jahren, den Leser mächtig anzieht.

von weisen und klugen Privatpersonen, von Offiziersvereinen und von kaufmännischen und industriellen Vereinigungen eine solche Menge von Vorschlägen zur Verbesserung der vaterländischen Zustände und der reformbedürftigen Bundesverfassung insbesondere eingegangen, daß nur wenige Artikel nicht irgendwie in Frage gestellt wurden und es deshalb geboten war, die Verfassung von Anfang bis zu Ende durchzusehen und überall die verbessernde oder doch verändernde Hand anzulegen.

Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, den Gang der Revisionsarbeit zum Gegenstande meiner Erzählung zu machen; ich könnte dabei nur längst Bekanntes wiederholen*. Ich habe mich gegebenermaßen darauf zu beschränken, Heers Mitantheil an dieser Arbeit zu skizziren.

Als die genannte nationalräthliche Kommission ihre Arbeit an vier Sektionen vertheilte, wurde Heer zum Präsidenten der nationalwirthschaftlichen Abtheilung ernannt, welche die Fragen betreffend Salzregal und Forstwesen, und insbesondere die beiden wichtigen Fragen betreffend Entschädigung für das Postregal und Aufhebung des Ohmgeldes zu erörtern hatte. Auch hier zeigte Heer wieder seine stets bewährte Arbeitskraft und Schaffenslust. Während die andern drei Präsidenten beim Zusammentritt der Kommission am 27. Februar erst mündlich über die Thätigkeit ihrer Sektionen berichten können, hatte Heer alles bereits schriftlich fixirt, mit beigefügten Motiven und erklärenden Tabellen.

Es ist selbverständlich, daß bei der Berathung des Reformwerkes im Schoße der Bundesversammlung Heer seinerseits auch vor allem über die seiner Sektion überwiesenen Artikel das Wort führt; immerhin greift er auch bei den verschiedenen Fragen der übrigen Sektionen in entschiedener Weise in die Diskussion ein. Dabei tritt mehrfach derselbe, der so entschieden für Anhandnahme der Revision sich bethätigt hatte, bei der Durchführung derselben als Bremser auf; nicht immer, weil er den weitergehenden Revisionsvorschlägen jede prinzipielle Berechtigung abgesprochen hätte, vielleicht noch mehr aus dem Gefühle, daß wer zu viel wolle, zu wenig erhalte, und falls der Revisionswagen zu sehr überladen werde, er leicht umstürzen könnte. So wäre er damals vielleicht an und für sich nicht so ganz abgeneigt gewesen, auch in Armensachen das Bürgerprinzip mit dem Territorialgrundsatze zu vertauschen; dennoch warnte er sehr ernstlich, dieses nicht zu thun und nicht mit einem Federstriche Grundsätze zu beseitigen, welche bis auf die neuere Zeit und seit Jahrhunderten die Regel in den

---

* Während sonst Heer in seinen Briefen nach Hause es keineswegs verschmäht, über die Behandlung politischer Gegenstände einläßlichen Bericht zu erstatten, ist er über die Verhandlungen in Sachen der Bundesrevision äußerst wortkarg.

Kantonen gebildet. Wenn die bisherige Praxis mit der Heimschiebung verarmter Angehöriger mancherlei Härten mit sich geführt habe, so möge nicht vergessen werden, daß bei diesem, wie jenem System einzelne Härten zu Tage treten werden, so lange es Menschen gebe. Jene Härten des bisherigen Systems lassen sich auch dadurch bedeutend vermindern, wenn die Bestimmung beigefügt werde, daß die Heimschickung nur dann stattfinden dürfe, wenn von Seiten der Heimatgemeinde eine angemessene Unterstützung verweigert werde.

In den konfessionellen Artikeln ermahnte er, nicht weiter zu gehen als die thatsächlichen Verhältnisse es erfordern, den Bürger in allen seinen Rechten zu schützen, aber der Kirche es auch zu überlassen, ihre Dinge selbstständig zu ordnen. Wenn z. B. Jolissaint dafür hielt, daß, so lange in der katholischen Kirche das Cölibat existire, von einer wahren Gleichheit aller Bürger nicht die Rede sein könne, so erinnerte Heer daran, daß es ja jeder damit halten könne, wie er wolle, da niemand gezwungen sei, Priester zu werden oder aber Priester zu bleiben. Wenn ein Priester mit seiner Kirche breche, und daraufhin in die Ehe trete, so sei er dazu vollständig berechtigt und werde seine Ehe vom Staate jederzeit anerkannt werden; nur habe der Priester über alles weitere sich mit seiner Konfession abzufinden; denn das dürfe man nicht in Abrede stellen, daß so lange einer zur Konfession halte und auf Vortheile oder auf eine gewisse Stellung Anspruch machen wolle, er auch die daran geknüpften Satzungen halten müsse oder dann auf Vortheile und Stellung zu verzichten habe, sofern das neuangebahnte Verhältniß mit den Bestimmungen der Konfession nicht mehr zusammengehe. In solchen Fällen müsse der Grundsatz die Regel bilden, daß das Individuum dann ein Anrecht auf Schutz erhalte, wenn es nach erfolgtem Bruch mit seiner bisherigen Konfession von dieser verfolgt werden sollte. So lange aber dieses nicht geschehe, so könne auch der Staat sich nicht bemüßigt sehen, in die Oekonomie der Konfession maßgebend einzugreifen.

Noch entschiedener setzte er sich zur Wehr, wenn die Herren Anderwert, Jolissaint und Genossen verlangten, daß durch die Bundesverfassung der Ausschluß geistlicher Orden vom Unterricht verfügt und zugleich festgesetzt werde, daß der Bund über das Minimum der Anforderungen an die Primarschulen gesetzliche Bestimmungen erlasse. Wenn in einzelnen Berggemeinden der Unterricht noch hie und da durch Geistliche ertheilt werde, so vermöge man darin kein Unglück zu erkennen, indem selbst eine etwas mangelhafte Schule der Unterrichtslosigkeit immerhin noch vorzuziehen sein möchte; und wenn Ursulinerinnen und theodosianische Lehrschwestern allerdings in der Regel in strengkatholisch-kirchlichem Sinne wirken mögen, so

würde der Schule durch ihre Fernhaltung ohne Zweifel kein sonderlicher Vortheil erwachsen, da auch mit einem Lehrerwechsel das System nicht geändert würde, während zudem die Lehrschwestern das Zeugniß sich erworben, daß ihrer Wirksamkeit, vom pädagogischen Standpunkt aus betrachtet, eine gewisse Anerkennung nicht versagt werden dürfe. Es genüge ebendarum, in Beziehung auf den Unterricht von geistlichen Orden bei der bisherigen Satzung zu verbleiben, daß die Jesuiten und deren Affilirte vom Gebiete der Eidgenossenschaft ferngehalten werden. Die Bestimmung aber, daß der Bund das Minimum der Anforderungen an die Primarschule feststellen könne, scheine sehr bescheiden zu lauten, könnte aber auch zum Nagel werden, an dem am Ende alles wünschbar scheinende aufgehängt werden könnte. Ueberdies müßte, wenn die Forderung einen Sinn haben sollte, der Bund Schulbesuche anordnen und Inspektoren bestellen, und diese werden es nicht an Anträgen fehlen lassen. Wenn nun auf dem Lande noch hie und da Mängel zu Tage treten, so seien diese weniger dem guten oder bösen Willen der Gemeinden zuzuschreiben, vielmehr fallen sie auf Rechnung unzureichender Mittel, um die Schule in den gewünschten Zustand zu erheben, und um hier zu helfen, würde schließlich dem Bunde nichts anderes übrig bleiben, als werkthätig einzugreifen und der vorhandenen Unzulänglichkeit aus Bundesmitteln an die Hand zu gehen. Mit den in Aussicht gestellten pädagogischen Minimalforderungen werde man den Bund leicht auf eine schiefe Ebene verlocken und in doppelter Hinsicht sei es daher wichtig, den ersten Schritt, der dahin führe, ernstlich zu bedenken. Dieser Schritt habe zunächst eine große, sachliche Wichtigkeit, denn es unterliege berechtigtem Zweifel, ob der Bund in der Lage sein werde, die gerühmten Mängel zu heben und die Schule so, wie man glaube, vorwärts zu bringen. Ohne Ueberhebung dürfe man sagen, daß die Schule in der Schweiz dem ganzen Volke am Herzen liege und daß sie wie ein Juwel gepflegt werde. Nun stehe zu besorgen, daß die Bevormundung durch den Bund eher schädlich sich erweisen und auf die bisherige Freudigkeit des Schaffens im Gebiete des Volksunterrichtes nachtheilig wirken werde. Die Frage habe aber auch ihre politische Seite. Schlagen wir nämlich die zentralisirende Hand des Bundes auch über das Schulwesen, so bleibe nach allem, was bereits zentralisirt sei, den Kantonen nichts und für einen verständigen Menschen geradezu kein Gebiet freudigen Schaffens und Wirkens mehr übrig. Zudem lasse sich die Zentralisation im Schulwesen am allerschwersten durchführen. Denn wenn es am guten Willen fehle, so werden alle schönen Dekrete, die der Bund erlasse, nichts fruchten können, und dieser gute Wille sei nur so lange da, als auch in kleinen Kreisen man etwas zur Sache sagen dürfe, während alles Reglementiren aus dem Zentrum und alle noch

so schönen Schulgesetze diesen guten Willen niemals auch nur annähernd zu ersetzen im Stande wären." (Protokoll der Revision der Bundesverfassung von 1872.)

Wußte in diesen Fragen Heer sich in Uebereinstimmung mit seinen dem Zentrum angehörigen Freunden, so trennte er sich dagegen von dem Gros derselben in der Frage der Volksrechte, indem er mit Scherer, Stämpfli, Klein ꝛc. für das obligatorische Referendum stimmte, das mit 79 gegen 26 Stimmen abgelehnt wurde. Dagegen ging er bei der Frage, ob die neue Verfassung in globo oder gruppenweise der Abstimmung des Volkes vorgelegt werden sollte, wieder ganz mit dem Zentrum einig.

Unterm 30. November 1871 hatte er nach Hause geschrieben: „Bis jetzt ist so zu sagen alles nach den Vorschlägen der Kommission gegangen und insofern können wir Mitglieder der Kommission mit dem Gange der Dinge wohl zufrieden sein. Aber daneben ist mir doch bei der ganzen Sache nicht ganz wohl. Die Revision greift in eine große Reihe von Verhältnissen tief ein, und es ist sehr zweifelhaft, ob schließlich bei der Abstimmung des Volkes nicht alles oder das meiste wird verworfen werden. Sollte das der Fall sein — und die Besorgniß steigt in vielen und auch bei mir von Tag zu Tag — so wäre es wirklich Sünde und Schade für die schöne und lange Zeit, die wir in den Kommissionen und im Plenum auf die ganze Geschichte verwendet haben. Hinwiederum drückt jenes Gefühl auf jeden unter uns und läßt eine rechte Freude an der Arbeit nicht aufkommen." Bei dieser Voraussicht wünschte er um so mehr, daß nicht durch eine Globoabstimmung die ganze Revisionsarbeit bachab geschickt, sondern durch eine Theilung derselben nach Gruppen wenigstens einige der dringendsten Revisionspunkte gerettet werden möchten. Es ist bekannt, daß aus gegentheiligen Gründen die Herren der Waadt, wie die ultramontane Partei für Globoabstimmung votirten *, worauf das Ganze mit 78 gegen 36 Stimmen angenommen wurde.

Am 12. Mai 1872 fand, wie männiglich in Erinnerung sein dürfte, die Volksabstimmung über den von der Bundesversammlung bereinigten Verfassungsentwurf statt; acht Tage zuvor sollte die Landsgemeinde von Glarus ihr Standesvotum darüber abgeben. Nachdem er schon im Landrathe und ebenso an einer vorausgehenden Volksversammlung mit größter Entschiedenheit die Annahme der neuen Verfassung befürwortet hatte, legte

---

* Von 36 Antirevisionisten hatten nur 4 für gruppenweise Abstimmung sich ausgesprochen und war in Folge dessen mit 75 gegen 28 Stimmen Globoabstimmung erkannt worden.

Heer am 5. Mai das ganze Gewicht seiner Popularität für das Reformwerk in die Wagschaale.

„Die neue Bundesverfassung von 1848 war die Erfüllung lang gehegter Wünsche der besten Patrioten; aber in weitern Kreisen wurde sie, auch außerhalb der Sonderbundskantone, mit Mißtrauen und unverhehlten Besorgnissen aufgenommen. Damals wie heute wucherten die Schlagwörter empor; damals wie heute redete man von dem Einheitsstaate, der nun unvermeidlich geworden sei; jammerte man über die unvermeidliche Vernichtung der Kantone; damals wie heute wurde das Gespenst der Religionsgefahr heraufbeschworen. Wer weiß, welches das Schicksal des Entwurfes bei der Abstimmung gewesen wäre, wenn nicht noch die Leidenschaften des überstandenen Bürgerkrieges nachgezittert, wenn nicht der Sturm, der damals Europa in seinen Grundfesten erschütterte und die bittere Noth, inmitten dieser Stürme unter Dach zu kommen, geholfen hätten, die Bedenken bei Seite zu schieben? Dank dieser besondern Verumständungen ist der Entwurf angenommen worden und ins Leben getreten. Aber von den Befürchtungen, die zaghafte Gemüther an ihn geknüpft hatten, ist seither keine in Erfüllung gegangen. Freudig, wie niemals vorher ist in diesen 24 Jahren die Eidgenossenschaft, unter der Leitung einer kräftigen Zentralgewalt, herangeblüht, und in den Kantonen ist deshalb wahrlich kein Stillstand, keine Verarmung oder Verödung des öffentlichen Lebens eingetreten; im Gegentheil, die kräftigen Impulse einer lebensfähigen, tüchtig voranschreitenden eidgenössischen Staatsleitung haben auch die Kantone in ihrem innern Kleinleben mitgerissen zu fruchtbarerer, erleuchteterer Thätigkeit, als frühere Jahrzehnde sie jemals gesehen. Ja, wir erleben gerade in unseren Tagen das seltsame Schauspiel, daß diejenigen, die einst den neuen Bund am heftigsten geschmäht und am glühendsten gehaßt, sich zu seinen Kämpen aufwerfen und in ihm ein so vollendetes Meisterwerk der Staatsweisheit sehen, daß es ein Verbrechen wäre, irgenwie daran zu rütteln.

„Dieser Meinung nun sind freilich Diejenigen nicht, die dem Geiste getreu geblieben, aus welchem die Bewegung von 1848 hervorgegangen ist. Sie glauben, daß das Leben eines gesunden Volkes niemals stille steht, sondern sich in einer ununterbrochenen Kette von Entwicklungen vorwärts bewegt; sie glauben, daß jede Zeit berufen sei, ihre verfassungsmäßige Einrichtung auszugleichen mit den wechselnden Begriffen und Bedürfnissen, und daß die Verfassung von 1848, so vortrefflich sie von Hause aus gewesen, doch den Begriffen und den Bedürfnissen des heutigen Tages in manchen Beziehungen nicht mehr entspreche.

„Ob wir nun in der Schweiz wirklich schon so weit sind — es würde einen hohen Grad politischer Reife bekunden — ob wir so weit sind, daß

inmitten ruhiger Zeiten, inmitten wesentlich gedeihlicher Zustände, ein solches Reformwerk, wie das vorliegende, Eingang finde; daß in Abgang der treibenden Leidenschaften die patriotische Einsicht über Vorurtheil und partikuläre Interessen den reinen Sieg der Wahrheit zu erfechten vermag, das wird der 12. Mai 1872 zu erweisen haben. Was am heutigen Tage das Glarnervolk thun soll, darüber kein Wort; meine Ansicht kennet Ihr; das Für und Wider zu erörtern, fällt der Diskussion anheim. Vom ganz persönlichen Standpunkte aus sei mir eine kurze Bemerkung gestattet. Es gefällt mir an dem Entwurfe manches Einzelne nicht und ich möchte Manches anders oder wegwünschen; aber zu der Entscheidung gedrängt, entweder Alles anzunehmen oder Alles zu verwerfen, habe ich als Vertreter eines dem Freisinn und Fortschritt zugethanen Kantons keinen Augenblick gezögert, mit Ja zu stimmen. Warum habe ich das gethan? Weil ich die volle Ueberzeugung hatte und habe, daß das Ganze, als Ganzes genommen, ein gutes Werk sei, das, ohne die bewährten Grundlagen unsers politischen Daseins anzutasten; ohne das selbstständige Leben der Kantone über Gebühr zu beschränken; ohne berechtigten Interessen unnöthig nahe zu treten, unsere schweizerische Eidgenossenschaft wieder einen tüchtigen Schritt vorwärts bringen wird: vorwärts auf der Bahn der Befreiung des Verkehrs von Personen und Sachen; vorwärts auf der Bahn humaner Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen; vorwärts auf der Bahn tüchtiger Ausbildung unserer nationalen Wehrkraft; vorwärts auf der Bahn gleichmäßiger Rechts-Entwicklung für die ganze Nation; weil ich überhin des Glaubens lebe, daß die Schweiz ihren Beruf als Republik inmitten des monarchischen Europas nur erfüllen kann, wenn sie muthig und entschlossen treu bleibt ihrer Devise: Vorwärts!

„Das ist meine einfache, schlichte Ueberzeugung, die ich Niemandem aufdrängen will, die ich aber hier aussprechen wollte, um meine Stellung im Rathe der Eidgenossenschaft vor meinen Wählern zu begründen. Du aber, liebes Glarnervolk, gib nun auch du heute deine Stimme ab nach bester und freier Ueberzeugung. Prüfe ruhig, leidenschaftlos, ohne vorgefaßtes Urtheil, und dann entscheide, wie du glaubst, es vor dir selbst, vor deiner Geschichte, vor Gott und dem Vaterlande verantworten zu können. Halte es dir aber vor Augen, daß du heute nicht bloß deine eigenen Angelegenheiten besorgst, daß du heute ein Bruchtheil bist eines großen Ganzen, daß du mitwirkst an der Zukunft der gesammten Eidgenossenschaft."

Es konnte wohl nicht verfehlen, daß diese an das Herz des Volkes sich wendende Ansprache einen mächtigen Eindruck machte und eben dadurch manche der bisher sich ablehnend verhaltenden Landleute ins revisionistische

Lager hinüberführte*). Während noch in den letzten Tagen vor der Landsgemeinde die Ansicht ausgesprochen wurde, daß sich zwei große „Mehre" gegenüberstehen werden, erfolgte am 5. Mai die Annahme zum mindesten mit einer Mehrheit von $^5/_6$ gegen $^1/_6$ und auch am folgenden 12. Mai votirten 4697 Ja (gegen 1623 Nein) für Annahme. Dagegen hat bekanntlich das Schweizervolk in seiner Gesammtheit die Bundesrevision von 1872 (durch 261,072 Nein gegen 255,609 Ja, sowie durch 13 Stände) abgelehnt und damit die Voraussicht Heers bestätigt.

Aber schon in der Dezembersitzung desselben Jahres wurde die Revisionsfrage wieder aufgenommen. Heer seinerseits verwunderte sich zunächst, als er durch Freunde erfuhr, daß Herr Welti und seine bundesräthlichen Kollegen bereit seien, sich das Mandat für Entwerfung eines neuen Revisionsentwurfes geben zu lassen; selbstverständlich war er aber mit Freuden bereit, der Motion seines Freundes Feer-Herzog beizustimmen, durch welche unterm 20. Dezember der Bundesrath eingeladen wurde, „Bericht und Anträge vorzulegen zur Wiederaufnahme der Revision der Bundesverfassung."

Durch Botschaft vom 4. Juli 1873 übermachte der Bundesrath seine neue Vorlage dem Nationalrathe und bestellte derselbe sub 17. Juli seine zweite Revisionskommission und es fand auch hier Heer sofort wieder seinen Platz. Mit den meisten Stimmen gingen aus der Abstimmung hervor die drei Antirevisionisten A. F. Zürcher, L. Ruchonnet und Ch. A. Segesser; ihnen folgte als vierter im Bunde Dr. Heer von Glarus.

War der Revisionswagen das erste Mal überladen worden, so handelte es sich dieses Mal darum, ihn derart zu entlasten, daß er das Thor der Referendumsabstimmung zu passiren vermöchte. Heers Stellung war im Wesentlichen dieselbe, wie bei der ersten Revisionsarbeit, nur, daß er bei diesem zweiten Gange nun ein paar Mal auch dafür sich zur Wehr setzen mußte, daß nicht zu viel abgeladen würde; so gegenüber Weck und Arnold, die in § 48 die Bestimmung zu streichen wünschten, daß bis zum erfüllten 16. Altersjahre über die religiöse Erziehung der Inhaber der väterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt entscheide; ebenso gegenüber Carteret, der dem Bunde die Berechtigung, auch zu Gunsten

*) Da Verfasser selbst zu jenen alt-demokratischen Föderalisten gehört, denen die vermehrte Zentralisation der neuen Bundesverfassung wider den Strich läuft, weiß er aus eigener Erfahrung aufs beste, wie schwer es hielt, dieser begeisterten, überzeugungsvollen Ansprache gegenüber bei seinem Nein zu verharren und seine Hand wider die so warm empfohlene Annahme zu erheben. Dagegen weiß ich auch aus Erfahrung, mit welcher Liebenswürdigkeit Heer seine Gegner zu behandeln und auf ihre Gegengründe einzugehen wußte.

der erwachsenen Fabrikarbeiter ein Gesetz zu erlassen, versagen wollte; am einläßlichsten aber gegenüber dem Vorschlage desselben Carteret, das auch im neuen Revisionsentwurf vorgesehene Referendum fallen zu lassen. Hatte dabei Carteret das Referendum als einen bloßen Modeartikel des Fortschrittes verdammt, so suchte Heer dasselbe als eine unerläßliche Forderung der gegenwärtigen Bewegung darzuthun: „In der gegenwärtigen Bewegung habe man nur eine Fortsetzung derjenigen von 1830 zu erkennen, welche sich in dem Satze gipfle, daß das Volk König sein müsse. In der Regenerationsperiode habe man geglaubt, die Verwirklichung der Staatsidee in dem Repräsentativsystem gefunden zu haben. Aber der in jenem System liegende Gedanke habe sich zu derjenigen Demokratie fortentwickelt, welche in einer Reihe von Kantonen Eingang gefunden und Wurzel geschlagen habe. Wie die frühern Bestrebungen in der Bundesverfassung von 1848 ihren Ausdruck gefunden, so werde es der jetzigen Verfassung ähnlich gehen, d. h. eine Bundesverfassung, welche den demokratischen Bestrebungen nicht Rechnung trage, werde sich unmöglich halten können. Wir müssen daher auch das neue Institut des Referendums in die Verfassung aufnehmen, aber so, daß es zu einem möglichst nützlichen, beziehungsweise möglichst unschädlichen Instrumente gestaltet werden könne. Aus dem letztern Grunde, damit das Referendum wohl ein allzurasches Tempo in der Gesetzgebung, nicht aber die freie Ausgestaltung der in der Bundesverfassung niedergelegten Grundgedanken hindere, verwarf er dann allerdings — obschon Vertreter eines kleinen Kantons — den Vorschlag des Herrn Dubs, auch für Gesetzesabstimmungen, ebenso wie für Verfassungsabstimmungen das Doppelreferendum des Volks und der Kantone einzuführen*). Mit 73 gegen 44 Stimmen wurde dann auch das Doppel-

---

*) „Wo es sich um die Verfassung handle, arbeiten die zentrale und kantonale Sphäre zusammen. Sei dagegen diese Frage abgethan, so arbeiten fortan nur die Organe des zentralen Gebietes. Der Gegensatz sei also nicht Bund und Kantone, sondern der repräsentative und der demokratische Faktor oder das Volk. Die kleinen Kantone besitzen bereits im Ständerath ein Privilegium. Würde das Doppelreferendum eingeführt, so würde dieses Privilegium geradezu verdoppelt. Man übersehe die negative Natur des Referendums, indem das Volk nur verwerfen könne, was die Räthe ihm vorlegen. Hinwiederum vermöge es das Gegentheil nicht zu beschließen, es komme ihm somit gegenüber den Räthen eine positive Befugniß nicht zu. Im Referendum habe das Volk lediglich das Mittel zur Abwehr gegen dasjenige, was der repräsentative Faktor ihm auflegen wolle, sofern es dafür halte, daß das Auferlegte ihm nicht zusagen könne. Nach Feststellung der beiden Faktoren in der Verfassung könne über die Summe dessen, was als Volksrecht zusammengefaßt werde, das Volk zu entscheiden allein berufen sein, nicht aber gleichzeitig auch die Kantone, welche nur im repräsentativen Faktor ihre Stellung zugewiesen erhalten haben." — Protokoll der Revision von 1873/74.

referendum verworfen, dagegen mit 72 gegen 46 Stimmen das Referendum selbst angenommen. Mit Carteret stimmten für Verwerfung des Referendums seltsamerweise auch der Mehrtheil der Ultramontanen (z. B. Segesser, Arnold, Chaney, Jacquet ꝛc.), die nun seither augenscheinlich über den Werth desselben anders urtheilen lernten, als dieses am 10. Dezember 1873 der Fall war.

In der Frage, ob die Abstimmung nach Gruppen oder in globo zu erfolgen habe, stand Heer auch diesmal wieder für die gruppenweise Abstimmung ein, unbekümmert darum, daß sich in dieser Hinsicht die umgebende Landschaft (o. p. 129) bedeutend verändert hatte, indem er diesmal mit seinem Votum für Gruppenabstimmung ganz entschieden unter die Antirevisionisten zu stehen kam*).

Der Abgabe des Standesvotums in seinem Heimatkanton Glarus hatte Heer diesmal nicht ohne einige Besorgniß entgegengesehen, da namentlich der Forstartikel nicht geringen Widerstand voraussehen ließ. „Mich nimmt Wunder", schreibt er einem seiner Freunde, „wie es mit der Revisionsabstimmung gehen wird; in den untern Schichten scheint eine Anti-Strömung sich immer mehr zu entwickeln, und diejenigen, die „in der Meinung" dafür sind, sind kühl bis ins Herz hinein." Was er befürchtete, traf indessen nicht ein; am 12. April 1874 erklärte die Landsgemeinde von Glarus auch zu dieser neuen Revision ihre Zustimmung, ebenso wie am 19. April die Volksabstimmung 5169 Ja gegen 1643 Nein aufwies. Indem das Schweizervolk in seiner Mehrheit diesmal dem Reformwerke ebenfalls seine Zustimmung ertheilte, schloß damit eine Periode des Kampfes, die auch für Heer mancherlei Aufregung mit sich gebracht hatte, und galt es nun, die in der Verfassung niedergelegten Grundsätze durch die entsprechenden Gesetze ins Leben einzuführen. Daß auch hier Heer wieder sein redlich Theil Arbeit mitbekam, war wohl fast selbstverständlich. Dabei war es ihm am Herzen gelegen, den durch die 1874er Verfassung geschlossenen Kompromiß ehrlich und redlich zu halten und durch gerechte und gleichmäßige Anwendung ihrer Bestimmungen womöglich auch ihre bisherigen Gegner zu versöhnen, hoffend und wünschend, daß auch die 1874er Verfassung eben sobald und so glücklich in das Volksbewußtsein sich einleben möchte, wie dieses mit der 1848er Verfassung geschehen. Er machte eben darum auch, je nachdem, nach rechts und nach links Front, gegen diejenigen, welche

---

**) Von den 20 Antirevisionisten, die auch am 31. Januar 1874 wieder für Verwerfung des Ganzen stimmten, hatten nur noch 5 wieder für Globo-Abstimmung votirt, hoffend, damit nochmals das Ganze zu Falle zu bringen; die übrigen Antirevisionisten stimmten diesmal für Gruppenabstimmung.

die neuen Bestimmungen am liebsten ignorirt oder doch ihre Tragweite über Gebühr eingeschränkt hätten, wie gegen diejenigen, welche die dem Bunde eingeräumten Machtbefugnisse übers Maß hinaus ausdehnen und Dinge hineinlegen wollten, die nicht in der ursprünglichen Tendenz der Verfassung gelegen waren. Eben darum war er gar nicht mißvergnügt, als die Volksabstimmung vom Mai 1875 zwar das Zivilstandsgesetz annahm, das projektirte Stimmrechtsgesetz dagegen verwarf. So schreibt er darüber seiner Schwester S.: „Für die Freunde des eidgenössischen Referendums — und ich gehöre zu ihnen — ist es erwünscht, daß die erste Probe mit demselben gezeigt hat: primo, daß es kein absoluter Hemmschuh für den Fortschritt ist; secundo, daß man doch dem Souverain nicht nur beliebig vorsetzen kann, was man will, sondern daß er seinen eigenen Kopf hat und nicht gemeint ist, den Heißspornen durch Dick und Dünn zu folgen. Mein altes demokratisches Herz hat sich alles dessen mit großem Behagen gefreut."

Indem er eine gerechte, gegen die verschiedenen Parteien gleichmäßige Handhabung der Bundesverfassung will, muß er es allerdings auch mit in den Kauf nehmen, daß er bald von rechts, bald von links Vorwürfe entgegenzunehmen hat. So geschah ihm z. B. bei den die Glaubensfreiheit beschlagenden Rekursen des Jahres 1875. Wie er durch seine Stellung im Falle Dupré die Radikalen ärgerte, ebenso im Rekurs des Berner-Jura die Ultramontanen. Im Kampfe gegen Bischof Lachat und die ihm ergebene Partei hatte die Bernerregierung im Jura Zustände geschaffen, welche offenbar mit den Bestimmungen der neuen Bundesverfassung sich im Widerspruche befanden, und so unangenehm es ihm fallen mußte, *gegen* die Regierung von Bern und *für* die ausgewiesenen katholischen Priester Stellung zu nehmen, sah sich dennoch der Bundesrath genöthigt', auch für den Jura die Herbeiführung verfassungsmäßiger Zustände zu fordern, und wenn gegen die daherigen Beschlüsse des Bundesrathes die bernerische Regierung Rekurs ergriff, konnte auch die Bundesversammlung unmöglich das bernerische Ausweisungsdekret gegen die jurassischen Priester und die fortdauernde Unterdrückung der Glaubensfreiheit gutheißen. Dagegen suchte und fand Heer einen Weg, welcher, ohne die Bestimmungen der Verfassung preiszugeben, der Bernerregierung den Rückzug erleichterte und darum den unbedingten Beifall nicht bloß des Zentrums, ebenso auch der Linken erntete, in demselben Maße aber auch die Ultramontanen ärgerte. Er schreibt darüber unterm 30. Juni 1875 nach Hause: „Gestern und vorgestern hatten wir hier unsere große Berner Rekurs-Schlacht, welche damit endigte, daß unsere Kommissional-Vorschläge, ohne irgend welche Abänderung, mit der enormen Mehrheit von 96 gegen 20 Stimmen adoptirt wurden. Es ist

oas sehr brillant und sieht sehr triumphähnlich aus; dennoch war ich während der ganzen Zeit, wo die Kommission zu arbeiten hatte, ebenso während der Debatte im Rathe und — sonderbar genug — auch nach der Abstimmung in sehr gedrückter Gemüthsverfassung. Wir haben allerdings durch unsere Vorschläge ein ganz bedeutendes Ergebniß erzielt: nämlich eine Lösung der heillos verfahrenen und verworrenen Situation, wie wir dieselbe bei der Ankunft in Bern vorgefunden hatten; wir haben den Bundesrath, der mancherlei Fehler begangen hatte, herausgehauen und aus der Klemme gezogen; und — was keine kleine Sache ist — ohne deshalb der Regierung des Kantons Bern empfindlich, oder mehr als absolut nöthig, wehe zu thun; wir haben weiterhin den Ultramontanen die Freude über einen ernsten Konflikt innerhalb der liberalen Partei gründlich verdorben; das alles ist wahrlich nicht gering zu achten, und dennoch ist es mir bei der ganzen Sache nicht recht wohl. Wir haben allerdings den bösen Handel geschlichtet, wenigstens für den Augenblick geschlichtet; aber — dieses Resultat ist nur erreicht worden durch Aufstellung von Sätzen ziemlich zweifelhaften Werthes, nämlich insbesondere des Satzes von der Nothlage, die zu außerordentlichen Maßregeln berechtige. Ich glaube, diese Theorie ist an sich ganz richtig, und es kann, wie ich glaube, eigentlich nicht viel Triftiges dagegen eingewendet werden; aber bedenklich war es mir doch, dieselbe auch formell in einem Bundesbeschluß niederzulegen und hiedurch vielleicht manchem künftigen Mißbrauch eine willkommene Waffe in die Hand zu geben. Da nun ich als Berichterstatter gewissermaßen der Vater oder doch der Gevatter des Beschlusses sein muß, obgleich ich aus jenen Bedenken von Anfang an kein Hehl machte, so ist es klar und natürlich, daß die volle Schale des Zorns aller Derjenigen, die dem Beschlusse Vorwürfe machen, über meinem unglücklichen Haupte sich ausgieße. Die Ultramontanen insbesondere sind wüthend über Escher und mich, welche sie hatten in die Kommission wählen helfen und von denen sie erwartet hatten, daß sie sich schroff gegen Bern stellen würden. Sie sagen laut und leise: von nun an wissen sie, daß sie von der „Mittelpartei" nichts Gutes zu erwarten haben, und sie werden daher auch von nun an lieber für die äußersten Radikalen stimmen, als für uns. Nun, darein wird man sich schon fügen können, und der Zorn wird auch wohl nach und nach wieder verfliegen."

Ueber den Fall Dupré dagegen meldet er unterm 14. September 1875 nach Hause: „Von meinem sonstigen Thun weiß ich nichts zu melden, außer daß ich mir durch meine Stimmgebung im Falle Dupré die ganze radikale Fraktion auf den Hals geladen habe; auch die „Neue Glarner Zeitung" erwähnt bedauernd, daß „sogar" Landammann Heer so gesprochen habe.

Es sollte mich gar nicht wundern, wenn meine Glarner am 31. Oktober ihren „fortwährend mit den Jesuiten liebäugelnden" bisherigen Vertreter aus dem Nationalrathe herausschmeißen würden. Es wäre vielleicht der beste Dienst, den sie mir selbst leisten könnten." Daß die Glarner ihn aus dem Nationalrathe herausschmeißen würden, davon war allerdings im Ernste keine Rede*; sollte er dagegen nichts desto weniger im Herbste desselben Jahres aus dem Nationalrathe, in dem er seit 18 Jahren eine so ehrenvolle Stellung eingenommen, austreten. Es geschah, um aus der Bundesversammlung in den Bundesrath überzutreten. Ohne Zweifel hat auch hiefür der Wunsch mitgewirkt, das Seinige mit beizutragen, um für alle Parteien gleiches Maß und Gewicht zu halten und dadurch den Frieden und das Gedeihen des schweizerischen Vaterlandes zu fördern.

---

* Bei den Nationalrathswahlen vom 31. Oktober 1875 haben von 4374 Stimmenden wieder 4199 für Heer ihre Stimme abgegeben.

14. Aus dem kantonalen Leben.

Nachdem in den letzten Kapiteln ein Stück eidgenössischer Zeitgeschichte an uns vorübergezogen, müssen wir, ehe wir Heer aus seiner engern Heimat scheiden und nach Bern hinüberziehen sehen, noch wieder in die engern Marken unsers Kantons zurückkehren. In den ersten 1860er Jahren standen, wie selbstverständlich, jene Fragen, welche als Folgen der Brandnacht sich kennzeichnen, für die Landsgemeinde selbst, wie für die vorberathenden und ausführenden Behörden im Vordergrunde. Dagegen sehen wir an der Landsgemeinde von 1864 zwei Fragen auftreten, die von da ab noch öfters Landsgemeinde und Landrath behelligen: Es sind das die Fragen einer kantonalen Verfassungsrevision und eines Fabrikgesetzes. Schon im Amtsberichte von 1860 hatte Heer die Frage einer kantonalen Verfassungsrevision in Anregung gebracht. „Die neue Verfassung", heißt es in diesem Berichte, „wie sie 1837 zuerst angenommen und 1842 revidirt worden ist, hat zwar aus den frühern Zuständen die Institution des Rathes herübergenommen, als einer weitern Behörde, welche sich aus den obersten Landesbeamten (jetzt der Standeskommission) und den ersten Vorstehern der Gemeinden zusammensetzt. Aber während unter der alten Verfassung in diesem Rathe sich die gesammte Verwaltung thatsächlich konzentrirt fand, und die kleinen Kollegien und Kommissionen nur eine vorberathende Stellung einnahmen, ist unter der neuen Verfassung nach und nach eine Dezentralisation der Verwaltung eingetreten, welche es zum mindesten sehr schwer macht zu entscheiden, wo eigentlich die Regierung zu suchen sei. Durch das Gesetz betreffend die Organisation der Kommissionen, sowie durch einzelne Administrativgesetze sind die Attribute und Kompetenzen dieser Kollegien ziemlich genau geregelt. Es ist aber bemerkenswerth, wie sehr selbstständig dieselben gestellt sind und wie sehr man, um das weitläufige Kollegium des Rathes zu erleichtern, die Befugnisse der Kommissionen zu erweitern geneigt war. So ist es gekommen, daß jede Kommission in der That auf dem ihr zugewiesenen Gebiete so ziemlich selbstherrlich waltet, und daß der Rath in der Regel nur da angerufen

wird, wo es sich um Geldverlegenheiten handelt oder wo man es vorzieht, eine unliebsame Verantwortlichkeit auf breitere Schultern abzuladen."

Der Rath erklärte sich auch mit diesen Gedanken seines Referenten einverstanden, und wäre nicht die unglückliche Brandnacht dazwischen gekommen, wäre wahrscheinlich von Seiten der Behörden für die Landsgemeinde des Jahres 1862 die Revision der Verfassung in Vorschlag gebracht worden. Unter den gegebenen Umständen dagegen wurde die Revisionsfrage, als eine weniger dringliche Sache verschoben; und auch als 1863 der Antrag für Verfassungsrevision ans Memorial gestellt wurde, erklärte sich Heer aus Opportunitätsgründen für deren Verschiebung. Die Landsgemeinde ihrerseits lehnte ebenfalls eine derzeitige Anhandnahme der Revision ab. Immerhin stand dieser Mehrheit eine so starke, revisionistische Minderheit gegenüber, daß schon im folgenden Jahr derselbe Antrag auf Revision der Verfassung wieder an das Memorial gestellt wurde; dabei wurden diesmal die Forderungen bestimmter formulirt, als dies im Vorjahr geschehen war. Einmal sollte der Rath aufgehoben werden und sollten seine Kompetenzen, theils an die Standeskommission (cf. o. p. 72), theils an den Landrath übergehen; überdies sollte das Gerichtswesen vereinfacht und die Abgrenzung der Wahlgemeinden einer Revision unterzogen werden. Indem die Frage einer 13gliedrigen Kommission zur Prüfung übertragen wurde, gelangte dieselbe dazu, mit 8 gegen 3 Stimmen, dem Landrath zu Handen der Landsgemeinde den Antrag auf Totalrevision zu hinterbringen. Heer übernahm es, durch ein schriftliches Gutachten den Antrag der Mehrheit zu begründen. Auch hier wies er darauf hin, wie seit 1837 dem Rathe eine durchaus veränderte Stellung zukomme. In ihren wichtigsten Zweigen sei die Administration durchaus auf die große Zahl der Rathskommissionen übergegangen und werde hier von getrennten Kollegien, denen es an jedem Zusammenhange fehle, durchaus selbstherrlich besorgt, während die Standeskommission, die nach der Absicht der 1837er Verfassung eigentlich eine Art Zentrum der Regierungsgewalt vorstellen sollte, den meisten Theil ihrer Sitzungszeit mit äußerst untergeordneten Geschäften auszufüllen habe und von den wichtigsten Administrationszweigen nicht einmal Kenntniß nehmen könne. Was dem Rathe noch verblieben sei, bestehe dem Wesen nach in 4 Punkten: 1) Erlassung von Verordnungen; 2) Gewährung von Krediten bis zum Belaufe von 5000 Fr.; 3) Befugniß zum Einschreiten gegen Gemeinden und 4) einige Wahlen, z. B. der Landjäger und Salzwäger. Diese letztern Wahlen einem engern Kollegium zu übertragen, dürfte ziemlich unbedenklich erscheinen; die 3 erstern und wichtigern Befugnisse dagegen würden im Landrathe ohne Zweifel ebenso gut besorgt werden, als im Rathe und es würde, da eine noch größere Behörde darüber abzusprechen

hätte, als bisher, jedenfalls gerade hier, in dem wichtigsten Punkte, der Vorwurf nicht zutreffen, daß die Beseitigung des Rathes eine antidemokratische Maßregel wäre.

Das Minderheitsgutachten wurde durch Rathsherr P. Jenni von Schwanden, einem konservativ gewordenen Liberalen der 30er Jahre, besorgt; er wurde unterstützt von Präsident Dr. Trümpi, Rathsherr H. Hefti und Landrath Bauhofer, während für den Antrag der Mehrheit außer dem Berichterstatter die Landräthe Hauser, Dr. Jenni, Präsident Dr. Tschudi, Ständerath Dr. Blumer und Rathsherr Staub eintraten. Trotz dieser starken und schlagfertigen Phalanx wurde vom Landrathe die Revision mit 58 gegen 33 Stimmen abgelehnt. In Folge dessen hatte auch Heer, als Organ des Landrathes, d. h. seiner Mehrheit, die etwas schwierige Aufgabe im Landsgemeindememorial, seiner eigenen persönlichen Ueberzeugung entgegen, die Ablehnung der Revision zu befürworten und ebenso der Landsgemeinde die Ansicht der Landrathsmehrheit vorzuführen. Er that ersteres allerdings mit einer Ruhe, die es spüren läßt, daß das Herz nicht dabei ist, und letzteres that er immerhin mit dem Beifügen, daß seine persönliche Ansicht davon abweiche und er dem Volke Prüfung der Revisionsfrage empfehlen würde, während er die eigentliche Begründung der Revisionsvorschläge andern überlassen mußte. Ständerath Blumer, Rathsherr Kubli, Landrath Hauser und Dr. Jenni übernahmen diese Aufgabe; aber auch Dr. Jenni's populäre Beredsamkeit vermochte so wenig als Blumers Gründlichkeit der Revision auf die Beine zu helfen, indem dieselbe mit einer Mehrheit von $^2/_3$ gegen $^1/_3$ „Bach ab" geschickt wurde. — So leid dieses Heer thun mochte, hatte er immerhin sich zum voraus damit getröstet, daß am Ende „die Art der Staatsform allein weder das Glück, noch das Unglück eines Volkes bedinge, daß es vielmehr vor allem auf die Beschaffenheit des öffentlichen Geistes und auf die persönliche Tüchtigkeit der Männer ankommt, die berufen sind, in Rath und Gericht an der Spitze des Volkes zu stehen."

Ein positiveres Resultat, als die Verfassungsfrage, hatten die Bestrebungen für Revision des Gesetzes über das Arbeiten in Spinnereien, welche dieselbe Landsgemeinde von 1864 ins Werk setzte. Das bezügliche Gesetz von 1848 gestattete für Kinder unter 14 Jahren 14stündige und für Personen über 14 Jahren sogar 15stündige Arbeitszeit, eine Gesetzesbestimmung, die uns heutzutage geradezu als Barbarei erscheint. In der That waren auch vor 1864 sämmtliche Spinnereien von sich aus unter dieses Zeitmaß heruntergegangen: diejenigen von Linthal, Rüti, Netstall und Ziegelbrücke auf 13, Betschwanden, Luchsingen und Haslen auf $12^1/_2$ und Mollis sogar auf 12 Stunden. Aber auch $12^1/_2$ und 13 Stunden

waren zumal für Kinder und Frauen eine harte Frohnarbeit und nur zu berechtigt der Antrag, die tägliche Arbeitszeit auf 12 Stunden zu reduziren. Wenn sich über diese Frage nun im Landrath und nachher an der Landsgemeinde heiße Kämpfe entspannen, lag es wohl in der Natur der Dinge, daß das Terrain des Kampfes an der Landsgemeinde ein ganz anderes war, als im Landrathssaale. Während im Landrathe die Bedenken und Einwendungen der Industriellen*) in verschiedenen Fragen gnädiges Ohr fanden, setzte sich die Landsgemeinde kecklich über diese Bedenken hinweg und widerlegte mit einem rauschenden Mehre die Behauptungen derjenigen Industriellen, welche glaubten, daß wenigstens die männlichen erwachsenen Arbeiter keine Einschränkung der Arbeitszeit für sich begehren, sondern es als eine Art Bevogtigung ansehen würden, wenn man ihnen gesetzlich verbieten wollte, nach ihrem freien Belieben auch über die 12 Stunden hinaus arbeiten zu dürfen.

Heers Amt, wie seine persönlichen Eigenschaften brachten es mit sich, daß er in den daherigen Verhandlungen die ungleichen Interessen zu versöhnen suchte; einerseits erinnerte er im Landrathe, wie an der Landsgemeinde (und privatim schriftlich und mündlich) die Industriellen daran, wie „eine übertriebene Ausnützung der menschlichen Arbeitskraft der Industrie selbst das Mark entziehe, und die Pflicht des Arbeitgebers erheische, vorzusehen, daß nicht seine Mitmenschen im Dienst für seine Interessen Schaden leiden." Anderseits ermahnte er aber auch wieder die Arbeiter, die Bedingungen wahrzunehmen, auf denen das Gedeihen der Industrie ruhe, und daher die Einsicht zu üben, daß das Wohl derselben auch ihnen zu gute komme. Alle aber ermahnte er zur Mäßigung und Bruderliebe. Unser Ländchen sei ja eine Familie; und „wie in einer Familie die treue Anhänglichkeit der Glieder über vorübergehende Mißstimmungen den Sieg behauptet, so soll dieser Geist auch herrschen in der Familie, die wir unser Heimatland nennen. Viele verschiedenen Ansichten mögen da sein und da

---

*) Am entschiedensten wehrte sich mittelst Eingabe die Firma Kunz in Linthal gegen den 12stündigen Arbeitstag, behauptend: „Jede Reduktion der Arbeitszeit unter 13 Stunden würde das thätige, unternehmungslustige Kapital unserm Lande entfremden und die Nachfrage nach Arbeitern mindern; der Arbeiter selber wäre das Opfer davon und würde es zu spät bereuen, am Gängelbande einer falschen Humanität geleitet worden zu sein." Dagegen sprachen sich — woran wir mit großer Befriedigung erinnern — die Spinnereibesitzer von Haslen und Mollis selbst für die Reduktion auf 12 Stunden aus, erstere mit der Bemerkung, daß „die Reduktion für das leibliche und geistige Wohl namentlich der Kinder als ein Gebot der Menschenpflicht erscheine, zumal die Leistungsfähigkeit der Arbeiter durch Ueberspannung nur geschwächt, hingegen durch eine angemessene Schonung der Kräfte naturgemäß erhöht werde."

und dort ein Wort in der Hitze gesprochen werden, aber alle werden sich wieder finden in dem Gedanken, daß über allen Meinungsverschiedenheiten die Liebe zum Vaterlande alle vereinen solle, und in der Erkenntniß, daß Zwietracht niederreißt und Eintracht aufbaut."

Die Landsgemeinde des Jahres 1865 bot der kleinen glarnerischen Republik Anlaß, der großen Schwesterrepublik jenseits des Weltmeeres ihren Gruß zu entbieten und ihr Beileid über die Ermordung des edlen Abraham Lincoln auszudrücken. In kurzen Zügen hatte Heer in seinem Eröffnungsworte den amerikanischen Bürgerkrieg besprochen und daran anschließend der Schmerzensnachricht von der Ermordung Lincolns theilnehmende Worte gewidmet. „Mitten in den Jubel des Sieges und die freudige Hoffnung auf Frieden tönte die Schreckenskunde, daß eine freche Mörderhand versucht habe, die Geschicke zu durchkreuzen. Ein Schrei der Entrüstung durchzitterte die Welt, als sie die Kunde vom Tode des Präsidenten Abraham Lincoln vernahm: Könige und Kaiser haben ihren Gefühlen des Abscheus Ausdruck verliehen und sich gebeugt vor der majestätischen Gestalt des großen Todten, der, in ärmlicher Hütte geboren, aus der bescheidenen Lage eines einfachen Arbeiters sich hinaufgearbeitet bis auf den Platz, wo er, an der Spitze eines großen Volkes, mit Kraft und Weisheit den denkwürdigsten Kampf der Weltgeschichte ausfocht und siegreich bis ans Ende führte. Hart am Ziele, nachdem das Schwert dem Gegner aus der müden Hand gesunken, hat der Dolch des Mörders diesem großen Leben ein Ende gesetzt; aber der Triumph seiner Sache kann dadurch nicht aufgehalten werden, daß er, der einzelne Mann, zu ihrem Märtyrer geworden ist."

Durch Aufstehen von den Sitzen und Abziehen der Hüte gab die große Versammlung ihrer Uebereinstimmung mit den von ihrem Landammann ausgesprochenen Gefühlen, der Sympathie für die siegreiche Erhaltung der Union, wie dem Beileid und dem Abscheu über die frevle Unthat gegen ihren Präsidenten, einen ernsten, feierlichen Ausdruck.

Zu den „schönen" Landsgemeinden, an denen Heer unbedingt Freude hatte, gehörte unter andern auch diejenige von 1867, die ihm — auf seine unmittelbar bevorstehende Abreise nach Berlin — recht zu einem Bande wurde, daß es ihn um so mächtiger aus der Königsstadt an der Spree in die heimatlichen Berge zurückzog.

Nicht weniger als 24 Traktanden harrten der Erledigung und darunter etliche, die in der Presse und in Vereinen reichlich Stoff zu ernsten Besprechungen gegeben hatten. Als eines der ersten stand auf der Tagesordnung der Antrag auf Herabsetzung des Salzpreises. Seit dem Glarnerbrande stand letzterer auf 12 Rpn. und hatte es einem ehrlichen Landmann gefallen, unter Hinweis auf den so viel niedrigern Preis des Salzes in andern

Kantonen, Ermäßigung auf 10 Rpn. zu beantragen. Der einst berühmte, damals von der Gemeinde Mollis sogar mit dem Mandat eines glarnerischen Landrathes ausgestattete Volkstribun Balth. Winteler befürwortete in einer Rede, deren Salz nicht aus den aargauischen Salinen, aber auch nicht aus Attika stammte, energisch die beantragte Ermäßigung. Umsonst. Die Erinnerung ihres Landammanns, daß bei dem 1862 aufgestellten Finanzplan für Tilgung der Brandschuld der Grundsatz gegolten, daß man einander helfen und alle, die im Falle seien, mitzuhelfen, in billiger Weise zum gemeinsamen Werke herbeigezogen werden müssen, daß aber dieser Finanzplan nur unter der Bedingung des einstweilen noch erhöhten Salzpreises durchgeführt werden könnte, erwies sich auch der Landsgemeinde gegenüber mächtiger, als die vom Neid eingegebenen Bemerkungen und Witze Wintelers.

Ebenso erfolglos blieb Wintelers Anfechtung gegenüber einem Gesetzesentwurf betreffend Landrechtseinkauf, der den Preis für Ertheilung des Landrechtes ermäßigte und es der Landsgemeinde anheimgab, dasselbe auch unentgeltlich zu ertheilen; auch hier trug die Einsicht, daß „man denen, die dauernd und oft auf Generationen hinaus hier bleiben wollen und die in Folge dessen Freud und Leid mit uns theilen, entgegenkommen und ihnen die Möglichkeit, unsere Mitbürger zu werden, erleichtern solle," den Sieg davon über die Engherzigkeit des Herrn Landrath Winteler.

Schon etwas schwerer wurde der Sieg, als es sich darum handelte, durch Aenderung des kantonalen Besoldungsgesetzes einige Gehaltsverbesserungen zu erwirken, und doch — siegte auch hier der Rath der Landesväter und die „billige Rücksicht auf die veränderten Lebensverhältnisse und vermehrten Anforderungen an die Angestellten." Umsonst hatte Balth. Winteler und sein Genosse Mich. Winteler darauf hingewiesen, daß sie und ihresgleichen sich ebenfalls mit geringerm Lohne zufrieden geben müssen; dieses Motiv, das 1864 bei der erstmaligen Vorlage desselben Gesetzes seinen Dienst gethan hatte, zeigte sich dieses Mal nicht mehr mächtig genug, um einen Erfolg zu erzielen.

Das Hauptinteresse des Tages konzentrirte sich indessen ohne Zweifel auf das folgende Traktandum: den Entwurf eines Strafgesetzbuches. Bisher hatte der Kanton Glarus kein solches besessen und die Landsgemeinde hatte auch bei frühern Anlässen keine Lust gezeigt, ein solches zu erlassen. Landammann Heer wies deshalb schon in seiner Eröffnungsrede darauf hin, wie sehr es im Interesse aller liege, daß durch das Bestehen eines umfassenden Strafgesetzes die wesentlichste und erwünschte Garantie gegen die Willkür der richterlichen Behörden gegeben werde. „Ob wir ein Gesetzbuch haben oder nicht, bestraft werden die Verbrechen doch und sie müssen bestraft werden; jeder von uns, sei er, was er sei, ist auf das

lebhafteste daran interessirt, daß die Rechtsordnung des Staates aufrecht erhalten werde, daß Leib und Leben, Eigenthum und Ehre jedes Bürgers ihren Schutz finden, und daß derjenige, der es wagt, frevelhafterweise in den geheiligten Kreis der Rechte Anderer einzugreifen, nach Gebühr gestraft werde. Aber daß dabei gleichmäßig verfahren, daß dem Reichen, wie dem Armen mit dem gleichen Maße gemessen werde, daß nicht Parteilichkeit, nicht Zu- oder Abneigung, nicht die leidenschaftlichen Erregungen des Augenblicks entscheiden, sondern die festen Normen einer für alle gleichen Gerechtigkeit, das ist auch ein Interesse, das jeder Einzelne von uns hat; und hiefür bietet nur das Bestehen eines Gesetzes ausreichende Gewähr, eines Gesetzes, das dem Richter das unnatürliche Recht aus der Hand nimmt, in dem einzelnen Falle zugleich Gesetzgeber zu sein. Wohlan, liebe Mitbürger, wenn euch an dem vorliegenden Entwurfe das eine oder andere mißfällt, ihr habt ja nicht bloß das Recht, zu dem unveränderten Ganzen einfach ja oder nein zu sagen; ihr könnt das allfällig Mißbeliebige abändern und durch andere Bestimmungen ersetzen; aber darum möchte ich bitten: Lasset euch nicht wieder durch eine grundlose und unklare allgemeine Abneigung dazu verleiten, die ganze Vorlage einfach zu verwerfen und dadurch auf dem hochwichtigen Gebiete der Strafrechtspflege einen Zustand der Rechtlosigkeit und Gesetzlosigkeit zu verlängern, dessen Fortdauer eines aufgeklärten und freisinnigen Gemeinwesens unwürdig wäre." Nach längerer Diskussion nahm die Landsgemeinde in der That den Entwurf — in Hauptsache das Werk Ständerath Dr. Blumers — mit großer Mehrheit an und zwar unverändert *).

Dagegen lehnte dieselbe Landsgemeinde die von Hauptmann Jenni-Ryffel empfohlene Tanzfreiheit — nach dem Antragsteller „das Merkmal eines freien Volkes und der Gleichberechtigung von Armen und Reichen" — mit großer Mehrheit ab und verzichtete auch darauf, nach Antrag desselben Hauptmann Jenni **) amerikanische Sklavenhalter vor ihr Forum zu ziehen.

---

*) Am meisten Widerstand war befürchtet worden in Beziehung auf § 3, der die Strafen festsetzte und dabei die Todesstrafe beibehielt, die Prügelstrafe dagegen abschaffte. Einerseits wurde ein Angriff von Seiten der Gegner der Todesstrafe erwartet, die im Landrathe diesen § angefochten hatten, aber namentlich durch den Redaktor des Gesetzes, Dr. Blumer, zurückgewiesen wurden; anderseits wurde ein Antrag auf Beibehaltung der Prügelstrafe um so mehr befürchtet, als das Glarnervolk am 14. Januar 1866 den sogenannten Prügelartikel mit 3531 gegen 472 Stimmen verworfen hatte.

**) Dieser große Philanthrop hatte an das Memorial den Antrag gestellt und vor der Landsgemeinde in der Presse durch lange Inserate veröffentlicht: „Jeder Glarner, welcher Sklaven erwirbt oder veräußert, macht sich eines Vergehens schuldig und verliert das glarnerische Aktivbürgerrecht."

Was Heer an dieser ganzen Landsgemeinde besonders freute, waren nicht bloß die gefaßten Beschlüsse, die allerdings durchweg mit seinen eigenen Ansichten und Wünschen übereinstimmten; mehr noch freute ihn der Sinn und Geist, der bei den so verschiedenen Verhandlungsgegenständen sich offenbarte, die Lebhaftigkeit, mit der hin und her debattirt wurde, und die Ruhe, welche die Landleute auch bei entgegengesetzten Meinungsäußerungen bewahrten, die Achtung vor dem freien Worte, das allen Rednern — auch dem noch so oft wiederkehrenden Winteler und dem so seltsam manöverirenden Jenni-Ryffel — unverkürzt gestattet wurde, so wie die Ausdauer, mit der die Landleute in ihrer großen Mehrheit bis zu Ende ausharrten. Er verdankte ebendeshalb am Schluße der Verhandlungen nicht bloß in der üblichen Weise „das zahlreiche Erscheinen und die bewiesene Ausdauer", sondern sprach auch noch einige Worte über die seiner wartende Mission, mit der ihn der Bundesrath betraut hatte (o. pag. 106). Er scheide deshalb für einige Zeit aus seiner Heimat, aber mit der ermuthigenden Hoffnung eines baldigen frohen Wiedersehens. Durch ein einstimmiges, freudiges Bravo bekräftigte das Volk die Zustimmung zu der auch seinerseits getheilten Hoffnung.

Recht das Gegenstück zu dieser Frühlingslandsgemeinde des Jahres 1867 bildete für Heer die Herbstlandsgemeinde von 1872. Schon seit längerm bildete der sogenannte Doppeldruck den Gegenstand vieler Klagen von Seiten der Druckarbeiter. Ein Hauptgrund dieser Unzufriedenheit war ohne Zweifel die Wahrnehmung, daß durch diese neue Einrichtung für die Herstellung einer bestimmten Menge fertiger Waare eine kleinere Anzahl von Arbeitern erforderlich sei, und die daraus sich ergebende Befürchtung, daß durch den Doppeldruck eine Schmälerung des Verdienstes für die zahlreiche Klasse unserer Bevölkerung, die sich mit dem Zeugdrucke beschäftigt, eintreten werde. Anderseits wurde aber von Seiten der Arbeiter auch behauptet, — und eine gründliche Expertise bestätigte nachher diese Behauptung — daß der Doppeldruck in gesundheitlicher Beziehung für den Arbeiter noch größere Gefahren mit sich bringe, als dieses beim einfachen Druck der Fall sei. In Folge dessen stellte denn der Zentralarbeiterverein an das Landsgemeindememorial des Jahres 1872 den Antrag, „es sei der Doppeldruck in den Fabriken für so lange zu untersagen, bis eine wirkliche Beseitigung der vielfach beklagten, gesundheitschädlichen Folgen desselben erzielt sei." An dasselbe Landsgemeindememorial gelangte der weitere Antrag, es sei das Fabrikpolizeigesetz von 1864 dahin abzuändern, daß der Arbeitstag statt auf 12 auf 11 Stunden festgesetzt, die Bestimmung, wonach Handlanger, Bleicher und Mechaniker nicht unter die Bestimmungen des Gesetzes fallen, gestrichen und dem

Gesetze überdies die Forderung einverleibt werde, daß während der Mittagsstunde die Arbeitssäle auch in den Druckfabriken geschlossen und das Arbeiten nicht gestattet werde.

An der Frühlingslandsgemeinde von 1872 gelangten diese Anträge nicht mehr zur Behandlung, weil einerseits die Revision der Bundesverfassung, anderseits die ordentlichen Wahlen alle Zeit und Kraft des Souverains in Anspruch genommen hatten. Es fand deshalb zur Behandlung dieser und anderer, ebenfalls verschobener Memorialsanträge am 29. September eine außerordentliche Herbstlandsgemeinde statt. Da ohnehin in jener Zeit die Partei der „Tagwacht" auch in hiesigem Kanton vorübergehend eine Anzahl eifriger Apostel gefunden hatte und in Folge dessen die beiden Fragen des Doppeldruckes und des 11stündigen Arbeitstages geeignet waren, die zwischen Arbeiter und Arbeitgeber schon bestehende Spannung zu verschlimmern, bemühte sich Landammann Heer, der Landsgemeinde vorausgehend ein gütliches Uebereinkommen zwischen den beiden sich gegenüberstehenden Mächten zu Wege zu bringen. Eine Zeit lang hoffte er auch, dieses Ziel wirklich erreicht zu haben. Unterm 13. August hatte eine Sitzung stattgefunden, in welcher neben Delegirten der Fabrikanten auch solche der Arbeiter mit einander die obschwebenden Angelegenheiten besprachen und sich dahin einigten, daß die Standeskommission auf der Basis des 11stündigen Arbeitstages ein Konkordat mit den in der Baumwollindustrie hauptsächlich betheiligten Kantonen anstreben sollte. In der Hoffnung, daß dieses Konkordat zu Stande kommen würde, sollte die Frage des 11stündigen Arbeitstages an der bevorstehenden Herbstlandsgemeinde nicht weiter verfolgt, dagegen die Bestimmung betreffend die Mittagspause zum Beschlusse erhoben werden, mit dem Beifügen, daß die Fabrikinhaber gehalten sein sollten, für angemessene Räumlichkeiten zu sorgen, wo während der Mittagsstunde diejenigen Arbeiter ein Unterkommen fänden, welche ihrer großen Entfernung wegen das Mittagsmahl nicht zu Hause verzehren können. Der Antrag betreffend Doppeldruck hinwiederum sollte fallen gelassen werden, indem die Fabrikanten versprachen, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um den besprochenen gesundheitsschädlichen Einflüssen nach Möglichkeit zu begegnen. Eine am 25. August von 6—700 Arbeitern besuchte Versammlung erklärte sich auch nach gewalteter einläßlicher und gründlicher Diskussion mit diesem Abkommen ihrer Delegirten einverstanden und stand deshalb zu hoffen, daß die Landsgemeinde nun doch einen ruhigen Verlauf nehmen dürfte. Leider sollte diese Hoffnung sich nicht erfüllen. Vor der Landsgemeinde erschienene Manifeste zeigten den drohenden Sturm. In seinem Eröffnungsworte bat deshalb Landammann Heer dringend, nicht zu vergessen, wie wir alle einander nöthig haben, und wir eben darum

nicht wider einander uns dürften verhetzen lassen. Ebenso theilte er, als die Frage betreffend Doppeldruck zur Behandlung gelangte, mit, daß die Fabrikanten schriftlich sich verpflichtet hätten, die von den kompetenten Behörden zu erlassenden Anordnungen für bessere Ventilation mit möglichster Beschleunigung auszuführen, und betonte, daß die Behörden stets bereit sein werden, das Fabrikpolizeigesetz auf unparteiische Weise zu handhaben und wirklichen Uebelständen wirksam zu begegnen. Eben darum sollte man jetzt den Fabrikanten den Winter über Zeit lassen, die in Aussicht gestellten Maßregeln durchzusetzen; wenn dieses nicht geschehen würde, sei nächsten Frühling die Landsgemeinde ja wieder zur Stelle, um die nöthig scheinenden Beschlüsse zu fassen; dagegen sollten sich die Arbeiter hüten, Beschlüsse zu fassen, durch die sie sich selbst in die Finger schneiden könnten. Diese Mahnungen und Bitten fanden aber bei der Mehrheit nicht mehr Gehör. Den Abmachenschaften vom 25. August entgegen wurde die augenblickliche Unterdrückung des Doppeldruckes verfügt und ebenso der Antrag auf sofortige Einführung des 11stündigen Arbeitstages zum Beschlusse erhoben. Aber mehr noch als diese Beschlüsse selbst kränkten Heer die gehässigen Voten, mit denen diese Beschlüsse begründet wurden, die wilden, leidenschaftlichen Zurufe, durch welche vom Ringe her die Befürworter der landräthlichen Anträge unterbrochen, und das tumultuarische Verfahren*), durch welches mehrern Rednern das Wort abgeschnitten wurde. Es wird auch von Solchen, die mit den gefaßten Beschlüssen selbst, namentlich dem 11stündigen Arbeitstag einverstanden waren (wie dies beim Verfasser wirklich der Fall war), zugestanden werden müssen, daß zum Theil ein recht roher, unheimlicher Ton angeschlagen wurde, und haben wir weder

*) N. Glar. Zeit. vom 15. Oktober: „Seit 30 Jahren haben wir keine derartige Landsgemeinde gehabt, dieses Wort, welches man am Sonntag Nachmittag oft genug hören konnte, sagt mehr als spaltenlange Artikel, und in der That: Wenn man diese Unduldsamkeit, diesen Terrorismus ins Auge faßt, welchen eine zahlreiche Klasse unserer Bevölkerung den Rednern entgegensetzte, welche — wie es des freien Mannes Recht ist — ihre abweichenden Meinungen vertheidigten, und wenn man anderseits den Geist berücksichtigt, welcher aus den Voten verschiedener Arbeiter herausklang und in den Reihen der Berufsgenossen ein noch verstärktes Echo fand, so kann man sich übler Ahnungen, ja schwerer Befürchtungen für die Zukunft unsers kleinen Gemeinwesens nicht entschlagen." Der „Freie Rhätier" schrieb über dasselbe Thema: „Was die fabrikpolizeilichen Beschlüsse, 11stündige Arbeitszeit und Doppeldruck betrifft, so sind dieselben als soziale Probleme zu würdigen; die Unterdrückung der Meinungsfreiheit aber ist zu verurtheilen, wo und von wem sie geübt wird; kommt sie von oben, so ist's Tyrannis, kommt sie von unten, ist's Ochlokratie. Ohne Meinungsfreiheit ist's keine Republik und wir sind zu sehr Demokraten, um zu schweigen, wenn die Demokratie durch Tyrannei verunstaltet wird".

vor-, noch nachher je an einer Landsgemeinde so wüste Reden gehört, als wie sie an jenem 29. September aus verschiedenen Partien des Ringes vernommen wurden. Für Heer aber, der nicht nur in seinen Eröffnungsreden dem Institut der Landsgemeinde so oft sein Lob gesungen, der mit ganzem Herzen dieser alt-demokratischen Einrichtung zugethan war, waren diese traurigen Wahrnehmungen eine Erscheinung, die ihm tief ins Herz schnitt, und die jenem glücklichen Optimismus, der in den letzten Jahren bei ihm ganz entschieden die Oberhand gewonnen hatte, einen furchtbaren Stoß gab, von dem er sich eigentlich nie mehr ganz erholte. Am liebsten hätte er sofort sein Amt als Landammann niedergelegt. „Auch über meine Seele ist ein Reif gegangen," klagt er, im Anschluß an ein Wort Blösch's, in einem seiner Briefe im Hinblick auf eben diese Herbstlandsgemeinde des Jahres 1872.

Er gab eben darum auch in seinem Eröffnungsworte zur nächstfolgenden Landsgemeinde (11. Mai 1873) diesem Schmerze Ausdruck, indem er das Bild früherer Landsgemeinden in Erinnerung rief, welche schöne, würdige Volks- und Freiheitstage gewesen, an denen Rede und Gegenrede, Grund und Gegengrund ruhig angehört und abgemessen wurden. Seine Bitte, auch heute wieder in dieser ernsten, eines republikanischen Volkes würdigen Weise zu tagen, fand diesmal auch in Hauptsache ihre Erfüllung, und brachten die daherigen Verhandlungen vor allem eine große Errungenschaft: Ein neues Schulgesetz und mit diesem für die Jugend des Kantons vor allem ein weiteres siebentes Schuljahr, sowie etliche andere nicht unwesentliche Fortschritte (z. B. die Festsetzung eines Maximums der von einem Lehrer gleichzeitig zu unterrichtenden Schülerzahl, ebenso die Fixirung eines Minimums der Lehrerbesoldung, thatkräftige Unterstützung der Schulgemeinden durch den Staat ꝛc.). Vor allem die Ausdehnung der Alltagsschulpflicht um ein Jahr hatte einen ernsten Kampf voraussehen lassen, und allerlei Wetterpropheten weissagten eine entschiedene Niederlage der landräthlichen Vorlage. Lange wogte auch in der That die Diskussion hin und her, und wenn die den einzelnen Rednern gespendeten Bravo's etwa auf den Stand der Volksabstimmung Schlüsse gestatteten, so ließen diesmal auch diese Wetterzeichen im Ungewissen, und erst die Abstimmung erlöste aus der beklemmenden Ungewißheit. Dieser vorausgehend hatte Heer daran erinnert, daß an diesem Punkte — der Ausdehnung der Schulpflicht auf ein weiteres siebentes Jahr — sich entscheiden müsse, ob das Glarnervolk im Schulwesen einen wesentlichen Fortschritt wolle oder aber nicht; und die Abstimmung bekundete in Wirklichkeit eben diese Willigkeit des Souverains, für die tüchtige Bildung der Jugend die entsprechenden Opfer bringen zu wollen, indem mit bedeutender Mehrheit das Schulgesetz unverändert angenommen wurde.

Auch 1873 wurde wieder eine Herbst- (oder vielmehr Winter-) Landsgemeinde nöthig, diesmal, um eine längst pendente Angelegenheit zum glücklichen Abschluß zu bringen. Schon seit 1866 bewegte der Wunsch für Erstellung einer Eisenbahn Glarus-Linthal die Gemüther und mehr als ein Projekt war schon entworfen und auch wieder fallen gelassen worden, weil die Ausführung derselben dem Lande allzugroße Kosten verursacht hätte. Endlich — 1873 — war es möglich geworden, einen Vertrag mit der Nordostbahn zu Stande zu bringen, der dem Lande die ersehnte Eisenbahn unter sehr günstigen Bedingungen brachte. Während noch Ende 1872 die Vereinigten Schweizerbahnen für Ausführung der bezeichneten Linie 2,400,000 Fr. à **fond perdu** verlangten, übernahm nunmehr die Nordostbahn dieselbe Linie zu bauen unter der Bedingung, daß der Kanton ihr 3,200,000 Fr. auf 20 Jahre zu einem Zinsfuß von $2^1/_2\%$ darleihe. Dieses überaus günstige Resultat war ohne Zeifel die Folge einer klugen Operation, durch welche die N. O. B. und V. S. B. veranlaßt wurden, sich gegenseitig Konkurrenz zu machen und in Folge dessen die dem Lande zufalleuden Leistungen zu reduziren *). Mit freudiger Einstimmigkeit ertheilte die Landsgemeinde dem vom Landrath mit der N. O. B. getroffenen Abkommniß am 26. Dezember ihre Sanktion. Bis zur glücklichen Ausführung des Baues gab es allerdings auch nach dem 26. Dezember noch

---

*) Ueber die daherigen Operationen schrieb Heer unterm 9. Juli nach Hause: „Gestern eröffnete ich meine Laufgräben in Eisenbahnsachen, und zwar zunächst bei der N. O. B. (Peyer und Eug. Escher). Ich sehe noch kein Land und weiß nicht, wie die Sache ausgehen wird; aber was mir persönlich äußerst angenehm ist, die Hoffnuug hege ich, daß ganz gleichviel, mit wem wir schließlich abmachen werden, eine Trübung des Verhältnisses weder mit Peyer noch mit Bavier zu befürchten ist. Ich muß gestehen, daß mir zuerst in dieser Beziehung die ganze Sachlage außerordentlich widerwärtig war, indem obengenannte Persönlichkeiten hier sich als Gegner gegenüberstehen und der Eine von ihnen nothwendig das Spiel verlieren muß. Es ist nun klar, daß das Ergebniß wesentlich mir in die Schuhe wird geschoben werden, und so liegt die Gefahr sehr nahe, daß der Verlierende mir zürnen wird; nun aber sind Peyer und Bavier gerade diejenigen, die mir eigentlich in der ganzen Versammlung vielleicht am nächsten stehen. Ich bin also sehr froh, daß in Folge sehr offener und loyaler Erklärungen, die ich mit beiden ausgetauscht habe, die bezügliche Gefahr so ziemlich als beseitigt betrachtet werden darf. Wenn, wie ich jetzt für wahrscheinlich halte, die V. S. B. das Feld behaupten, so wird Peyer wohl ein etwas schiefes Gesicht ziehen, aber dabei wird es auch sein Bewenden haben." — In Beziehung auf Peyer und Bavier erfüllte sich auch in der That die in diesem Briefe ausgesprochene Hoffnung, dagegen wurde Wirth-Sand recht heftig auf Heer, als die N. O. B. den Sieg davon trug; doch will ich es unterlassen, die von diesem ausgesprochenen Anschuldigungen, sowie die treffliche Abfertigung, die ihm Heer zu Theil werden ließ, hierorts zu wiederholen.

mehr als ein Hemmniß zu überwinden. Erst Juni 1879 — nach Heers Tode — konnte die Eisenbahn wirklich dem Verkehr übergeben werden.

Die letzte Landsgemeinde, die Heer zu präsidiren hatte, war diejenige vom 5. Mai 1875, deren Haupttraktandum — außer den Wahlen — die Vorlage einer neuen Kantonsverfassung bildete. Nachdem am 19. April 1874 das Schweizervolk seine neue Bundesverfassung angenommen hatte, schien es selbstverständlich, daß nun auch die Kantonsverfassung einer Revision unterzogen würde, schon um die Bestimmungen der kantonalen Verfassung mit denen der neuen Bundesverfassung in Einklang zu bringen, aber auch etliche weitere Punkte neu zu regeln. Fast einmüthig ertheilte die Landsgemeinde des Jahres 1874 dem Landrathe einen dahin zielenden Auftrag. In langen und gründlichen Berathungen kamen eine landräthliche Revisionskommission und dann der Landrath selbst diesem Auftrage nach, bei welcher Gelegenheit dann auch die Revisionspostulate von 1864 (oben S. 139) für Vereinfachung des Staatshaushaltes, Abschaffung des Rathes und Verschmelzung der bisher bestandenen Gerichtsstäbe ihre Verwirklichung finden und überdies die das Gemeindewesen beschlagenden Verhältnisse von Grund aus neu geregelt werden sollten. Heer hatte sich bei den daherigen Berathungen nur mit halbem Herzen betheiligt, indem sich ihm schon sehr frühe — angesichts all der Neuerungen, die der Entwurf bringen sollte — die Voraussicht aufdrängte, daß schließlich die ganze Arbeit sich als eine vergebliche herausstellen werde. So geschah es denn auch. Vor allem die Gemeindsartikel, von welchen Gefahr für die Tagwensgüter und die freie Verfügung über die bisherigen bürgerlichen Nutzungen erwartet wurde, riefen ein ganzes Heer von Gegnern auf den Plan. Aber auch der Rath, den die neue Verfassung ohne Gnade zu den Todten legen wollte, bewies sich noch keineswegs als so alt und lebensschwach, wie seine Feinde ihm nachgeredet hatten, im Gegentheil beehrten auch sehr jugendliche Redner die bisherige, altbewährte Regierungsform mit ihrer breiten Grundlage, die es gestatte, daß möglichst viele an dem öffentlichen Leben sich betheiligen, und die eine stete Fühlung mit dem Volke ermögliche, mit ganz unerwarteten Lobsprüchen. Mit erdrückender Mehrheit wurde der neue Revisionsentwurf an den Landrath zurückgewiesen, um ein Jahr später — nach nochmaliger, gründlicher Berathung durch den Landrath — kein besseres Schicksal zu erfahren.

15. Historische Studien.

In einem frühern Kapitel haben wir einen Blick in Heers Häuslichkeit und Familienleben geworfen; ich möchte, nachdem wir ihn unterdessen in den verschiedensten kantonalen und eidgenössischen Stellungen kennen gelernt, ehe er von Glarus scheidet, auch noch in seiner Privatstube — „seiner engsten Klause" — einkehren. Es ist klar, daß hier vor allem eine reiche Zahl amtlicher Geschäfte ihre Vorbereitung und ebenso ihre theilweise Ausführung finden, offizielle Aktenstücke, hochobrigkeitliche Schreiben, wie halbamtliche und private Briefe in Menge ein- und ausgehen, Referate und Korreferate, Berichte und Gutachten aller Art hier ihre Geburtsstätte haben; und bei der Menge dieser Arbeiten könnte uns nur Wunder nehmen, wie er für die Bewältigung derselben die Zeit für ihre stets so prompte Erledigung gefunden, zumal es seine Art war, nicht etwa nur das Große und Augenfällige gut und glänzend zu besorgen, sondern auch das Kleinste und Geringscheinende, dessen Abwicklung er übernommen, ebenso treu und pünktlich zu vollführen, und wie er als Mitglied des Nationalrathes nie ohne gehöriges Aktenstudium an den daherigen Berathungen und Abstimmungen sich betheiligte, er ebenso pflichtgemäß auch seine Armenhausrechnungen* oder die Leitung einer Brunnenkorporation** erledigt haben wollte. Und doch ist ihm — was nur seiner außerordentlichen Arbeitskraft, aber auch großer Schaffenslust möglich war — auch noch für wissenschaftliche Arbeiten Zeit verblieben. An der Jahresversammlung des schweizerischen Juristenvereins in Glarus hat er dessen Mitglieder durch ein glänzendes Korreferat über ein juristisches Thema (o. pag. 97) erfreut, der glarnerischen Synode bewies er durch ein nicht minder fesselndes Korreferat (1870), daß er auch in der neuern Philosophie und Theologie zu Hause sei; und in der von Max Wirth herausgegebenen „allgemeinen Beschreibung und Statistik der

---

* Er war längere Zeit, auch noch als Landammann und Nationalrath, Verwalter für das Armenhaus Glarus.

** In einem Briefe vom Dezember 1867 freut er sich, daß er die verschiedenen Arbeiten, die er zu Anfang des Jahres auf sein Programm gesetzt, der Hauptsache nach glücklich durchgeführt, und unter diesen programmmäßig abgewickelten Arbeiten erscheint u. a. als Nr. 3: Die Neubildung der Fächerenbrunnenkorporation.

Schweiz" hat die von Heer verfaßte Abhandlung über „das Gemeindewesen des Kantons Glarus" auch das hiedurch betretene Gebiet in mustergültiger Weise behandelt. Sein Lieblingsfach aber, an das auch schon die letztgenannte Arbeit mit ihren rechtshistorischen Erörterungen anstreifte, war ohne Zweifel die Geschichte (allgemeine und vaterländische).

Aus seinem thurgauischen Feldlager vom Januar 1857 schreibt er einem seiner Freunde: „Ich habe mich mit einer Lektüre versehen, die ich mir schon seit beinahe Jahresfrist vorgenommen hatte, ohne je dazu gekommen zu sein und die nun meine reichlichen Mußestunden aufs erfreulichste und nützlichste ausfüllt. Es ist Macaulay's Geschichte von England — ein Buch von so großartiger Auffassung und wundervoller Stoffbehandlung, daß es unbedingt den bedeutendsten Leistungen der Historiographie in ältern und neuern Zeiten beigezählt werden darf. Hast Du einmal Zeit und Muth, Dich an eine ernste Lektüre von 5—6000 enggedruckten Seiten zu wagen, so empfehle ich Dir dieses Buch aufs wärmste; es erhebt und kräftigt die Seele, wenn man die Entwicklung eines großen, freien, wunderbar zu jeder höchsten Leistung ausgestatteten Volkes an der Hand eines solchen Führers Revüe passiren läßt, und für uns andere, die wir in so kleinen Verhältnissen leben, daß wir recht sehr Sorge tragen müssen, daß nicht die Seele zusammenschrumpft und sich gar zu sehr an Land und Leute anpaßt — für uns ist es eine psychische Stahlkur, wenn wir uns recht oft und angelegentlich mit den großen Gestalten der Geschichte oder mit erhabenen Problemen der Philosophie beschäftigen. Den Macaulay lese ich, wie man es bei aller tiefern Lektüre machen sollte, mit der Feder in der Hand, immer excerpirend und notirend, und es ist das auch schon deshalb empfehlenswerth, weil die Abwechslung von Lesen und Schreiben den Geist weit lebendiger und wacher erhält, und minder ermüdet, als ein langanhaltendes ausschließliches Lesen."

Wenn schon diese Zuschrift an seinen Freund den Beweis leisten dürfte, daß die Geschichte sein Lieblingsfach geworden, durch das er Erhebung und Kräftigung für die Strapazen und Mühen des amtlichen Wirkens sich verschafft, so hielte es nicht schwer ein ganzes Dutzend Stellen aus seinen Briefen nach Hause beizubringen, welche dasselbe beweisen würden. Ich will nur noch zwei Stellen aus einem Tagebuch von 1872 hier anführen, weil dieselben nicht bloß für seine Art, die Geschichte zu lesen, belehrend sind, sondern uns zu gleicher Zeit wieder einen schätzenswerthen Einblick in sein Inneres gewähren.

Unterm 1. Dezember schreibt er: „Mein Philister brachte mir, gerade als ich zum Essen gehen wollte, das Büchlein: Ed. Blösch und 38 Jahre bernerische Geschichte, das jetzt vollendet ist, dessen erstes Heft ich seiner

Zeit vom Buchhändler bekommen und gelesen habe. Ich nehme gleich das zweite (das ungefähr bis 40 reicht) mit zum Essen, das ich einsam im Café du Nord besorgte, und genoß die Lektüre zum Dessert. Blösch war unstreitig ein höchst bedeutender Mensch, mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet, daneben als Sprachgrenzer an französischem Formensinn und deutscher Gründlichkeit gleichmäßig theilnehmend. Auch sein Charakter hatte schöne und edle Züge; nur fehlte ihm — was schließlich in schweren Zeiten den Staatsmann ausmacht — der klare, feste, entschiedene Wille, der unbeirrt durch alles, was rechts und links liegt, auf sein Ziel losgeht, und es mit sicherer Hand erreicht. Er war eine der Naturen, die zu billig und zu vielseitig sind, um nur auf Einem Punkte die Wahrheit und nur auf diesem Punkte die volle Wahrheit zu sehen; die eben deshalb menschlich wahrscheinlich höher stehen, als die einseitigen Parteimänner; denen eben gerade Dasjenige, was menschlich genommen ihr Vorzug ist, in der praktischen Wirksamkeit zum Hemmniß wird. Es sind die gebornen Justemilieu's (oder wie Karl Schnell zu sagen pflegte: Triste-milieu's), deren hervorragendes Talent darin besteht, in jeder bedeutenderen Krisis sich zwischen Tisch und Bänken zu setzen. Ich habe in dieser — und auch manchen andern — Beziehungen viel Aehnlichkeit zwischen Blösch's und meiner Naturanlage gefunden; nur muß ich sogleich hinzufügen, daß ich sehr wohl weiß, daß ich an Begabung und gründlichem Wissen mich in keinem Betracht an Blösch's Seite stellen darf. Eben deshalb berührt mich Vieles aus dem Leben dieses Mannes ganz besonders sympatisch, und Manches, was ich las, stimmte mich auch recht traurig. Mich tröstete dann hinwieder der Gedanke, daß im Grunde das Gesammtbild, wie es wenigstens feinern Naturen erscheinen muß, doch ein edles ist." Ueber denselben Gegenstand schreibt er unterm 15. Dezember: „Sonntag, den ganzen Tag, mit Ausnahme des Essens, ruhig bei Hause, in freundlichem Stillleben — schreibend und lesend — einer der Tage, wo ich, ganz nur mir selbst angehörend, Frieden und Freude im Herzen verspüre. Ich las u. A. Blösch's Lebensgeschichte zu Ende, mit vieler Theilnahme — und wie ich glaube — viel sympathischem Verständniß. Er war 51 Jahre alt, als er — 1868 — von der Regierung zurücktrat, geschmäht und gehaßt fast noch mehr von den Heißspornen der eigenen Partei, als von den Gegnern. In einem Brief aus der spätern Zeit sagt er: über seine Seele sei ein Reif gegangen! Gott hatte ein Einsehen und nahm ihn schon 8 Jahre nachher zu sich."

Heer ist schwerlich zu einer Sitzung der Bundesversammlung nach Bern gegangen, ohne irgend ein geschichtliches Werk mit sich zu nehmen oder auch von bernerischen Freunden sich geben zu lassen; und auch in

Berlin hat er sich aufs eifrigste hinter Ranke's deutsche Geschichte gemacht. Dabei ist es, wie der vorausstehende Brief uns verräth, nicht das Bedürfniß eines trockenen Gelehrten, das er bei seinen historischen Studien zu befriedigen sucht; es sind Verstand, Herz und Gemüth gleichermaßen dabei betheiligt, aus seinen geschichtlichen Stoffen Nahrung und Erhebung sich zu gewinnen.

Er hat aber auch nicht bloß das, was seine Geschichtsschreiber ihm darboten, dankbaren Sinnes mitgenossen, sondern selbst auch in alten Urkunden und andern unmittelbaren Geschichtsquellen gesucht und geforscht und die dort verborgenen Schätze ans Tageslicht gefördert. Der historische Verein des Kantons Glarus, der 1863 ins Leben gerufen, unter der bewährten Führerschaft seines Schwagers und Freundes Dr. Blumer stand, hat deshalb in seinem Jahrbuch mehr als eine treffliche Arbeit aus seiner Feder aufzuweisen. Gerade jene Gewohnheit, die er in obigen Zeilen seinem Freunde zur Nachachtung empfohlen, was er las, mit der Feder in der Hand zu lesen, ließ ihn in seiner Mappe, wie in seinem Geiste jenes solide Fundament einer allgemeinen Geschichtskenntniß gewinnen, auf dem erst die Einzelforschung zu glücklichem Aufbau gelangt. Für diese letztere aber hat er überall, wo zweckdienliches Material zu finden war, es sei daheim im kantonalen Archiv und alten Kisten der Gemeinde, es sei in Bern*) in dortigen eidgenössischen, kantonalen und städtischen Sammlungen oder auch in Konstanz oder andern Orten bei etwaigen Ferienaufenthalten und Reisen, die sich darbietenden Gelegenheiten treulich benutzt, um nach gründlichen Aktenstudien zu sichern Resultaten zu gelangen. Davon legen die noch vorhandenen Hefte (Excerpte und Abschriften von Akten) Zeugniß ab.

Die erste Arbeit aus Heers Feder und zugleich die erste Arbeit, die der glarnerisch-historische Verein in seinem Jahrbuch veröffentlichte, war eine Abhandlung über den berühmten oder vielmehr berüchtigten Hexenprozeß der Anna Göldi**). Es war allerdings ein etwas eigenthüm-

---

*) So schreibt er 1867 Dezember 8. von Bern aus: „Mein außergeschäftliches Leben hat sich dies Mal recht freundlich gestaltet; ich arbeite viel, indem ich auf der hiesigen Bibliothek eine Anzahl von in Glarus nicht erhältlichen Büchern über die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799 gefunden habe, die ich eifrig studire und fleißig excerpire. Die Nachmittagsstunden gehen mir unter dieser Beschäftigung immer fast nur zu rasch vorüber und ich habe noch nie Veranlassung gefunden, mich unter Tags nach Gesellschaft umzusehen."

**) „Der Kriminalprozeß der A. Göldi ist es, der unserm Lande die wenig beneidenswerthe Berühmtheit eingetragen hat, der letzte Staat gewesen zu sein, in welchem ein Mensch wegen Zauber- und Hexenkünsten mit dem Tode bestraft worden, und wenn

liches Vorgehen, für sich und den historischen Verein seine der vaterländischen Geschichte gewidmeten Arbeiten zu eröffnen mit der Darstellung dieses Prozesses, der in der Geschichte unsers engern Vaterlandes eines seiner dunkelsten Blätter beschreibt. Es dennoch zu thun, bestimmten ihn theils wissenschaftliche, theils praktische Gründe. In ersterer Hinsicht war es das kulturhistorische Interesse, aus der Geschichte dieses Falles sich des nähern darüber zu unterrichten, „wie noch vor 80 Jahren, in einer Zeit, die auch heute noch vielfach als die gute, alte Zeit unseren verdorbenen Tagen gegenüber gestellt wird, die Justiz im freien Lande Glarus verwaltet wurde." Dann aber sollte die Geschichte der A. Göldi auch die Lehre bestärken, daß „für eine kleine Demokratie vielleicht die größte Gefahr darin liegt, daß unter Umständen ein aufgeregtes Volksgefühl die Herrschaft zu erringen und selbst die Gerechtigkeitspflege sich zum Werkzeuge zu machen vermag." Von diesen beiden Gesichtspunkten aus ließ sich dann allerdings kaum ein passenderes Thema wählen, als der vorbenannte Hexenprozeß. Dabei ist der Gang der Dinge unter vielfach wörtlicher Vorführung der sachbezüglichen Belege so lebendig und anschaulich zur Darstellung gebracht, als dieses nur immer die noch vorhandenen Aktenstücke gestatteten, und mit gutem Grunde rühmt es der durch seine rechtsgeschichtlichen Studien und fast noch mehr durch seine Wanderstudien bekannte Osenbrüggen Heers Arbeit nach, daß sie „gar nichts zu bemänteln suche, sondern ganz objektiv verfahre." Schon die angezeigte Endabsicht bringt es allerdings mit sich, daß er auch nicht den kleinsten Versuch macht, die Schwäche des damaligen gerichtlichen Verfahrens zu verdecken, um dadurch die Ehre unsers Standes zu retten.

Im 5., 6. und 8. Hefte des historischen Jahrbuchs folgt sodann Heers gründlichste geschichtliche Arbeit: „Der Kanton Glarus unter der Helvetik, 1799 Januar—1802 August"; eine Reihe von Vorträgen, die uns in spannender Weise den Gang der Dinge während jenes kurzen, aber ereignißvollen Zeitraumes erzählen und die nicht bloß die bisherige Darstellung dieser Ereignisse durch Schuler mannigfach ergänzen, sondern sie auch in nicht unwesentlichen Punkten berichtigen. Schuler war seinerseits grimmiger Franzosenfeind, und in Folge dessen war er auch nicht im Stande, der von den Franzosen gehaltenen helvetischen Regierung gerecht zu werden. Dagegen war Heer, dessen Großvater Joachim und Großoheim Niklaus Heer (o. pag. 1) mit der helvetischen Regierung befreundet waren, schon

---

auch in der Sentenz, welche die Göldi zum Tode verurtheilte, die Ausdrücke absichtlich so gewählt sind, daß der Charakter eines Hexenprozesses so viel als möglich verhüllt werden sollte, hat dennoch das Ausland nicht Unrecht gehabt, die Prozedur mit diesem Namen zu benennen." Histor. Jahrbuch I. pag. 9.

durch seine Familientradition darauf geführt, jene einseitigen nnd ungerechten Urtheile Schulers zu vermeiden; überdies weiß Heer, vermöge seiner eigenen staatsmännischen Erfahrungen, ungleich besser, als Schuler, die Schwierigkeiten zu würdigen, mit denen die damalige helvetische Regierung zu kämpfen hatte*); er weiß es, wie die Verhältnisse oft mächtiger sind, als die Menschen, und man deshalb oft Männer für Dinge haftbar macht, die nicht in ihrer Hand stehen; und in eben dieser Lage befand sich ja die helvetische Regierung, der das Leben von ihren Gegnern, aber auch von falschen Freunden der Freiheit allzu oft sauer gemacht wurde und deren Schuld es nicht war, wenn sie manche schöne edle Bestrebungen nur mit schönen Worten, nicht aber auch durch die That, durch reelle Hülfe unterstützen konnte. — Durch seine daherigen gründlichen Untersuchungen hat ohne Zweifel Heer nicht bloß der glarnerischen Geschichtsforschung, ebenso der schweizerischen einen wesentlichen Dienst geleistet, indem hier an einem bis ins Einzelnste beleuchteten Beispiele das Schalten und Walten der helvetischen Regierung, wie die Schwierigkeiten, durch welche ihre zum Theil sehr guten, wenn auch an mancherlei Unklarheit leidenden Bestrebungen gehemmt und gelähmt wurden, zur klaren Darstellung gebracht sind.

---

*) Historisches Jahrbuch VIII, pag. 59 schildert Heer die damalige Regierungsmaschine also: „Wenn man die ganz enorme Korrespondenzlast des Regierungsstatthalters, der lediglich ein paar Kopisten zu seiner Verfügung hatte, überblickt, und ebenso die unermeßlichen Verhandlungsprotokolle der Verwaltungskammer durchgeht, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß anhaltend und unverdrossen gearbeitet werden mußte, um nur einigermaßen auf dem Laufenden zu bleiben; wir haben das Bild einer schlecht konstruirten Maschine, welche den größten Theil der von ihr produzirten Kraft für die Ueberwindung der durch ihre eigenen Räder entstehenden Reibung nutzlos verbraucht. Es ist wahrhaft peinlich, dieser Sisyphus-Arbeit eines unklaren, verworrenen und deshalb unsäglich mühsamen büreaukratischen Räderwerkes ins Einzelne nachgehen zu müssen: man kann sich eines Gefühls des Bedauerns nicht erwehren gegenüber den Männern, welche im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten mußten, um in Wahrheit nutzlose Papiermassen anzuhäufen, und sonst gar nichts fertig zu bringen. Die Zeitgenossen urtheilten weniger billig und gefühlvoll: namentlich im alten Lande Glarus, wo man sich aus frühern Zeiten nur der unentgeldlichen Leistungen höherer Beamten erinnerte und wo fixe Besoldungen für derartige Aemter etwas Unbekanntes waren, blickte das Volk mit Neid und Mißgunst auf diese scheinbar übertriebenen Besoldungen, und die Beamten hatten in Folge dessen einen doppelt schweren Stand. Der Neid war aber um so weniger am Platze, als in Wahrheit die Lage der Beamten eine ganz andere war, als sie nach den Verheißungen der Gesetze und nach den Ziffern eines Voranschlages hätte sein sollen. Die Besoldungen wurden gutgeschrieben, aber nicht ausbezahlt; Rückstände von einem Jahr und auch noch von weit mehr, gehörten nicht nur nicht zu den Seltenheiten, sondern bildeten die Regel, und man darf daher füglich behaupten, daß die Lage solcher Beamten, die nicht eigenes Vermögen hatten, zuweilen eine geradezu verzweifelte war."

Eben diese Arbeit über die Zeit der Helvetik brachte es mit sich, daß er in Bern auch jene Fragebogen, welche der Unterrichtsminister Stapfer durch die Schulmeister Helvetiens sich hatte ausfüllen lassen, in Augenschein nahm. Da diese Fragebogen mit ihren so bunten und oft so seltsamen Antworten uns ein deutliches — fast photographisches — Bild von den Zuständen des Schulwesens von 1799 geben, wurde durch ihr Studium in Heer der Gedanke angeregt, diese Zustände von 1799, aber auch die Entwicklung, die das kantonale Schulwesen von da ab bis auf die Gegenwart durchlebt hat, mit andern Worten: die Geschichte des glarnerischen Schulwesens, zu beschreiben. Als Vorläufer zu dieser Arbeit verfaßte er zunächst eine Geschichte des Schulwesens seiner Heimatgemeinde evangelisch Glarus, an dessen Entwicklung er von 1847 an bis zu seiner Uebersiedlung nach Bern in aktiver Weise lebhaftesten Antheil genommen. Ebenso erließ er noch zur Sammlung des nöthigen schulgeschichtlichen Materials an eine Reihe von Schulfreunden in den übrigen Gemeinden ein sachbezügliches Zirkular; dagegen war es ihm leider nicht mehr möglich, das ihm dadurch zufließende Material seinerseits zu verwerthen und die von ihm geplante Schulgeschichte des Kantons Glarus zur Ausführung zu bringen. Die Arbeiten der Bundesrevision raubten ihm zunächst die hiefür nöthige Zeit und durch seine Uebersiedlung nach Bern wurde dann vollends auch die Hoffnung ihrer spätern Ausführung abgeschnitten.

Dagegen hat er von Bern aus dem historischen Jahrbuch noch eine Arbeit zukommen lassen, die mit Recht von der Kritik (z. B. von dem Zürcher-Historiker Dr. G. Meyer von Knonau) als eine Musterleistung anerkannt worden ist. Es ist dieses das Lebensbild seines Freundes und Schwagers Dr. J. J. Blumer. Wenn schon bei den vorhergenannten Abhandlungen allen irgendwie Herz und Gemüth ihren Mitantheil an der Arbeit hatten, so war dieses selbstverständlich in ganz besonders reichem Maße bei der vorliegenden Arbeit der Fall. Schon während seiner Studienzeit hatte Heer zu seinem Vetter Blumer als zu einem Vorbilde gewissenhaften Fleißes aufgeschaut und ebenso hatten nachher die beiden Männer in nie getrübter Freundschaft miteinander und nebeneinander für des Vaterlandes Wohl geamtet und gewirkt. Beide reich begabt, hatte jeder von ihnen doch wieder so sehr seine besondern Gaben, daß sie sich aufs trefflichste ergänzten. Während Heers Meisterschaft wohl vor allem auf dem Felde der Administration lag, war Blumer ebenso ausgesprochenermaßen ein scharfer juristischer Denker, der Gesetzgeber, nicht bloß des glarnerischen Volkes, zu einem Theil auch der Eidgenossenschaft, einer jener „Kronjuristen", vor dessen Urtheilssprüchen auch Heer sich unbedingt beugte. „Blumer nimmt alles so viel gründlicher, als ich", konnte er eben darum

öfters in seiner bescheidenen Weise bemerken, während Blumer wohl ebenso unbedingt Heers Ueberlegenheit in Beziehung auf populäre Beredtsamkeit, wie in Führung und Leitung größerer Körperschaften anerkannte. Während sonst leicht geschieht, daß Männer von so überragender Begabung, wie dieses bei Heer und Blumer der Fall war, sich gegenseitig in der Sonne stehen und es selten ohne kleine Nergeleien und Eifersüchteleien abläuft, sahen wir Glarner mit berechtigtem Stolze diese beiden Hand in Hand miteinander denselben Zielen entgegenstreben und jeder auf seinem Wege die höchsten eidgenössischen Ehren genießen und zugleich über des Andern Erfolge sich von Herzen freuen. So schrieb Heer 1866 Dezember 13. — aus Anlaß der oben (pag. 104) beschriebenen Bundesrathswahl — seiner Gattin: „Heute Abend hat sich Schwager Blumer in Frack und weiße Halsbinde zu werfen, indem er als Vizepräsident des Ständerathes zu dem Bankett eingeladen ist, welches der Bundesrath dem neuen französischen Gesandten, Marquis de Hanneville, gibt. Die außerordentlich ehrenvolle Auszeichnung, welche Blumer, theils bei der Besetzung des ständeräthlichen Büreaus, theils bei der Wahl des Bundesgerichtes, erhalten hat, darf ihm als volles Aequivalent gelten dafür, daß man bei den Bundesrathswahlen weniger an ihn, als an mich gedacht hat. Ich meine, wir beiden dürfen neidlos einer dem andern das Seinige lassen und uns ungetheilt darüber freuen, daß wir beide mit Beifall und Anerkennung in unsern Kreisen wirken können. Es hat mich innig gefreut, mit welcher Freundschaft und treuer Gesinnung er sich mir gegenüber in der Bundesrathswahl benommen hat; ich werde ihm dieses niemals vergessen."

Bei dieser gegenseitigen Gesinnung war es für Heer leicht und schwer, uns das Lebensbild seines Freundes an der Hand der von Blumer selbst niedergeschriebenen Aufzeichnungen zu entwerfen; leicht, sofern er in der Lebensgeschichte Blumers ein Stück seines eigenen Lebens mitbeschreibt; schwer, sofern die ruhige Objektivität bei so großem Antheil von Herz und Gemüth nicht immer leicht ist; und doch ist auch dieses letztere ihm in hohem Maße gelungen, und ist darum die besprochene Arbeit ein schönes Denkmal für beide, im Leben so innig miteinander verbundenen Männer, für den Erzähler selbst, wie für den, dessen Verdienste um das engere und weitere Vaterland er in dankbare Erinnerung ruft.

16. Abschied von Glarus.

Als im Dezember 1875 die aus den Neuwahlen des Herbstes hervorgegangene Bundesversammlung sich in Bern versammelte, um u. a. auch den Bundesrath neu zu bestellen, zeigte es sich, daß nicht weniger als 4 Neuwahlen zu treffen waren. Knüsel und Näf wünschten mit Rücksicht auf ihr Alter den Abschied zu nehmen und wurde dieser — namentlich Papa Näf gegenüber — auch gerne gewährt, da die Ausführung der neuen Bundesverfassung in der That Männer mit ungebrochener Arbeitskraft begehrte; Cérésole trat aus, um an die Direktion der Simplonbahn überzutreten und Borel, um das Amt eines Weltpostmeisters zu übernehmen. So blieben nur noch Welti, Schenk und Scherer übrig, denen nun 4 neue Kollegen beizugeben waren. An Stelle Cérésole's wurde zunächst Ruchonnet gewählt, der aber ablehnte; an Näfs Stelle folgte, und zwar sofort im ersten Wahlgang (mit 91 Stimmen gegen 64, die auf Anderwert fielen): Landammann Dr. Heer, der auch in derselben Sitzung — und zwar ebenfalls im ersten Wahlgang — mit 88 Stimmen zum Vizepräsidenten des Bundesrathes ernannt wurde.

Der Wahl vorausgehend, hatten seine Freunde Welti, Escher u. a. alle Hebel angesetzt, um ihn zur Annahme der Wahl zu bewegen und auch eine halbe Zusage von ihm erhalten. Immerhin regten sich auch nach der so ehrenvoll erfolgten Wahl noch wieder allerlei ernste Bedenken; denn wenn es im Jahr 1866 ihm zu schwer geworden, von seinem heimatlichen Herde zu scheiden, so war er ja unterdessen noch wieder 9 Jahre älter geworden und fällt es bekanntlich, je älter wir werden, in der Regel auch desto schwerer, in einen neuen Wirkungskreis überzugehen. Wenn er dennoch nach 4tägiger Bedenkzeit zur Annahme der Wahl sich entschloß, so mögen der Gründe verschiedene mitgewirkt haben. Einerseits legten seine Freunde ihm sehr ans Herz, wie erwünscht es sei, daß zur Ausführung der 1874er Bundesverfassung Männer in den Bundesrath eintreten, die das Vertrauen der verschiedenen Parteien besitzen und die durch ihre Persönlichkeiten die Gewähr bieten, daß die Bestimmungen des neuen Grundgesetzes ehrlich und redlich, ohne Rücksicht auf die Partei, gehandhabt werden, und je entschiedener er für das Zustandekommen der Bundesreform mitgewirkt

hatte, desto mehr mußte er sich auch für verpflichtet erachten, ihrem Rathe zu folgen und durch seinen Eintritt in den Bundesrath das ihm abverlangte Opfer zu bringen, um in der ihm zugewiesenen Stellung das Seinige für das Gedeihen des neuen Bundes beizutragen.

Dazu kam, daß er seit einiger Zeit — und namentlich seit dem Herbst 1872 — nicht mehr ganz mit derselben Befriedigung an der Spitze des glarnerischen Gemeinwesens stand, als wie dieses früher der Fall war, so daß sich ihm schon wiederholt der Gedanke nahe gelegt hatte, aus seinen bisher verwalteten Aemtern zurückzutreten.

Unterm 16. Dezember 1875 schreibt er deshalb einem Freunde, der ihm wegen Annahme der Bundesrathstelle seine Vorwürfe gemacht hatte:

„Wahrlich, wenn auch Manches, was in letzter Zeit vorgegangen, mich mißstimmt hat, die 25 Jahre, während deren ich im Dienste meines engern Vaterlandes zu stehen die Ehre hatte, sind und bleiben die Blüthezeit meines Lebens, und wenn ich heute daraus scheide, so geschieht es vorab in der Ueberzeugung, daß ich dort meine Rolle doch eigentlich ausgespielt hatte. Wer so lange im Vordergrunde der öffentlichen Angelegenheiten und an der obersten Stelle gestanden hat, der wird — er mag sich nun kehren, wie er will — kraft einer innern Nothwendigkeit, gegen die wir nichts können, zu einem natürlichen Angriffs-Objekt für das neue Geschlecht, das in ihm einen unwillkommenen Markstein für seine Aspirationen erblickt. Das ist ja doch auch mein Schicksal gewesen: so ziemlich Alles, was die jüngere Generation an tüchtigen und streitbaren Elementen aufzustellen vermochte, befand sich in einer mehr oder weniger accentuirten Opposition gegen mich. Sie hatten wohl vielleicht im Einzelnen nicht gerade viel Grund zur Unzufriedenheit mit mir; aber sie fanden mich doch immer auf ihrem Wege, und der Umstand, daß sie wenig zu Stande brachten, wenn ich nicht freiwillig mit ihnen ging, verschärfte das Gefühl einer stillen Abneigung gegen das „System." Ich war mehr erstaunt, als betrübt, als mir, vor etwa zwei Jahren, gesagt wurde: Herr ..... habe in einer Sitzung des ..... gesagt, die Hauptsache sei doch immer das, daß man einmal das „System" breche. Ich hatte vorher gar nicht gewußt, daß wir auch ein solches Ungethüm im Lande hätten; aber dieser Ausspruch öffnete mir die Augen über die Thatsache, wie ich sie oben dargelegt habe und wie sie doch im Grunde sehr klar und einfach sich aus der Natur der Dinge ergibt. Es ist der alte, ewige Kampf der Jungen gegen die Alten, der Werdenden gegen die Seienden, der sich auch in den engen Marken unsers Landes ankündigte und dessen Ende ja nicht zweifelhaft sein konnte. Ich wußte allerdings sehr wohl, daß für einmal, wenn mir etwas daran lag, mich jene Elemente nicht so leicht vom Platze verdrängen würden. Aber

damit war die Situation doch nicht erschöpft: es hat für einen Staatsmann etwas Mißliches und Unheimliches, wenn das Gefühl über ihn kommt, daß die Kräfte der Zukunft sich gegen ihn zusammenschließen."

„Mir ist es deshalb seit lange klar gewesen, daß ich gegen das Land und mich selbst die Pflicht habe, möglichst bald eine Aenderung herbeizuführen, und wenn ich im letzten Mai mich noch einmal entschloß, den Vorsatz unausgeführt zu lassen, so trug daran in der That die Erwägung Schuld, daß gerade in jenem Momente der Zeitpunkt für eine Aenderung nicht recht gewählt gewesen wäre. Ich würde um so bestimmter beim ersten sich darbietenden Anlasse (im Falle der Verfassungs-Revision also im Mai 1876) auf jenen Vorsatz zurückgekommen sein. Wenn ich aber zurücktrat, was dann? Mir scheint, daß jeder Urtheilsfähige hierüber nur Einer Ansicht sein kann: entweder trat ich in den Bundesrath ein und damit in eine Sphäre neuer, anregender Thätigkeit, oder dann in die Stille eines absoluten Privatlebens. An das Erstere dachte ich eigentlich kaum: ich glaubte nicht, daß ich Chancen hätte, ich hatte im Grunde auch gar keine Lust, in diese vielfach so schwierige und klippenreiche Fahrstraße*) einzulenken. — Nun kam die große Versuchung dieser Tage: ein Zutrauen aus verschiedenen Kreisen, das ich gar nicht geahnt hatte, suchte mich auf; ich widerstrebte — aber nur mit halbem Herzen, und endlich bin ich unterlegen.

---

*) Die Klippen, die er in der neuen Stellung voraussieht, beschreibt er seinem Sträßer folgendermaßen: „Item, ich hab's gewagt und muß es jetzt tragen, nachdem die nachträgliche ruhige Ueberlegung mir gesagt hat, daß es eben eigentlich ein großes Wagniß — vielleicht ein recht dummer Streich gewesen ist. Ich will davon nicht reden, wie schwer es mir wird, meine Kinder zu verlassen; wie schwer der ganze Wechsel der äußern Lebensgestaltung insbesondere meiner lieben Frau fällt. Aber auch meine künftige Stellung im Bundesrath selbst kommt mir mehr und mehr als eine klippen- und dornenreiche vor, und schon das wird mir, dem doch ein wenig an die Herrschaft Gewöhnten, schwer fallen, lediglich ein Gleicher unter Gleichen und (in jedem Betracht) nicht einmal der primus inter pares zu sein. Dann weiß ich auch nicht, wie mir, dem demokratischen Landammann, die wesentlich büreaukratische Art der Thätigkeit überhaupt gefallen und ob ich auch die Fähigkeit haben werde, mich in einer großen, weitschichtigen Administration mit rechtem Erfolge einzuarbeiten. Und dann die großen politischen Schwierigkeiten für einen doch — wie die Frankf. Zeit. mit Recht sagt — etwas konservativ angehauchten Mann inmitten eines, der Mehrheit nach entschieden radikalen Kollegiums und gegenüber einer noch viel mehr zum Radikalismus hinneigenden Bundesversammlung! Es müssen aus dieser Sachlage zahlreiche Schwierigkeiten hervorwachsen und ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß meine schönen Tage vorbei seien und daß jetzt diejenigen kommen, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht. — Was mich einigermaßen aufrichtet, ist der Umstand, daß ich mich der vollsten Gesundheit erfreue, daß mich der Gedanke an eine neue Thätigkeit doch auch erfrischt und daß ich die Arbeit nicht scheue, sondern liebe.

Ob ich wohl daran gethan, das ist eine Frage, über die erst die Zukunft richten kann. Für einmal habe ich gethan, was ich — nach reiflicher Prüfung aller Verhältnisse — für meine patriotische Pflicht hielt, und dieser Gedanke, dieses Bewußtsein erhält mich aufrecht inmitten der schweren Sorgen (insbesondere familiärer Natur), welche der Entschluß mit sich führt. Ihr aber, und du insbesondere, solltet mir deshalb doch nicht zürnen: ich glaube, gegen meinen Heimatkanton die Schuld, die jeder Bürger seinem Lande gegenüber hat, doch einigermaßen abgetragen zu haben, und dann — gehen wird es wieder, so gut als es hätte gehen müssen, wenn ich gestorben oder pure ins Privatleben zurückgetreten wäre."

Je näher die Zeit des Abschiedes kam, desto schwerer fiel ihm dann allerdings auch wieder der Gedanke, aus all den bisherigen Arbeiten herauszutreten. Er schrieb darüber seinem vormaligen Lehrer Sträßer unterm 28. Dezember: „Wunderbar ist es, wie schwer mir doch das Mich-ablösen aus hiesigen Verhältnissen wird: ich bin eben in der großen Liquidation begriffen und jeden Tag geht irgend ein Akten-Paket ab, das ein Stück meines bisherigen öffentlichen Daseins vorstellt, und nie, selbst wenn es nur geringfügige Sachen betrifft, bleibt mir ein Gefühl bittern Schmerzes erspart. Nächsten Donnerstag übergebe ich dann das eigentliche Landammann-Amt, und ich denke mit einem stillen Grauen an diesen Augenblick, wo ich das starke Tau kappe, das mich jetzt an die sichere Hafenmauer des bekannten, trotz alledem und alledem theuren Heimatlandes befestigt hielt. Vorbei!"

Schon unterm 21. Dezember hatte er der Standeskommission seine Demission eingereicht, die wir wörtlich hier mittheilen:

„Hochgeachtete, hochgeehrte Herren!

„Nachdem ich, wie Ihnen bekannt ist, mich zur Uebernahme einer Stelle im schweizerischen Bundesrathe entschlossen habe und demgemäß mit Anfang des kommenden Jahres nach Bern überzusiedeln genöthigt bin, liegt es mir ob, die verschiedenen Amtsstellen, welche ich bisher im kantonalen Dienste bekleidet habe, in die Hände meiner Wähler zurückzulegen, und zwar mit der Bitte, mich mit dem 31 Dezember nächsthin als entlassen zu betrachten. Es sind dies:

1) das Amt des Landammanns;
2) das Präsidium der Polizei-, der Landesbibliothek- und der Verfassungsrevisions-Kommission;
3) die Stelle eines Mitgliedes der eidg. Linthkommission,
4) die Stelle als Mitglied des Kantonsschulrathes und der Obersteuerkommission.

Es wird nach Maßgabe von § 61, lit. c) der Verfassung Sache der hohen Standeskommission sein, für die Wiederbesetzung dieser durch meinen Wegzug ledig gewordenen Stellen die geeignete Vorkehr zu treffen. Bezüglich auf die Uebergabe der Geschäfte und Akten, soweit eine solche nöthig ist, werde ich mich mit meinen Stellvertretern in direktes Benehmen setzen.

Indem ich so das Band löse, welches mich während eines Vierteljahrhunderts so innig und vielfach mit dem öffentlichen Leben meines Heimatkantons verknüpft hat, weiß und fühle ich es sehr wohl, daß ich damit die schönste Blüthezeit meines Lebens abschließe. Was vor mir liegt, mag ja wohl in mancher Richtung in den Augen der Welt von höherem Glanze umstrahlt sein, als die bescheidene Stellung des obersten Vorstehers eines kleinen kantonalen Gemeinwesens: an warmer, innerer Befriedigung hat dagegen der Landammann von Glarus, wenn er inmitten seines lieben Volkes stand, reichere Momente erlebt, als die kühlen Räume des Bundespalastes sie zu bieten vermögen. Wenn ich trotzdem zu dem zweifelhaften Tausch mich entschlossen habe, so geschah dies zum Theil deshalb, weil die Frage in einem Augenblick und in einer Gestalt an mich herantrat, wo ich mir nicht verhehlen konnte, daß ich durch einfache Ablehnung doch vielleicht auch eine vaterländische Pflicht verletzen würde; zum Theil aber dann allerdings auch deshalb, weil ich längst zu der Ansicht gelangt war, daß ich eigentlich schon *zu* lange die kantonale Stellung innehabe und daß ein Wechsel hierin, ohne Schaden für den öffentlichen Dienst sowohl als für mich persönlich, sich nicht wesentlich länger verschieben ließe.

Und so scheide ich denn aus dem kantonalen Dienste zwar mit dem Bewußtsein, daß es so für alle Theile besser sei; aber dennoch mit schwerem Herzen, mit tieferregten Empfindungen. Mein wärmster *Dank* gebührt Ihnen, meine verehrten Herren Kollegen, für alle die Freundschaft und Nachsicht, die Sie mir ununterbrochen bewiesen haben; er gebührt nicht minder den weitern Behörden, dem Rath und dem Landrathe, und allem Landvolke insgemein, die mir durch eine lange Reihe von Jahren hindurch so viele sprechende Beweise, nicht bloß des Zutrauens und der Achtung, sondern der *Liebe* gegeben haben. Sagen Sie ihnen allen, daß ich dessen mich heute mit überströmenden Gefühlen erinnere und daß ich es nie vergessen werde. — Scheide ich auch für einige Jahre aus dem engen Thale, wo ich meine Kindheit, meine Jugend und die schönsten Tage meines Mannes-Alters verlebt habe, — mit meinem Herzen bleibe ich da zurück und werde niemals aufhören, mit der innigsten Theilnahme seine weitern Geschicke zu verfolgen. Mögen dieselben freundliche sein! Möge Gewerbfleiß und Wohlstand sich heben, und die trüben Wolken, die in dieser Hinsicht schon lange auf uns lasten, bald wieder einem heiteren

Himmel Platz machen. Mögen aber auch, das ist mein herzlichster Wunsch, alle die Männer, die berufen sind, im öffentlichen Dienste des Landes zu wirken, nicht bloß in selbstloser Hingebung für das Allgemeine, sondern auch in treuer Eintracht und freundlichem Zusammenstehen ihre nicht immer leichte und dankbare Aufgabe erfüllen; mögen endlich alle Klassen und Schichten der Bevölkerung je mehr und mehr das leider oft getrübte Bewußtsein wieder erlangen, daß sie alle zusammengehören und Einen Leib bilden, an welchem kein Theil leiden kann, ohne daß die andern davon mitbetroffen werden.

Mit diesen, aus dem innersten Herzen kommenden Wünschen empfehle ich das theure Glarnervolk dem Machtschutze Gottes auch heute, in der schweren Stunde meines Abschiedes, wie ich es, in guten und bösen Zeiten, an so manchen Landsgemeindetagen gethan habe, und ich füge nur als letzten Wunsch noch hinzu, daß in diesem Volke das Andenken an seinen langjährigen Vorsteher ein freundliches sein möge.

Empfangen Sie, hochgeachtete Herren und theure Mitarbeiter, den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochschätzung und freundschaftlichen Ergebenheit.

Dr. J. Heer."

Wie bei Heer selbst Freude und Wehmuth in diesen Tagen miteinander gerungen, so hat dasselbe Ereigniß in manches Glarners Herzen auch beides, Empfindungen der Freude und Gefühle der Wehmuth, wachgerufen. Mit berechtigtem Stolze freute sich ja wohl das Glarnervolk, daß einer der Seinigen würdig befunden worden, zu den höchsten Ehren, welche die Eidgenossenschaft zu vergeben hat, emporzusteigen, und es zu vernehmen, wie überall in allen Lagern und in den verschiedensten Kantonen die Eidgenossen mit vollem Vertrauen zu dem neuerkornen Bundesrathe emporschauen. In diese Freude mischte sich aber der Schmerz über die Lücken, die sein Wegzug aus dem Kanton so mancherorten hervorrufen mußte, in den Behörden, deren Seele er gewesen, wie für die Landsgemeinde, die er nun so manches Jahr in so trefflicher Weise geleitet, im Kreise seiner Freunde, wie für die Menge der Rath- und Trostbedürftigen, für welche sein Haus stets offen gestanden. Alle aber drängte es, ihm noch einmal ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeugen; vergessen waren jetzt auch alle die kleinen Reibereien, die ihm in der letzten Zeit etwa einmal unangenehm werden mochten; alle empfanden es als Bedürfniß, durch irgend einen feierlichen Akt die Hochachtung und Dankbarkeit zu bekunden, die das Volk von Glarus für die ihm bewiesenen trefflichen Dienste schuldete.

Am 2. Januar sammelten sich deshab zunächst die Vorsteher des Landes und der Gemeinden im Schützenhaus zu Glarus zu einer schönen, familiären Feier, bei welcher in mancherlei Tonarten, in fröhlichen und wehmüthigen

Klängen, in Prosa und Poesie die Verdienste des Scheidenden gepriesen wurden. In tiefbewegten Worten antwortete Heer seinerseits, indem er all das bisher vom Volk und den Behörden ihm entgegengebrachte Vertrauen verdankte und zugleich als Vermächtniß des Scheidenden den Anwesenden die Mahnung zur Eintracht und zu treuem Zusammenwirken ans Herz legte. „Halten wir uns ferne", bat er recht eindringlich die zum letzten Male um ihn versammelten Kollegen und Mitarbeiter, „halten wir von uns ferne die bösen Geister des Partei- und Coterieweſens, die nirgends vergiftender, lähmender wirken müßten, als gerade in so ganz kleinen Verhältnissen. Fühlen wir vielmehr uns alle als Söhne der gemeinsamen Mutter, als Glieder der Einen Familie, die zu einander halten müssen in guten und bösen Tagen, wenn die Haushaltung gedeihen und die Mutter ihrer Söhne sich freuen soll. Dann werden auch ernste Meinungsverschiedenheiten — die ja nicht ausbleiben können und gar nicht ausbleiben sollen — nicht zu giftigem Hader führen, sondern zu ernsten Auseinandersetzungen, wo keinem das übermüthige Frohlocken des Siegers, keinem aber auch das demüthigende Gefühl des Besiegten ziemt."

„Und wenn ich, Tit., als scheidender Landammann mir noch eine Bitte und eine Mahnung erlauben darf, so ist es diese: trachten Sie alle vor allen Dingen nach dieſem Ziele. Es wird sich auch hier das Wort erfüllen: daß uns dann alle andern Dinge von selber zufallen werden. Das Gedeihen des Allgemeinen, die nachhaltige, innere Befriedigung jedes Einzelnen aber, sie werden der schöne Lohn sein für manchen Akt der Selbstbeherrschung und der Selbstverleugung, ohne die freilich jenes Ziel nie zu erreichen ist."

Am Abend desselben Tages wurde dann dem scheidenden Landammann noch ein Fackelzug gebracht, zu welchem trotz der Ungunst der Witterung eine gewaltige Volksmenge sich eingefunden. Sein bisheriger Kollege und künftiger Nachfolger, Rathsherr E. Zweifel, verlieh in schwungvoller Rede der Freude über die dem Gefeierten zu Theil gewordene Ehre, wie dem Schmerze über seinen Weggang Ausdruck, worauf Heer selbst in einer Ansprache an das versammelte Volk, die wohl wenig Augen trocken ließ, antwortete. Hatte er schon in seiner Rede im Schützenhause einen ernsten, fast wehmüthigen Ton angeschlagen, so war dieses hier noch mehr der Fall.

Als 9 Jahre vorher, Dezember 1866, Heer ebenfalls als Bundesrath vorgeschlagen worden, er aber die Wahl ausgeschlagen hatte (o. pag. 104), brachte die Bevölkerung von Glarus dem ihr treu verbleibenden Landammann, sowie seinem Schwager Blumer, der in derselben Sitzung der Bundesversammlung zum Vizepräsidenten des Ständerathes und des Bundesgerichtes ernannt worden war, ebenfalls einen solennen Fackelzug. Seither

war sein Freund und Schwager, mit dem er am 23. Dezember 1866 die Ehre des Fackelzuges gemeinsam genossen, von der Bundesversammlung zum ersten Präsidenten des seit 1875 in Lausanne weilenden Bundesgerichtes gewählt worden, aber, nachdem er kein Jahr dort verweilt, auch schon gestorben! An diese ernsten Erinnerungen knüpfte Heer in seiner Rede an und ließ es dabei durchfühlen, wie seiner Seele der Gedanke so nahe lag, daß auch er vielleicht nicht zu lange in Bern sein Wirken haben werde, um mit der Versicherung zu schließen, daß er mit Sinnen und Gedanken seinem Vaterlande treu verbleiben werde, bis sein Herz zu schlagen aufhöre und sie droben auf dem Friedhof auch ihm die letzte Ehre erweisen würden.

Noch sangen die Sänger:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, das man hat,
Muß scheiden;"

— ein Lied, das sie 3 Jahre später an der frühen Gruft desselben Mannes wieder sangen — dann begab sich der Festzug nach dem allgewohnten Landsgemeindeplatz, und während in großem Kreise die Fackeln zusammengeworfen wurden, um dortselbst ihr gemeinsames Ende zu finden, ertönte noch mit urgewaltiger Kraft unsere Nationalhymne aus dem Munde von Tausenden.

17. In Bern. 1876—1878.

Mitte Januar 1876 war Heer nach Bern übergesiedelt, um dorten in sein neues Amt einzutreten. Bei der Vertheilung der Departemente war ihm dasjenige der Posten zugewiesen worden, das, wie es scheint, von niemand besonders begehrt wurde, dagegen für Heer ein keineswegs ganz fremdes Arbeitsfeld war. So hatte er in Berlin 1868 die Postverträge mit Deutschland und Holland geleitet und zu glücklichem Abschlusse gebracht und war er in Folge der dort erworbenen Verdienste auch 1874 berufen worden, nebst Bundesrath Borel auf dem September und Oktober dieses Jahres in Bern stattfindenden Postkongresse die Schweiz zu vertreten, wobei er auch nicht Geringes zum Gelingen desselben beigetragen. Dagegen kamen nun allerdings bei Verwaltung des Postdepartements auch eine ganze Menge von einzelnen Fragen zur Behandlung, die ihm zunächst fremd sein mußten, und die es mit sich brachten, daß er in seinen Entscheiden zunächst mehr, als ihm lieb war, auf das Urtheil seiner „Geheimräthe" abstellen mußte. Um aber eben dieser Abhängigkeit bald möglichst sich zu entziehen und ein selbstständiges Urtheil in Sachen sich zu erwerben, „auf eigenen Beinen zu stehen", ließ er es sich angelegen sein, so weit immer möglich durch eigenes Studium und selbsteigene Anschauung den ihm zugeschiedenen Fragen auf den Grund zu gehen. Eben darum konnte es denn auch von Anfang an nicht an Arbeit fehlen. Gleich im ersten Monat seiner bundesräthlichen Thätigkeit kamen überdies zu den laufenden Geschäften seines Departementes auch noch außerordentliche hinzu: die Leitung eines wieder in Bern abgehaltenen Postkongresses und die Ausarbeitung eines neuen Posttaxengesetzes.

Doch lassen wir jetzt über alles dieses, wie etliche andere, seine bundesräthliche Stellung beschlagende Dinge, am liebsten wieder ihn selbst erzählen. Unterm 29. Januar 1876 gibt er über seine ersten in Bern erhaltenen Eindrücke seinem Freunde T. folgenden Bericht:

„Es ist Sonnabend und vor wenig Minuten hat es 6 Uhr geschlagen: da ist denn das Bureaukraten-Volk alles ausgeflogen, herzlich dem lieben Gott dankend, daß wieder eine Woche saurer Arbeit vorüber ist und ein Ruhetag vor der Thüre steht, wo man nicht auf's Bureau zu gehen braucht.

Einzig Dein alter Freund sitzt noch auf seiner Departemental-Stube am trefflich eingerichteten Schreibtische uud hat noch gar nicht im Sinne, sich so bald von demselben zu trennen. Zwar die Akten sind auf die Seite gelegt und können nun bis Montag ruhen; aber wenn ich noch meiner Privat-Lektüre oder Privat-Schreiberei obliegen will, warum soll ich das nicht ebenso gern hier thun, als im Wirthshaus, wo ja doch auch nicht das Gefühl „zu Hause zu sein" über einen kommen will? Und jetzt, da ich sonst nichts Dringendes zu thun habe, will ich, mein trefflicher Freund, den ersten Gruß aus meiner Pseudo-Heimat senden und Dir Rechenschaft geben von meinen ersten hiesigen Eindrücken. In den ersten Tagen kam mir das Bureau-Leben verzweifelt sonderbar vor: ich erschien mir selber wie ein richtiger Commis, der seine fest vorgezeichneten Stunden absitzt, und das wollte mir doch nicht recht behagen. Auch in Betreff der Geschäfte fuchs'te mich das Gefühl, nicht mehr Alles, was mir vorkommt, wirklich zu verstehen, sondern in 99 von 100 Fällen auf das Erachten der Fachmänner angewiesen zu sein, von deren Zutrauenswürdigkeit mir erst eine längere Erfahrung den richtigen Begriff geben wird. Dazu kam, insbesondere während der ersten acht Tage, eine wirklich unvernünftige Ueberhäufung mit Arbeit, theilweise herrührend von Rückständen, theilweise auch zusammenhängend mit dem Jahreswechsel. Das Alles hat sich nun seither besser gestaltet: ich habe mich schon etwas eingewöhnt in Form und Materie der neuen Thätigkeit und so, hoffe ich, wird es ja wohl auch wieder gehen. Immerhin habe ich das Gefühl, daß ich in Bern nicht gar alt werden dürfte, und ich halte es heute für sehr wahrscheinlich, daß ich in drei Jahren wieder in meiner alten, heimeligen Stube in Glarus sitzen werde. Meine gute Frau hieher zu nöthigen, während ich ihr von Morgens früh bis Abends spät gar nichts sein könnte, als am Mittagessen ein vielleicht oft sauertöpfisch gesinnter Tischgenosse, das werde ich mir nicht zu Schulden kommen lassen. Anderseits aber Frau und Kind haben und doch ein Junggesellenleben im Wirthshaus zu führen, das hält ein vernünftiger und unabhängiger Mensch im besten Falle drei Jahre aus."

Das Heimweh, von dem dieser Brief offenbar Zeugniß gibt, das Gefühl, in seiner neuen Umgebung nicht so tief eingewurzelt zu sein, als dieß in Glarus der Fall war, ist er wohl in allen drei Jahren nie ganz los geworden; immerhin kann er in einem folgenden Briefe konstatiren, daß er sich nun schon recht ordentlich in die neuen Verhältnisse eingelebt. Unterm 6. Februar 1876 schreibt er: „Du hast mir mit Deinem guten und einläßlichen Briefe so viel Freude gemacht, daß ich doch nicht länger säumen will, Dir dafür herzlich zu danken. Erst wenn man so ein Bureau-Lastthier geworden ist, wie ich es jetzt bin, spürt man den Segen des

Sonntags* und ich nutze diesen gerne zur Privat-Korrespondenz aus; so widme ich denn Dir auch ein Stündchen dieses heutigen Sonntages, der sich — die Lampe brennt schon auf meinem Schreibtische — bald wieder seinem Ende zuneigt. — Zunächst eine kleine persönliche Bemerkung: Du findest den Ton meines letzten Briefes etwas heimweherisch und schreibst einzelne Bemerkungen einer gedrückten Stimmung zu. Das ist doch nicht ganz richtig: ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß meine Stimmung durchaus nicht gedrückt und daß meine Gesundheit vortrefflich ist. Ich lebe still und arbeitsam die Tage dahin und wenn ich Abends auf mein Zimmer komme, so fehlt mir freilich das freundliche Behagen der Häuslichkeit, aber ich nehme dies nun als etwas Gegebenes hin und weiß mich ganz gut darein zu fügen. Ich mache mir dann des Abends, wenn ich nicht irgend eine gesellige Pflicht zu erfüllen habe, allerlei zu schaffen und bin dabei, wenn auch nicht gerade glücklich, doch auch nichts weniger als unglücklich."

„Der Postkongreß ist recht gut abgelaufen: ich hatte zuerst das Präsidiren in französischer Sprache etwas gefürchtet, aber es ist über Erwarten leicht gegangen. Daneben waren die persönlichen Beziehungen zu den Delegirten sehr angenehm und wir haben einige recht vergnügte Abende mit einander zugebracht. Zuletzt leider kam die dumme Geschichte mit dem

---

* Er wird es in der That nicht müde in seinen Briefen die Wohlthat der Sonntagsruhe zu preisen. So schreibt er sub 2. März 1876 seinem Freunde T.: „Es war wirklich eine liebenswürdige Aufmerksamkeit von Dir, daß Du mir armen Einsiedler gerade auf den Sonntag eine so reichhaltige Mittheilung zugedacht hast und ich danke Dir herzlich dafür. Uebrigens mußt Du nicht glauben, daß diese einsamen Sonntage für mich eine so große Pein seien: im Gegentheil sind sie mir eine rechte Erquickung im Gegensatze zu diesem kahlen, knechtischen Bureau-Leben während der Woche, und da ich das Talent habe, mich gut beschäftigen zu können und an Langeweile nie zu leiden, wenn ich allein bin, so gehen mir die Sonntage so still-vergnügt dahin, als ich es nur wünschen kann".

Seiner Schwester S. schreibt er: „Wie seelenvergnügt und glücklich ist mir dieser stille, einsame Sonntag vorübergegangen! Ich habe früher nie ein rechtes Gefühl dafür gehabt, was dem gemeinen Manne, nach der sauren Arbeit der Woche ein freier Tag für ein Segen und für eine Wohlthat sei: in meinem frühern Leben zu Glarus war der Unterschied zwischen Werktag und Sonntag nicht ausgeprägt genug, um jenes Gefühl so recht aufkommen zu lassen; jetzt aber, wo ich zum Bureaukraten avancirt bin, merke ich es an meiner eigenen Person, was Der für ein Wohlthäter der Menschheit war, der zuerst das große Wort sprach: „Sechs Tage sollst Du arbeiten; am siebenten aber sollst Du ruhen". Ich habe überhaupt vor Moses einen unendlichen Respekt; ich glaube, er ist eine der großartigsten Gestalten der gesammten Weltgeschichte und die Gesetzgebung, die er seinem Volke hinterlassen hat, läßt in ihm einen tiefen Kenner des menschlichen Herzens nicht nur, sondern auch der sozialen Grundsätze erblicken, die ein menschenwürdiges Beisammenleben eines Volkes ermöglichen".

Präsent, das sie mir machen wollten*, und das ich nach meiner Auffassung und nach meiner Interpretation von Artikel 12 der Bundesverfassung ablehnen mußte. Die Herren, die in corpore bei mir erschienen waren, um es zu überreichen, waren freilich zuerst etwas verstimmt; aber das hielt nicht lange vor; nachher zogen wir zusammen ins Café du Nord und waren heiter und guter Dinge, als ob nichts vorgefallen wäre."

In Uebereinstimmung mit diesem Berichte an seinen Freund, schreibt er unterm 23. Januar seiner Gattin: „Ich werde es für diese drei Jährchen gar wohl so machen können, wie ich es jetzt mache, nämlich in einer behaglichen Junggesellenwirthschaft. Ich kann Dich in vollem Ernste versichern, daß ich mich dabei gar nicht übel befinde: nicht bloß, weil ich vortrefflich einquartiert und bedient bin, sondern auch, weil neben dem Bureaudienst, den ich zu erfüllen habe, ein rechtes Familienleben eigentlich gar nicht Platz hat. Meine Tagesordnung ist folgende: 8 Uhr Morgens, nachdem ich gefrühstückt habe, gehe ich auf das Bureau und bleibe da in der Regel bis 12 $^1/_2$ Uhr; drei Mal in der Woche (am Montag, Mittwoch und Freitag) ist Sitzung des Bundesrathes, die ungefähr auch um 12 bis 12$^1/_2$ Uhr zu Ende ist. Dann gehe ich nach Hause, esse zu Mittag und würze mir das Mahl mit der Lektüre irgend einer Zeitung; ist es ordentlich Wetter, was freilich bisher erst zwei Mal der Fall war, so mache ich noch einen kleinen Lauf vor das Thor, auch wohl unter den Arkaden der Spitalgasse, und Schlag 2 Uhr sitze ich wieder auf meinem Bureau, das ich dann bis Abends 6$^1/_2$—7 Uhr nicht mehr verlasse. An Arbeit aller Art fehlt es mir nicht; in den ersten Tagen wollte ich fast verzagen über der Fluth von Briefen, die fast alle Stunden eingingen und deren Oeffnung und flüchtigste Lesung schon einen guten Theil der Zeit in Anspruch nahmen; indessen gewöhnt man sich daran und richtet sich dann schon so ein, daß man doch nicht in der Fluth untergeht oder elendiglich ersäuft. Es geht jetzt schon ganz gut, und ich spüre recht wohl, wie ich nach und nach in die Geschäfte hineinkomme und Verständniß dafür gewinne. Aber wenn man Abends 7 Uhr nach Hause geht, so ist es ein rechtes Délassement, irgend eine leichtere Lektüre zur Hand zu nehmen,

---

* Als Anerkennung für seine treffliche Leitung des Postkongresses hatten dessen Theilnehmer Heer ein silbernes Schreibzeug mit künstlerisch ausgeführter Widmung zugedacht, und da ein früherer Leiter eines ähnlichen Kongresses ohne Bedenken ein solches Präsent entgegengenommen, waren sie allerdings zunächst nicht wenig verblüfft, als Heer — ohnehin nicht gerade ein Freund von Geschenken und ähnlichen Auszeichnungen — gestützt auf § 12 der Bundesverfassung, ihnen erklärte, das ihm zugedachte Geschenk nicht annehmen zu können.

man geht auch wohl, wenn sich Gesellschaft findet, zum Café du Nord, um eine Cotelette zu verspeisen, oder eventuell setze ich mich einsam zu einem Glase Bier, rauche, lese den Kladderadatsch oder die Fliegenden Blätter, oder meditire auch ruhig und behaglich, bis es 9—9½ Uhr ist, und dann trollt man sich zu Hause und geht, sofern man nichts Besonderes vor hat, zu Bette. So gehen die Tage recht freundlich vorüber; aber für eine Frau, die allein (ohne Kinder) den ganzen lieben langen Tag zu Hause auf den Mann warten müßte, um ihn dann vielleicht Abends verdrießlich oder übermüdet zum Nachtessen zu empfangen, wäre der Spaß wirklich gering. Und darum sage ich: bleibe Du ruhig zu Hause bei Deinen Leuten; ich will mich die paar Jährchen schon durchbeißen, und wenn ich dann, nach Verfluß derselben wieder bei Hause im warmen, alten Neste unterkriechе, so wird es mir erst recht wohl sein und ich werde, in der Vergleichung mit der nächsten Vergangenheit auch die verhältnißmäßige Leere eines reinen Privatlebens viel weniger empfinden, als es der Fall gewesen wäre, wenn ich im Mai lediglich den Landammannsbündel weggeworfen hätte und eines schönen Morgens im alten Heim als eine neue Existenz — von einem Tag auf den andern umgewandelt — erwacht wäre".

Aus seinen Erfahrungen und Sorgen als Chef des Postwesens meldet er sub 26. Januar: „Unter den obern Beamten meines Departements bestehen arge Differenzen: Reibungen kann man nicht gerade sagen, aber Abneigungen, die sich fast zum Hasse steigern. Die Wahl ...'s hat ... tief verstimmt; der kleine ..... ist ihm nun vollends gram, weil er ihn nicht recht als selbstständigen Sektionschef will gelten lassen. Es ist mein Bestreben, ein — mindestens erträgliches — Verhältniß herzustellen, und ich verzweifle nicht an der Möglichkeit, dies zu erreichen, wenn ich auch die Schwierigkeiten nicht verkenne".

Unterm 25. Februar a. c. schreibt er in seinem Tagebuche: „Nachmittags mit „G. R." Z. und dem Werthzeichenkontrolleur W. die Frankomarken- und Couvertfabrik besucht. Die Herstellung der Marken ist sehr einfach: das Papier wird zuerst mit einer Lage Gummi auf der hintern Seite angestrichen; dann wird die Vorderseite mit den Bildern bedruckt, was durch eine von Hand getriebene Prägemaschine erfolgt, und dann noch auf einer kleinen Maschine die Löcher durchgeschlagen, welche das leichte Abreißen der einzelnen Marken ermöglichen. Damit ist der ganze Prozeß zu Ende! Der Unternehmer bezieht für diese Manipulationen (das Papier wird ihm geliefert) 65 Rappen per 1000 Stück, und da er jährlich etwa 46 Millionen Stück zu liefern hat, so gibt das eine schöne Summe. Meine Begleiter meinten, er verdiene reichlich 50 % dabei. — Viel

komplizirter sieht die Sache bei den Couverts aus: hier wird zuerst durch ein Schlageisen unter einer starken Presse (die 100 Bogen auf einmal durchschlägt) die primitive Form des Papiers hergestellt; dann kömmt die Bedruckung mit dem Stempel unter einer kleinen, durch Dampfkraft betriebenen Prägmaschine mit Selbstfärbung; Mädchen besorgen das Einlegen, das so rasch geht, daß eine gute Arbeiterin gegen 20,000 Stück im Tag fertig bringt. Ist der Stempel aufgedrückt, so geht das Couvert in ein anderes Zimmer, wo zunächst die Verschlußklappe gummirt wird: auch hiefür besteht eine kleine, übrigens sehr einfache Maschine, die ebenfalls von Mädchen bedient wird. Hat diese Gummirung hinlänglich getrocknet, so kommt die Schlußverhandlung, das Falzen: dieses wird von einer äußerst sinnreichen und komplizirten Maschine besorgt: die Arbeiterin legt das Papier auf das Brett, vor dem sie sitzt; dieses wird zur rechten Zeit durch die Maschine selbst in die Form hineingeschoben; hier werden die Ecken umgebogen, die festen Nähte gummirt und das Ganze sauber gefällt; etwa 30 Sekunden (vielleicht weniger), nachdem man das glatte Papier hingelegt hat, fällt unten das fertige, gefalzte und gummirte Couvert in den Kasten. Für die Herstellung von 100 Stück Couverts (ohne Papier) werden Fr. 3 bezahlt. Ich habe oben von Motor gesprochen und von Dampfkraft geredet; es ist dies aber ein Irrthum: der Motor wird durch Leuchtgas bewegt, das durch Bildung von Knallgas Explosionen herbeiführt, die dann den Kolben der Maschine in regelmäßigen, heftigen Stößen emporschnellen. Es ist eine kleine nette Maschine von zwei Pferdekräften."

Bei späterer Gelegenheit meldet dasselbe Tagebuch anläßlich der Inspektion eines neuen, in Aarau (von Riggenbach) angefertigten Bahnpostwagens und Beaugenscheinigung eines von Maring und Mertz in Basel angewendeten Beleuchtungssystems: „Ich setzte mich Morgens 6 Uhr 10 Minuten auf den Schnellzug, begleitet von .... In Olten trafen wir Riggenbach und den Wagen und fuhren in diesem gen Basel, wo im Bahnhof der K.P.D. Maurer seines Obern wartete. Wir wanderten sofort von Herrn Maning begleitet, durch die herrlichen neuen Anlagen, die sich, an der Stelle der alten Festungsgräben, rund um die Stadt herumziehen, dem Etablissement, das wir besichtigen sollten und das hart am Rheine liegt, zu und brachten daselbst mehr als zwei Stunden zu. Das Gas, um das es sich handelt, wird aus Oelabfällen und ungereinigtem Petroleum bereitet und hat treffliche Eigenschaften, sowohl in betreff des Preises als der Leistungsfähigkeit. Eine Flamme, die per Stunde 30 Liter Gas konsumirt, leistet stark das Nämliche, wie eine, die 120 Liter gewöhnliches Steinkohlengas verzehrt, und dabei ist das Licht so ruhig und schön, daß man Besseres nicht wünschen kann. Alle Vorrichtungen, um

dieses Gas — stark komprimirt — ohne Unbequemlichkeit in einem für 12 Stunden ausreichenden Quantum, mit dem Wagen transportiren zu können, sind ersonnen und praktisch dargestellt — Dank namentlich einem sehr sinnreich konstruirten „Regulator" kleinsten Kalibers, der ein ganz gleichartiges Brennen der Flamme bei sehr verschiedener Kompression ($^1/_2$—4 Atmosphären) gewährleistet. Und dennoch — glaube ich, hat die Sache ihren großen Haken, und ich zweifle daran, ob wir sie adoptiren werden. Erstlich bedarf es ziemlich kostspielige Installationen an den Hauptknotenpunkten des Eisenbahnverkehrs: z. B. Biel, Olten, Winterthur, und es ist möglich, daß hiedurch schon der Preis zu hoch zu stehen kommt; sodann weiß ich noch nicht recht, ob das Einfüllen der Kessel auf diesen Stationen, wo die Züge nur kurz zu halten pflegen und während dieser Zeit noch beständig manöveriren müssen, so glatt vor sich gehen würde. Herr Maring entwirft nun ein Projekt, das wir uns dann ansehen wollen. Lieb ist es mir nun doch, daß ich die Sache selbst genau in Augenschein genommen habe; die Anschauung ist eben doch in solchen Dingen die Hauptsache*.

„Vor dem Essen gingen wir dann noch — neben der schönen, neuen Kunsthalle und dem gleich daneben gelegenen, ebenfalls neuen Theater vorbei — in die Barfüßerkirche, wo für Post und Telegraph provisorische Lokale für die Zeit, wo das alte Posthaus seinen Umgestaltungsprozeß durchmacht, hergerichtet werden. Es sind schöne, weite, helle Räume: man könnte sie für ein definitives Lokal kaum besser wünschen."

Wenn diese Mittheilungen uns mit seiner Thätigkeit als Chef des Postwesens bekannt machen, so wollen wir anderseits noch durch dasselbe Tagebuch, in das Heer vom Januar bis Mai 1876 seine Eintragungen machte, uns ein Bild seines übrigen bundesräthlichen Lebens und Treibens bieten lassen. Ueber die Woche vom 27. Februar bis 5. März finden sich folgende Einträge:

„Dienstag, den 29. Februar. Der Sonntag verging, wie meine hiesigen Sonntage zu vergehen pflegen: mit Lektüre und Briefschreiben. Als Abwechslung zu dem ewigen Bureauleben ist so ein stiller Sonntag, wo man so ganz treibt, was man gern will, eine außerordentlich angenehme Sache, und ich war am Abend gar vergnügt und innerlich ruhig."

„Am Montag Bundesrath, wo der letzte — zurückgewiesene — Theil des Posttaxengesetzes** ohne Anstand nach meinem Antrag erledigt wurde.

---

* Aus demselben Grunde, selbst Nachschau zu halten, ist er bald da, bald dort, reist er nach Vivis, Neuchatel, Aarau, Lausanne ꝛc.

** Ueber die Vorarbeiten für obiges Gesetz bemerkt er sub 18. Februar: „Am Mittwoch arbeitete ich — da wir eine Sitzung des Bundesrathes nicht hatten — am

— Am Abend traf ich im Lesezimmer Melegari", (damals italienischer Gesandter in Bern) „der sofort vom Gotthard anfing und sich dahin äußerte: es sei lächerlich, daß jetzt die Gotthard-Direktion alle Schuld wegen des verfehlten Voranschlages auf die internationale Konferenz schieben wolle, die doch ihrerseits lediglich auf die Vorlagen der „Gotthard-Vereinigung" abstellen mußte. Die daherigen Ausführungen in dem Memorial der Direktion haben in Italien einen durchaus ungünstigen Eindruck gemacht. Ich konnte ihm darauf nicht viel erinnern, da ich eigentlich ganz das nämliche Gefühl auch gehabt habe."

„Heute, Dienstag, hatte ich eine lange Visite von Blotnitzky, der wegen der Angelegenheit der Station Näfels-Mollis meine Ansicht zu kennen wünschte. Nachher kam er auch auf den Gotthard zu sprechen und schimpfte über den Kostendevis von Hellwag, der in jeder Beziehung übertrieben sei und durch den Schrecken, den er unnöthiger Weise erregt habe, den größten Schaden thue. Der frühere Voranschlag, um 30—35 % (in Folge der Preis-Aufschläge) erhöht, werde vollkommen ausreichen, und wenn man sich auf die Stammlinie beschränke und unnütze Zweiglinien auslasse, so werde sich schon Rath schaffen lassen. Möge er Recht behalten!"

„Dann Bundesrichter Pictet in langer und angenehmer Konversation; später von Büren, der mich gar freundlich in Bern willkommen hieß. — Welti* wollte mich auf den Abend einladen; ich schlug aber aus, da ich mich schonen will. Gestern (Montags) war ich recht elend; heute dagegen fühle ich mich viel wohler: gerade deshalb aber will ich Sorge zu mir tragen."

„Nach dem Mittagessen ein halbes Stündchen bei Herrn Oberrichter Leibundgut, wo mein Besuch die herzlichste Freude hervorrief. Der alte

---

neuen Posttaxengesetz und legte mir auch für die Abfassung der Botschaft, die ich Tags darauf an Handen nehmen wollte, die Gedanken etwas zurecht. Der Gedanke, auch für die Beförderung der leichtern Fahrpoststücke eine Einheitstaxe einzuführen, hat mich zuerst sehr piquirt, und ich glaube wirklich, es ist dies das System der Zukunft; aber wenn der Fiskus nicht leiden soll, so ist man gezwungen, Taxen anzunehmen, die für einige Rayons des dichtesten Verkehrs (insbesondere für die Sendungen bis auf 4 Pfund innerhalb der Zone von 5—20 Stunden) erhebliche Erhöhungen gegenüber den jetzt bestehenden zur Folge haben, und das wird einen Höllenlärm absetzen. Streicht mir daher der Bundesrath die fragliche Bestimmung, so kann ich mich gar wohl darüber trösten."

* Bei einer spätern Gelegenheit schreibt er: „Herr Welti und ich blieben dann noch ein Stündchen zusammen, um unsere Cigarren und eine angebrochene Flasche zu Ende zu führen. Es ist mir eine rechte Erquickung, hie und da mit diesem trefflichen Manne in rein-menschlicher Weise zusammen zu sein und wenn mich nicht alle Zeichen trügen, so macht ihm auch der Umgang mit mir Vergnügen."

Herr ist wieder ganz hergestellt und so munter, als in seinen besten Tagen. Der gibt noch nicht „lugg". Mittwoch, 1. März, Bundesrathssitzung ohne besonders wichtige oder interessante Geschäfte; Abends bei Müller, wo ich mit Archivar Kaiser zusammentraf. Wir unterhielten uns bis nach 10 Uhr und dann ging ich zur Ruhe. Mit der Gesundheit geht es so so, la la." Donnerstag, 2. März: Abermals Bundesrathssitzung. Gesetzesentwurf über Wasserbaupolizei. Herr Droz hat nun einen selbstständigen neuen Entwurf* ausgearbeitet, der als Grundlage der Diskussion diente. Dennoch gab es noch viele neue Schwierigkeiten und wichtige Bestandtheile wurden abermals zurückgewiesen. Es wird wohl eine ziemlich konfuse Berathung in den gesetzgebenden Räthen geben. Anderwert meinte nach der Sitzung: es bedürfe eigentlich gar keines Gesetzes; man könnte den Artikel 24 der Bundesverfassung ganz einfach in der Paxis anwenden und geltend machen, ohne da eine weitläufige Gesetzgebung aufzustellen, für welche eigentlich die unentbehrliche Basis der Erfahrung noch mangle. Ich glaube, es liegt hierin viel Wahres."

„Abends gegen 5 Uhr Besuch von Escher, der wohl fast eine Stunde blieb. Ich hatte gerade Tages zuvor mir meine Gedanken über die Gotthardangelegenheit zurechtgelegt und dieselben, um mir selbst klarer zu werden, zu Papier gebracht; ich war also ganz wohl präparirt, um eine Diskussion über den Gegenstand, die sich selbstverständlich sofort entwickelte, führen zu können. Ich sagte demnach: es scheine mir, daß die Gottharddirektion unmöglich sich auf den Standpunkt stellen könne, die Lösung der schweren Aufgabe lediglich der internationalen Konferenz zuzuschieben; daß es viel-

---

* Schon unterm 21. Februar hatte Droz einen von Ober-Ingenieur Salis ausgearbeiteten Entwurf vorgelegt, bemerkt aber Heer unter diesem Datum: „Das Gesetz über Wasserpolizei sollte an die Hand genommen werden; aber schon gleich an der Schwelle haperte es und es stellte sich so ziemlich allgemein das Gefühl ein: mit diesem Entwurfe sei nichts Rechtes anzufangen. Die Behandlung wurde verschoben, ohne weitere Wegleitung. Abends setzte ich mich hin, um einen Entwurf nach meinem Herzen zu versuchen; kaum war ich fertig, so klopfte Herr Droz und brachte mir eine Umarbeitung, die er angefertigt hatte. Ich gab ihm meinen, um ihn allfällig noch benutzen zu können, und so wird nun wohl etwas Brauchbares entstehen; Droz ist ein guter Arbeiter: Alles, was von ihm herkommt, hat Hand und Fuß." Wie er hier — selbst ein „guter Arbeiter", der gleich Hand ans Werk legt — die Arbeitskraft seines Kollegen Droz neidlos preist, so tritt uns aus den verschiedensten Aufzeichnungen Heers als schöner Charakterzug entgegen, wie er überall die Tugenden seiner Amtsgenossen freudig anerkennt. In welchem Maße dies vor allem seinem Kollegen Welti gegenüber geschehen, hat bereits nebenstehende Anmerkung fühlen lassen und andere Stellen bestätigen es. Ebenso bemerkt er bei anderer Gelegenheit: „Hammer ist doch ein sehr liebenswürdiger und gebildeter Mann, mit ernster, schöner Gesinnung."

mehr ganz ex professo ihre Sache sei, eine Kombination zu ersinnen, wie man aus der traurigen Lage herauszukommen vermöge, und daß es dann erst Sache der Konferenz sein könne, daherige Vorschläge zu prüfen. Damit stehe nicht im Widerspruch, daß die subventionirenden Staaten schon von heute aus die Voranschläge der Gottharddirektion, wie sie jetzt vorliegen, auf ihre Richtigkeit prüfen, und so glaube ich, daß die Einberufung der Konferenz für so lange vertagt werden müsse, bis diese Vorarbeit gemacht und eine Finanzkombination der Gottharddirektion eingelangt sei. Wider mein Erwarten erklärte sich Escher mit allen diesen Vorschlägen so ziemlich einverstanden; nur ließ er deutlich durchblicken, daß er eine Bundessubvention als möglich und wahrscheinlich nothwendig erachte. Auf meine Bemerkung, daß dies unzweifelhaft die weitgehendsten Konsequenzen für die Frage der Unterstützung anderer „nothleidender" Bahnen haben müßte, erwiderte er: Das sei doch ein ganz anderer Fall!"

„Abends ein diplomatisches Diner bei Bellevue. Ich hatte den Platz zwischen Oesterreich und Preußen (Ottenfels und Röder) und unterhielt mich mit beiden aufs beste. Nach Aufhebung der Tafel blieben wir noch bis gegen 1 Uhr in guten Gesprächen zusammen und ich hatte Gelegenheit, eine Menge neuer Bekanntschaften zu machen. Als Präses designatus hatte ich natürlich immer einen kleinen Hof um mich. Man sagt: Kleider machen Leute; ich denke: man könnte mit noch mehr Recht sagen: die Stellung macht sie."

„Am Freitag (3. März) abermals lange Bundesrathssitzung, ohne erwähnenswerthe Zwischenfälle. Sonst auf dem Bureau gearbeitet. Am Abend besuchte mich noch F. S., um Abschied zu nehmen. Nachher bei Müller; die Tage werden nun bald kommen, wo es schwer sein dürfte, ein ruhiges und einsames Nachtessen einzunehmen. Ich muß gestehen, daß ich dem Eintreffen der gesetzgebenden Räthe nicht mit Begeisterung entgegensehe. — Im Bundesrath beschäftigte uns vorzugsweise die Durchberathung der Instruktion für den italienischen Handelsvertrag: Köchlin wird nun wahrscheinlich doch nach Rom gehen, und Rieter, der zuerst auch abgelehnt hatte, ihn gerne begleiten."

„Samstag den 4. März. Am Morgen langer Besuch von Welti über die Gotthardangelegenheit. Ich theilte ihm meine Absichten und Ansichten mit, und ich hatte die Freude, zu sehen, daß er so ziemlich am gleichen Strange zieht. Ueber Einzelnes werden sich aber wohl Differenzen ergeben: Er möchte gern sofort in vertrauliche Pourparlers mit der Gottharddirektion eintreten; ich aber habe dagegen sehr ernste Bedenken, die Welti freilich, nachdem ich sie ihm auseinandergesetzt, auch würdigt.

Vedremo! Nachmittags dreistündige Konferenz mit .... wegen der Integralerneuerung aller Postbeamten."

„Vom Präsidenten der ständeräthlichen Postkommission erhielt ich einen Brief mit Beilagen, wonach die Kommission Alles verschieben und großartige, neue Organisationen in Aussicht nehmen will. Ich hatte keinen sonderlichen Eindruck von dem Berichte, den er vorzulegen gedenkt, und will jedenfalls mündlich noch mit ihm verkehren: vielleicht gelingt es, eine Verständigung herbeizuführen."

Die letztausgesprochene Hoffnung erfüllte sich in der That; unterm 10. März kann er deshalb eintragen: „Mittwoch, Donnerstag und heute war ich in den Sitzungen der ständeräthlichen Kommission zugegen, welche das Posttaxengesetz vorzubegutachten hat. Die Sache ging etwas langsam und schwerfällig von statten; doch kann ich mit dem Ergebnisse nur zufrieden sein. Alle wichtigern Anträge — so insbesondere auch die neue Fahrpost-Taxnorm passirten fast einstimmig und die Abänderungen, die hie und da vorgenommen wurden, konnte ich fast durchgängig admittiren. Einzig in den Papierkorb gefallen ist der Antrag auf Beseitigung der Portofreiheit — was ich selbstverständlich erwarten mußte; doch ist eine Minderheit von drei Mitgliedern im Grundsatze dafür. Nächste Woche wird nun das Gesetz im Ständerath* zur Behandlung kommen."

Unter demselben Datum bemerkt er: „Die Abende beim Café du Nord frequentire ich wohl hie und da — nicht gerade regelmäßig — aber es ist kein Entrain: wir sind alt und knurrig geworden; nirgends oder nur ganz ausnahmsweise bricht noch einmal die frische, fröhliche Laune oder gar der Uebermuth vergangener Tage hervor. Dann fehlen auch die besten und muntersten Elemente früherer Zeiten: was waren Köchlin und — in seinen bessern Tagen — Peyer für köstliche Gesellschafter! Ich war seiner Zeit wohl auch noch etwas zu rechnen; jetzt, glaube ich, ist auch nichts mehr aus mir herauszuschlagen, und je mehr ich mich in den Staub und Moder meines Bureaulebens hineinbrüte, um so mehr wird das bischen Geistesfrische draufgehen, das ich mir sonst aufgespart hatte. Wer sich das Bild unserer Abende von 1865—70 noch recht lebendig vorzustellen weiß und jetzt diese stillen, schweigsamen Philister hinter ihren Schoppen ansieht, der wird sich zu recht traurigen Vergleichungen gestimmt fühlen. Senescimus!" (wir werden alt).

Recht im Gegensatz zu diesem etwas düstern Bilde steht ein solches,

---

* Auch hier wie im Nationalrathe war das Resultat dasselbe: die Abschaffung der Portofreiheit wurde (im Ständerathe mit 30 gegen 6 Stimmen) abgelehnt, im übrigen der Gesetzesvorschlag angenommen.

das er unterm 23. April, nachdem seine Familie über Charfreitag und Ostern bei ihm in Bern verweilt, in sein Tagebuch einträgt: „Diese acht Tage, die wir in herzlicher Gemüthlichkeit miteinander hier verlebten, bildeten eine wahre Oase in meinem stillen Einsiedlerleben und ich hoffe nur zu Gott, daß der theure Kreis, den ich da um mich versammelt sah, noch recht lange beieinander bleiben könne. Meine gute, liebe Frau war fröhlich und vergnügt, wie nur jemals, wenn auch hie und da etwas ermüdet; E. gesund und munter, ja recht übermüthig lustig; Herr M. war auch ganz à son aise und bändigte den kleinen Philipp, der in seinem Reiseglück hie und da etwas über die Stränge zu schlagen bereit war, aber im Ganzen sich vortrefflich hielt und zu keinen gegründeten Klagen Veranlassung bot. Daß die Bären in hervorragender Weise seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. — Item, wir waren Alle glücklich, vergnügt und in herzlicher Liebe verbunden: Gott sei der innigste Dank dargebracht für diese wolkenlos schönen Tage. Es kehren ihrer so gute und freundliche keinem Sterblichen allzu häufig wieder."

Waren im ersten Semester des Jahres 1876 sein Posttaxengesetz und die Angelegenheit der Gotthardbahn, für welche die bekannte Hellwag'sche Schrift auf einmal so düstere Aussichten eröffnet hatte, die Traktanden, die ihn am meisten gemüthlich in Anspruch nahmen, so blieb auch für das zweite Semester die Gotthardangelegenheit im Vordergrund der Besprechung, während als neuer Gegenstand der Besorgniß die Tessinerhändel hinzutraten. Letztere verkürzten ihm sogar seine Ferien, die er im Oktober in seinem Glarus im Kreise seiner Lieben verbrachte, indem plötzlich eine Depesche seines Freundes Welti ihn nach Bern zurückrief. „Herr Welti", meldet er nach seiner Rückkehr nach Bern, „wartete schon auf mich, um sich wegen seiner telegraphischen Rückberufung zu entschuldigen, resp. den Grund dieses Schrittes, den er sehr ungern gethan habe, darzulegen. Er lag in den Tessinerhändeln, welche Sonntags hieher gemeldet worden waren und ein sofortiges Eingreifen des Bundesrathes zur Nothwendigkeit machten; daß er dabei meine Anwesenheit dringend wünschte, ist leicht begreiflich, da in Bezug auf diese Angelegenheit — die uns in anderer Gestalt schon früher beschäftigt hat — keineswegs eine völlige Uebereinstimmung der Ansichten unter allen Mitgliedern vorwaltet. Es wäre mir in der That selbst nicht recht gewesen, wenn ich in der Sitzung, in welcher über die zunächst einzunehmende Stellung entschieden werden mußte, nicht zugegen hätte sein können. Ich söhnte mich also mit meiner präcipitirten Rückkehr nach Bern vollständig aus, da ich deren Nothwendigkeit einsah. Du wirst aus den Zeitungen ersehen haben, daß wir meinen Freund Bavier nach Locarno entsendet haben, um zum Rechten zu sehen und wo möglich den durch eine Art von Staatsstreich ziemlich

verfahrenen Wagen wieder ins Geleise zu bringen. Ob es ihm gelingen wird, muß sich bald zeigen. Leider hat sich dann seine Abreise — da er zuerst noch hier seine Instruktionen in Empfang nehmen mußte — erheblich verzögert; er konnte erst am Donnerstag 10 ½ Uhr Morgens von hier abgehen und wird erst gestern in der Nacht am Bestimmungsort angekommen sein. Bericht haben wir bis zur Stunde noch nicht von ihm, was mich wundert, da ich mit Bestimmtheit im Laufe des Nachmittags ein Telegramm erwartet hatte. Ich hoffe wenigstens, daß wir den in jedem Betracht richtigen Mann getroffen haben: er kennt den Kanton Tessin sehr genau; spricht Italienisch, wie Deutsch, hat conciliante Formen und ist daneben doch ein fester, gerader Charakter. Uebrigens kann die Sache, je nachdem sie eine Wendung nimmt, recht unangenehm werden, und dem Bundesrathe wird sie ohne Zweifel mancherlei Verdruß bereiten."

In Rücksicht auf die Gotthardbahn ist er wieder etwas heiterer gestimmt, als im März dieses Jahres, indem er unterm 7. Oktober seinem Freunde T. schreibt: „Mit dem Gotthard sieht es in letzter Zeit wieder etwas heiterer aus: die Reise Gambetta's an den Simplon hat die Deutschen einigermaßen ins Feuer gebracht; und die Inspektionsreise von Depretis an den Gotthard hat die Stimmung jenseits der Alpen unzweifelhaft gebessert. Der italienische Ministerpräsident hat sich gegen Herrn Welti in fast überraschend bereitwilligem Sinne geäußert: ganz spontan, ohne durch Aeußerungen Welti's herausgefordert zu sein. Die engere technische Kommission hat ihre Arbeiten im Wesentlichen vollendet; Ende nächster Woche wird sie ihr Protokoll definitiv feststellen (es ist im Druck ein dickes Buch!) und dann wird die große Kommission sofort zusammentreten, um ihr Gutachten zu formuliren. Ich denke, bis Mitte November sollte dann der Bundesrath in der Lage sein, sein Programm für die internationale Konferenz ins Reine zu bringen. Doch will ich nichts versprechen: bis jetzt sind alle Zeitbudgets, die man sich entworfen, noch immer zu Schanden geworden; ich glaube aber, es hat gar nichts geschadet, daß etwas Gras über der Sache gewachsen ist; es ist Alles ruhiger und nüchterner geworden, als man es im ersten Augenblick des Schreckens und der Ueberraschung war." In der That wurde das Zeitbudget für Erledigung der Gotthardangelegenheit noch mehr als einmal überschritten und wurde es nicht bloß 1877, sondern 1878, bis das von den Wellen umhergetriebene, dem Untergang nahe gebrachte Schiff in den rettenden Hafen gelangte.

Eine erfreuliche und doch auch wieder ernste Erfahrung war zunächst für Heer die Dezember 1876 in ehrenvollster Weise (mit 136 von 149 Stimmen) erfolgte Wahl zum Bundespräsidenten. Er schreibt darüber seinem Freunde T.: „Indem ich Dir herzlich für Deine freundlichen Glückwünsche danke, frage ich

mich freilich, ob ich sie eigentlich ohne Weiteres entgegennehmen darf; es ist ja ohne Zweifel eine Genugthuung für mich, an diese oberste Stelle, über die unser Vaterland zu verfügen hat, hinaufgerückt zu werden, und ich würde es als eine bittere Kränkung empfunden haben, wenn mir diese Auszeichnung versagt geblieben wäre. Aber — hinter dieser Ehre verbirgt sich ein gewaltiges Aber! Die Zeiten sind so unklar, so verworren und gewitterträchtig, daß man fast erschrickt bei dem Gedanken, nun — und wäre es auch nur für die kurze Spanne eines Jahres — an die Spitze eines großen, von allerlei innern und äußern Gefahren umdrohten Gemeinwesens gestellt zu sein. Ich bin nie demüthiger*, vielleicht selbst nie zaghafter über die Schwelle eines Jahreswechsels hinübergeschritten, als über die des bevorstehenden, und nachdem die erste, stolze Genugthuung des Erfolges verraucht ist, blicke ich recht trüben Auges auf die Dinge, die da kommen werden und die uns heute noch der Schleier der Zukunft gütig verhüllt. In Gottes Namen! Auch das Jahr 1877 wird seinen letzten Tag haben, an dem man auf die vergangenen 364 Tage mit all' ihren Freuden und Leiden, mit ihren Sorgen und Kümmernissen zurückblickt, als auf vergangene und überwundene Dinge."

Ich weiß nicht, wie es dem freundlichen Leser ergeht. Auf mich hat dieses demüthige Bekenntniß in eben dem Moment, da die höchsten Ehren als wohlverdienter Lohn für treues Schaffen und Wirken ihm zu Theil werden, einen tiefen Eindruck gemacht. Es liegt darin beides: eine mächtige Predigt wider den Neid, eine eindringliche Aufforderung zur Zufriedenheit,

---

* Nicht bloß demüthig, sondern recht eigentlich wehmüthig lautet die Antwort auf die Gratulation seines Freundes Z.: „Es ist eine schwere, mißliche Zeit in jeder Beziehung, in welcher ich an diese hervorragende Stellung berufen werde, und die Natur der Fragen, die zum Theil schon vor uns liegen, zum Theil in mehr oder minder deutlichen Umrissen sich für die nächste Zukunft ankündigen, ist wohl dazu angethan, mich nicht allzu heiter auf mein kommendes Präsidialjahr hinblicken zu lassen. Ich bin daher auch, nachdem die erste stolze Genugthuung verraucht ist, in einer keineswegs gehobenen, sondern eher gedrückten und düstern Stimmung. Es trägt dazu bei, daß ich nun doch das Gefühl habe, ich sei am Ende meines Lateins angekommen: den Kreis der Ehren, die unser schweizerisches Vaterland einem politischen Manne gewähren kann, habe ich nun durchschritten, den Zenith hinter mir; von nun an geht es kaum anders als abwärts: dem Alter, der Vergessenheit, dem Grabe zu! Es ist das, wie die Lateiner sagen, commune periculum; aber sobald dieses an den einzelnen herantritt, wird es eben für ihn eine persönliche Frage, und da zeigt der Gedanke der Vergänglichkeit, des Todes, uns sein unfreundlich Gesicht. Ich bin auch körperlich nicht ganz wohl, müde, unfrisch; so daß, wenn Du mich unter die Reihe der Glücklichen zählst, gerade mein Beispiel Dir zeigt, daß es kein ungetrübtes Glück auf dieser Erde gibt, und daß wir eben allzumal, die Einen etwas schwerer, die Andern etwas leichter, an der Last dieses Erdenlebens zu schleppen haben."

da wir es schauen, wie jeder in jedem Stande seine Bürde zu tragen hat, und anderseits aufs neue ein schönes Zeugniß von der Bescheidenheit, die Heer zierte, wie von dem Ernste, mit dem er die ihm gewordene Aufgabe erfaßte.

Mit der Wahl zum Bundespräsidenten war, wenn auch nicht gesetzlich, so doch nach bisheriger Uebung, auch der Wechsel des Departementes verbunden. Er schreibt darüber unterm 15. Dezember: „Du frägst mich, ob ich nun als Präsident die Posten behalte oder ob ich in ein anderes Zimmer auswandern müsse. Ganz bestimmt kann ich Dir darauf zur Stunde noch nicht Antwort ertheilen: es wird morgen Sitzung des Bundesrathes sein und in dieser vermuthlich die Entscheidung fallen. Meine Meinung und Vorliebe wäre es eigentlich gewesen, die Posten zu behalten, weil mir das Departement, trotz einigem Verdrießlichem, was ihm auch anklebt, doch recht angenehm geworden ist; aber auf der andern Seite ist doch die Verbindung des Präsidiums und der von demselben unablösbaren Geschäfte mit denen einer sehr ausgedehnten Verwaltung des Guten fast zuviel, und auch Herr Welti, dem Anfangs der Plan eingeleuchtet hätte, rieth mir schließlich in diesen Tagen davon ab. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß ich die Posten mit dem politischen Departemente vertauschen und dann auch aus meiner Höhle in die sonnigen Höhen des ersten Stockwerkes hinaufsteigen werde. Vielleicht wird Herr Welti die Posten übernehmen; wenigstens hat er mir versprochen, das ernstlich in Erwägung zu ziehen, und wenn er sich hiezu entschließt, so bin ich dann ganz beruhigt, weil ich weiß, daß die Verwaltung in die besten Hände gelangt und im gleichen Geiste — wenn auch vielleicht mit noch etwas mehr Intelligenz und Energie — wie bisher geleitet werden wird." In der That übernahm dann Heer am 16. Dezember das politische Departement und zog er in Folge dessen fürs Jahr 1877 auch in die höhere Region der diesem im Bundesrathhause angewiesenen Räume.

Auf die Strapazen seines Präsidialjahres sich zu stärken, verlebte er die Tage zwischen Weihnacht und Neujahr noch wieder in seiner Familie, um am Altjahrstag auf seinen Posten zurückzukehren, da bekanntlich am Neujahrstage der Bundespräsident die Neujahrswünsche der Herren Diplomaten entgegenzunehmen hat. Ohne Zweifel hatte er die Rückreise nach Bern nicht in der glücklichsten Stimmung ausgeführt. Nicht nur, daß die Gotthardgeschichte fortwährend wie ein Alp ihn bedrückte; dazu gesellte sich nun auch noch die Misere der Nordostbahn, die um die Jahreswende zum Ausbruch kam. Wohl finden sich in den Briefen des Jahres 1876 allerlei leise Besorgnisse, die verschiedene verunglückte oder halb verunglückte Unterhandlungen der Nordostbahn ihm einflößten. Dennoch war auch er von dem

Ausbruch der Krisis, dem Abgrund, der sich nun vor der einst so blühenden und mächtigen Gesellschaft öffnete, überrascht, vielmehr betäubt. Und weßhalb dieser drohende Krach ihm noch um so mehr in sein Inneres griff, das war einestheils die Rücksicht auf sein Land Glarus, das der Nordostbahn im unbedingten Vertrauen auf ihre Solidität für den Bau der Hinterländerbahn 3,200,000 Fr. dargeliehen hatte, andertheils der Gedanke an seine Freunde, die durch diesen Schlag theils finanziell, theils moralisch in Mitleidenschaft gezogen wurden. „Es ist Alles entsetzlich traurig, und insbesondere die Lage, in der sich mein lieber, alter Freund Peyer befindet, ist zum Erbarmen; ich mag nicht mehr davon reden."

Dazu machten ihm die Tessinergeschichten (o. pag. 178) auch noch wieder Sorgen. „Der kurze, halbwüchsige Brief", schreibt er unterm 15. Januar 1877 nach Hause, „den ich letzten Donnerstag Abends schrieb, wird wohl die Spuren der Ermüdung und meines schmerzenden Kopfes reichlich an sich getragen haben; ich bin aber doch froh, daß ich Dir damals überhaupt geschrieben habe; denn ich weiß kaum, ob ich sonst bis heute dazu gekommen wäre, und so lange lasse ich Dich denn doch nicht gerne ohne Nachricht: ich denke, was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu. Daß ich die ganze letzte Woche hindurch so außerordentlich beschäftigt war, hat übrigens wesentlich an zufälligen Veranlassungen gehangen, wie es ja wohl zuweilen vorkommt, daß ein ungewöhnliches Maß von Arbeit sich gerade in eine kurze Zeit zusammendrängt, und da ich ein Todfeind von allem Liegenlassen bin*, so können dann eben solche Stauungen eintreten, wo des Guten zu viel wird. Jetzt ist die Fluth verlaufen und ich athme wieder freier auf. — Gestern war mein trefflicher Freund Bavier in Bern; wir haben beschlossen, ihn noch einmal nach dem Tessin zu schicken, wo am nächsten Sonntag die Großrathswahlen vor sich gehen sollen und wo also gar leicht wieder allerlei Stänkereien passiren können. Er hat sich — freilich ungern genug — unserm Wunsche gefügt und kam nun hieher, um seine Instruktionen in Empfang zu nehmen. Leider ist der gute Mann etwas unpäßlich, leidet insbesondere an arger Schlaflosigkeit und wäre daher hundert Mal lieber bei Hause geblieben; allein wer einmal A gesagt hat, kann eben in der Regel nicht verweigern, B zu sagen. Seine Frau habe ihn aufgestiftet, einfach zu erklären, er gehe nicht; die Herren Bundesräthe sollen selber gehen. Als er mir dies erzählte, dachte ich unwillkürlich an eine andere Frau,

---

* Diese überaus löbliche Eigenschaft — ihm zufallende Arbeiten so rasch wie möglich abzuthun — brachte es wohl mit sich, daß er in seinen verschiedenen Stellungen eine so gewaltige Geschäftslast zu bewältigen vermochte.

die vielleicht in ähnlicher Lage sich sehr annähernd auch so ausgesprochen haben dürfte. — Heute ist er verreist und zwar nicht beim anmuthigsten Wetter: nach den Frühlingstagen, die wir seit ziemlich langer Zeit hatten, ist nun doch der Winter eingezogen."

Am 1. Februar ist er in Beziehung auf die Nordostbahn wieder etwas gefaßter. „Man hat doch wohl in der ersten Panique die Schwere der Situation etwas überschätzt und sich selbst enorm dadurch geschadet, daß man — durch den bekannten offiziösen Todtengräberartikel in der Neuen Zürcher-Zeitung — von der Verwaltung aus das Nothsignal gab. Ich will damit gar nicht sagen, daß die Lage eine unbedenkliche sei; hievon bin ich sehr weit entfernt; aber bei ruhiger gewordenem Blute muß man sich doch sagen, daß der innere Werth dieser Bahn, auch einschließlich der minder rentablen, neuen Linien, ein so bedeutender ist, daß er einer gewaltigen Schuldenlast das Gleichgewicht hält. Was wir zur Stunde vor uns haben, ist ja auch weit mehr eine momentane Klemme, ein Gestecktsein, als eine wirkliche, aus dem Mißverhältniß von Soll und Haben hervorgehende Insolvenz; für einen derartigen Zustand aber gibt es sicherlich ein Heilmittel, wenn man den Kopf nicht verliert, und wenn alle berufenen Kräfte zu gleichem Ziele streben. Wie es damit aussieht, ist nun freilich eine andere Frage: die Direktion ist — theils durch den H....-Spektakel, theils aber auch durch das brüske Auftreten des Verwaltungsrathes — erheblich diskreditirt; sie ist, wie ein Ministerium, das seine Demission in der Tasche hat und nur noch die laufenden Geschäfte besorgt, kaum mehr im Stande, viel Nützliches zu thun, und die oberste Autorität steht nun bei einer verwaltungsräthlichen Kommission, die sich nur hie und da versammelt und daher zur eigentlichen Leitung auch nicht recht taugt."

Ich möchte vermutheu, daß die gewaltige Aufregung, in die diese Dinge ihn versetzten, mit Ursache war der Ermüdung und des schmerzenden Kopfes, über die er im Brief vom 15. Januar klagt; kann dagegen nicht beurtheilen, ob diese schon Anfangs Januar sich einstellenden Uebel Vorboten waren eines Ende Februars eintretenden Sturmes, der den vordem so kräftigen Mann zu Boden warf, Symptome einer Krankheit, die mit ihren wiederholten Rückfällen wohl mehr als einmal die Hoffnung auf seine Genesung mächtig dämmten und von deren Folgen er sich in Wahrheit auch nie mehr ganz erholte. Indem er unterm 11. April seiner Schwester S. zum ersten Mal wieder selber schreibt, um ihr „als ein Wiedergeborener oder Wiedererstandener die Hand zu drücken und sich gehorsamst wieder in ihre schwesterliche Huld und Liebe zu empfehlen", meldet er selbst über seine Krankheit — zunächst Brustfellentzündung, mit Lungenentzündung und abnormaler Herzthätigkeit verbunden — folgendermaßen: „Morgen

werden es sieben Wochen, seitdem meine Krankheit mit scharfem Griffe mich angefallen hat: es ist eine lange Zeit und ich kann ja auch jetzt noch nicht sagen, daß ich völlig heraus bin; aber wenn ich zurückblicke auf diese sieben Wochen, so war es eigentlich gar keine so üble Zeit. Schmerzen hatte ich fast nie von irgend welcher Bedeutung, und wenn die Kräfte hinuntergingen bis ganz nahe an die Grenze hinunter, wo dann nichts mehr übrig bleibt — nun so war das an sich schlimm genug, aber subjektiv hatte es den großen Vortheil, daß ich dabei völlig theilnahmlos für Alles wurde: die Zeit rollte ihre Wogen über mich dahin, Tage lang, Nächte lang, ich dachte an nichts und beschäftigte mich mit nichts; aber nicht einen Augenblick kam ein Gefühl, wie Langeweile oder Ungeduld über mich; dazu war ich viel zu stumpf und zu müde. Erst als es wieder anfing, etwas aufwärts zu gehen, kam Unmuth und Ungeduld, auch wohl weiches Wesen, bis dann die zum Durchbruch gelangende Genesung auch das wieder fortschwemmte und fröhliche Perspektiven auf neues Leben eröffnete. Dabei ist freilich zu erwähnen, daß ich unter Bedingungen krank war, wie ich sie jedem Leidenden wünschen möchte: herrliche, luftige und geräumige Krankenzimmer, eine Pflege voll Sorgfalt und Sachkunde, für alle Bedürfnisse ein wahres „Tischlein, deck' dich" in Bereitschaft. — — Beweise von Theilnahme habe ich auch ganze Säcke voll empfangen; man muß dabei nur zwei Abtheilungen machen: eine, die dem regierenden Herrn Bundespräsidenten, eine andere, die dem Dr. Joachim Heer galten. Gott sei Dank, ist aber doch auch dieser zweite Sack nicht leer." Wir dürfen wohl beifügen, daß allerdings gerade bei diesem Anlaße es offenbar geworden, wie viel wirkliche Liebe und Anhänglichkeit er als Dank für sein Treumeinen sich erworben — vielleicht mehr noch als er selbst glaubte.

Ende April konnte er nach Glarus übersiedeln, um dort noch einige Wochen zu seiner Herstellung zu verweilen. Die im Juni jenes Jahres in Luzern tagende internationale Gotthardkonferenz veranlaßte ihn leider, früher als es seiner Gesundheit zuträglich war, wieder den Strapazen anhaltender und aufregender Arbeit sich zu unterziehen. Obschon noch nicht vollständig hergestellt, ging er dennoch, von seiner Gattin begleitet, am 4. Juni nach Luzern, um seinerseits die Leitung der Geschäfte zu übernehmen, die ihn oft übers Maß ermüdeten und dadurch ohne Zweifel die vollständige Wiedergenesung mitverhinderten. Anfangs Juli kehrte er dann auch auf seinen Posten in Bern zurück, von wo aus er seiner Schwester S. unterm 9. Juli meldet: „Jetzt bin ich wieder in die volle Prosa des geschäftlichen Daseins eingerückt, aber ich kann nicht sagen, daß ich mich dabei übel befinde, insbesondere heute, wo der herrlichste Sommertag über der alten Bundesstadt liegt und auch in mein Gemüth sein Licht und seine

Wärme sendet. Es kommt mir dabei, da ich eben doch noch keineswegs ganz hergestellt bin, ungemein zu statten, daß wir jetzt saison morte und sehr wenig Geschäfte haben. Es ist so still und einsam in dem Bundesrathhause, daß man versucht sein könnte, sich in das verzauberte Schloß des Dornröschens versetzt zu glauben; wir halten wöchentlich nur zwei Sitzungen und kommen damit reichlich aus, so daß vor allen Dingen dafür gesorgt ist, daß ich nicht etwa durch übermäßiges Arbeiten meine Gesundheit gefährde". Fort und fort aber ängstigt ihn das Gespenst der unglücklichen Gotthardgeschichte. Italien und Deutschland hatten auf der vorausgehenden Luzernerkonferenz nach längerm Sträuben sich dazu verstanden, je 10 weitere Millionen an das Unternehmen beizutragen; dagegen sollte die Schweiz ihrerseits ebenfalls eine Subvention von 8 Millionen leisten und die Gesellschaft selbst 12 Millionen zur Vermeidung des in Aussicht gestellten Defizites von 40 Millionen aufzubringen suchen. Ob die Gesellschaft jene 12 Millionen zu beschaffen im Stande wäre, war schon eine schwierige Frage, und noch schwieriger die andere — Heer noch unmittelbarer berührende — Frage, wie jene 8 Millionen auf die schweizerischen Kantone und Bahngesellschaften vertheilen, die bei der ersten Subventionirung 20 Millionen übernommen hatten, nun aber des weitern Gebens müde geworden. „Es ist dieses eine Situation von wahrhaft desparater Natur: ob man sich rechts oder links wendet, überall strecken sich Einem Schwierigkeiten und Unzukömmlichkeiten in reichster Auswahl entgegen; mag man thun, was man will, aktiv oder passiv sich verhalten, immer hat man das Gefühl nicht, das Richtige zu treffen. Ich erinnere mich aus meinem ganzen öffentlichen Leben, in dessen Verlauf ich doch manche harte Nuß zu knacken vorfand, keiner Frage, in der ich mich so absolut rathlos befunden hätte, wie in dieser, und doch naht die Stunde mit raschen Schritten, wo man sich entschließen muß. Das Erste, was uns bevorsteht, ist jetzt die Konferenz mit den Abgeordneten der Regierungen und Bahngesellschaften, welche bisher die Gotthardsubventionen geleistet haben. Es wird das wahrscheinlich eine heitere Versammlung geben, bei welcher das Grundthema lauten dürfte: „Hannemann, geh' Du voran, Du hast die größern Stiebeln an"; allein darüber bin ich nun ganz mit mir einig, daß, wenn dieser Kreis der zunächst Interessirten, welche das ganze Unternehmen in Gang gebracht und den Bund zur Aktion getrieben haben, keine Willigkeit zu Opfern zeigt, dann auch wir die Hand aufs Portemonnaie halten müssen. Zeigt sich hingegen guter Wille, so meine ich, werden wir auch noch in das Ding hinein müssen, obgleich ich wohl fühle, daß es schwer sein wird, das allen Leuten plausibel zu machen. Thun wir es aber nicht und geht dann, was mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, in Folge dessen das Gotthard-

unternehmen zu Grunde; so wird man uns nicht ohne Grund in Mit- und Nachwelt vorwerfen, daß wir durch unverständige Knickerei die Schweiz um einen großen volkswirthschaftlichen Fortschritt gebracht haben. So steht dieser unerquickliche Handel, und ich gäbe ein Biesli" (eine alte Schweizermünze) „vom schönsten Gepräge, wenn die ganze Geschichte vorbei wäre. Aber so ist nun einmal der Welt Lauf: etwas muß immer vorhanden sein, mit dem man sich quält; und wollte man sich in einen einsamen, abgelegenen Winkel zurückziehen, in der Meinung, nun aller Qual enthoben zu sein, so würde man wahrscheinlich sehr rasch zu der Erkenntniß kommen, daß man sich getäuscht habe, und würde die Erfahrung machen, daß auch das etwas Quälendes sein kann, daß einen nun nichts mehr quält."

Es läßt sich leicht denken, daß dieselbe Gotthardangelegenheit noch fort und fort ihn verfolgte*, und böse Stunden und schlaflose Nächte — letzteres bei seiner angegriffenen Gesundheit buchstäblich genommen — ihm verursachte, bis sie endlich im Jahr 1878 ihren glücklichen Abschluß gefunden.

Hören wir ihn indessen noch über einige andere eidgenössische Angelegenheiten. Am 23. Oktober 1877 hatte das Schweizervolk über die Vorschläge eines Militärtaxen-, Stimmrecht- und Fabrikgesetzes abzustimmen, von denen die beiden ersten verworfen, das letzte dagegen angenommen wurde. Heer seinestheils bemerkt zu diesem Resultat: „Das Ergebniß der Volksabstimmung vom Sonntag hat im Bundesrathhause sehr lange Gesichter hervorgebracht. Anderwert insbesondere ist ungehalten über den Fall seines Stimmrechtsgesetzes. Meines Orts erfreue ich mich einer perfekten Seelenruhe: die beiden verworfenen Gesetze haben mich nicht befriedigt und ich halte ihre Verwerfung gar nicht für ein Unglück. Der Ausfall der Militärtaxen fällt uns zwar höchst unbequem; aber in Gottes Namen; man wird sich eben arrangiren müssen. Hat man einen so enormen Militäraufwand

---

* Unterm 8. November 1877 schreibt er z. B., nach einem kurzen Urlaub nach Bern zurückkehrend, seinem Freunde T.: „Ich könnte nicht sagen, daß ich „leichten Herzens" nach Bern zurückkehre. Die Rekonstruktion unsers finanziellen Gleichgewichtes einer- und die des Gotthardunternehmens anderseits bilden schwarze Punkte am Horizont der Eidgenossenschaft, mit denen ich in diesen Tagen mich vielfach beschäftigt habe, ohne zu allseitig befriedigenden Ergebnissen zu gelangen. Was den Gotthard anbelangt, so ist in den letzten Tagen eine deutsche Note eingelaufen, die darthut, daß Deutschland sich stramm auf den Boden der Luzerner Vereinbarung stellt; auch von Rom habe ich Berichte, die durchaus beruhigend lauten, obgleich die Verhältnisse dort derart liegen, daß eine Ministerkrisis als eine sehr naheliegende Möglichkeit ins Auge gefaßt werden muß. Was aber machen wir in der Schweiz? Von allen Seiten lauten die Nachrichten so, daß man die Vorschläge der Repartitionskommission — wie sie mir zwar von Anfang an vorgekommen — für eine große Illusion nehmen muß."

für unser Land als unerläßlich betrachtet, so trage auch das gesammte Volk die selbstauferlegte Last und wälze man nicht einen allzugroßen Theil durch ein, wesentlich von fiskalischen Gesichtspunkten getragenes Taxengesetz auf eine einzelne Klasse, d. h. auf diejenigen, die der Staat selbst aus diesem oder jenem Grunde von der Ehre des vaterländischen Waffendienstes zurückweist. — Mit „Wohlgelust" sehe ich dagegen, daß das Fabrikgesetz vermuthlich gerettet ist; es fehlen zwar noch ziemlich viele Gemeinden, aber der Vorsprung von 15,000 Ja, den das Gesetz zur Stunde (5 Uhr Abends) noch hat, läßt mich hoffen, daß an dem Resultat sich nichts mehr ändern wird. Es ist ja sicherlich auch kein vollkommenes Gesetz; allein es bringt uns dennoch — meiner Ueberzeugung nach ohne ernsthafte Gefährde für die Industrie — Fortschritte sozialhumanen Charakters, die gar nicht zu verachten sind. In vielen hundert und hundert Arbeiterwohnungen wird man den Tag segnen, wo die tägliche Arbeitszeit in der Fabrik auf 11 Stunden reduzirt worden ist; aber für das Militärtaxen- und Stimmrechtsgesetz hätte kein Mensch etwas zu danken gehabt."

Wenn er in diesem Schreiben allerdings mit dem „enormen Militäraufwand" offenbar sich auch seinerseits nicht ganz einverstanden zeigt, so lag es ihm doch auch nicht recht, als die Bundesversammlung vom Dezember 1877 die Scheere allzustark ansetzte. Er klagt darüber seinem Freunde T.: „Die flaue, mißmuthige, ernüchterte Stimmung, wie sie ja ganz unzweifelhaft im Volke besteht, spiegelt sich wieder in den Räthen und die gute, löbliche Absicht, das finanzielle Gleichgewicht herzustellen, hat sich in einen wahren Ersparnißfanatismus umgesetzt, der nach allen Richtungen hin über das Ziel hinausschießt. Vor allen Dingen stellt man sich an, als ob unsere Lage geradezu eine verzweifelte wäre, als ob wir unmittelbar vor dem Geldstage ständen; und das ist nun doch, wenn man die Sache bei kaltem Blute ansieht, in keiner Weise richtig. Wahr ist es allerdings, daß man sich 1872—1874 einigermaßen verrechnet hat und daß die Opfer, welche die neue Bundesverfassung und die neue Militärorganisation mit sich bringen, erheblich größer sind, als man sie sich zum voraus vorgestellt hatte. Aber der Mehrbedarf an Einnahmen, den es braucht, um ganz einfach und solid die Bilanz herzustellen, ist in Wahrheit durchaus kein erschreckender; man kann sagen, daß, wenn es gelingt, die Einnahmen um 4—5 Millionen per Jahr zu steigern, das ganze Räthsel gelöst ist, und wenn man sich nun den neuen Zolltarif ansieht, der diesen Mehrbedarf reichlich liefert, ohne daß, wie ich glaube, für irgend einen Zweig der Produktion oder Konsumtion eine fühlbare Mehrbelastung eintritt, so sollte man meinen, die vernünftigen Leute sollten wenigstens zu der Einsicht gelangen, daß eine weise Sparsamkeit zwar — wie zu jeder Zeit — eine

gute und nöthige Sache sei; daß aber keine Veranlassung dazu vorliege, in kleinlichster Weise überall an dem Nöthigen und Nützlichen abzuzwacken. Auf diesen Standpunkt hat sich — insbesondere beim Militärwesen — der Bundesrath gestellt, und man hätte erwarten sollen, daß sich im Nationalrathe eine Mehrheit ergeben würde, die sich auf diesem maßvollen und den Verhältnissen Rechnung tragenden Boden die Hand gereicht hätte. Allein davon ist gar keine Rede gewesen: die Vertreter des Bundesrathes können sagen, was sie wollen, die Mehrheit stimmt sie — einige Ausnahmefälle vorbehalten — einfach nieder." *

Für's Jahr 1878 — sein letztes Amtsjahr — hatte er das Handels- und Eisenbahndepartement übernommen und schreibt er darüber seinem Freunde Z. am Nachneujahr: „Dein schöner Neujahrsbrief ist mir hier in Glarus zugekommen, wo ich einige Tage der Erholung zubringe, bevor ich wieder den freien Nacken unter das Joch der Bureaukratie beuge. Ich habe die Vorstellung, daß das angetretene Jahr für mich ein anstrengendes sein werde: die Einführung des neuen Fabrikgesetzes, der Abschluß von Handelsverträgen mit Frankreich und mit Italien, die Pariser Weltausstellung und die Gotthardfrage — das sind, so prima facie gesehen, die wesentlichsten Traktanden des Departementes, das ich pro 1878 übernommen habe, und man wird zugestehen dürfen, daß das durchgängig keine ganz leichten und sorgenfreien Pensa sind. Indessen führe ich zu meiner Beruhigung mir zu Gemüthe, daß es auch durchweg höchst interessante Themata sind, mit denen sich abzugeben eine gewisse Genugthuung gewährt. Die Aufgabe, welche meiner wartet, machte mir eine Zeit lang ernsthafte Sorge, und ich schwankte, ob ich nicht lieber (was mir freigestanden hätte) zu den Posten und Telegraphen zurückkehren sollte; endlich entschloß ich mich aus freien Stücken, das Schwerere zu wählen, weil ich mir versprach, dabei

---

* Es kann wohl sein, daß an dieser etwas düstern Auffassung sein Gesundheitszustand mit Schuld trug, d. h. ihn etwas empfindlicher machte, als gerade nöthig war. Die Rücksicht auf diesen seinen leidenden Zustand hätte ihn wohl auch entschuldigt, wenn er auf Ende 1877 seine Entlassung genommen hätte, um so mehr, da der Arzt solches forderte. Er kommt aber zu dem Schlusse: „die öffentliche Meinung würde das als Fahnenflucht ansehen, wenn ich mitten aus der schwierigsten Lage heraus den Posten verließe, und mit dem Makel eines solches Vorwurfes behaftet, möchte ich doch meine öffentliche Laufbahn nicht gern schließen. Freundliche und dringende Zurede von anderer Seite kam dazu und so bleibe ich denn — schweren Herzens — gerade weil die Situation eine schwierige und verworrene ist. Ein dornesvolles Jahr liegt vor mir, aber wie ich dieser Tage meiner lieben Frau schrieb — die 52 Wochen gehen im Grunde doch rasch vorüber und wenn man jeden Tag nach bestem Wissen und Gewissen seine Pflicht thut, so wird alles etwa zu ertragen sein."

doch auch mehr innere Befriedigung zu finden, als auf dem etwas monotonen Felde der Posten. Ob ich nun wohl oder übel gewählt habe, das muß die Zukunft zeigen und das werde ich selbst wohl erst etwa in einem Jahre um diese Zeit gehörig zu beurtheilen wissen."

Sein Ferienaufenthalt, den er über Weihnacht und Neujahr in Glarus gemacht, hatte ihn auch augenscheinlich wieder neu gestärkt, leiblich und geistig erfrischt, so daß er mit ungleich mehr Muth auf seinen Posten zurückkehrte. Das zeigt deutlich ein Brief vom 11. Januar an seine Schwester: „Ich hätte Dir schon früher geantwortet; aber ich war in der That in den 8 Tagen meines Wiederhierseins derart von allerlei Dingen in Anspruch genommen, daß die Rückstände sich bedenklich zu häufen anfangen. Deshalb will ich heute tapfer daran gehen, wenigstens die älteste Schuld — die gegen Dich — abzutragen, obgleich ich erst um $^1/_2$8 Uhr von einer sehr ermüdenden Konferenz nach Hause komme und im Grunde lieber mich auf das Faulbett meines alten Fauteuils strecken möchte, als schreiben."

„Wenn ich übrigens gesagt habe, daß ich von gar vielen Dingen in Anspruch genommen sei, so haben daran die Geschäfte nicht allein ihren Antheil, aber allerdings den größten. Ein neues Departement bringt immer viel Arbeit: schon deshalb, weil man sich doch orientiren und zur Gewinnung eines Ueberblickes unendlich viel Zeug lesen muß; daneben aber hat das Departement, dem ich jetzt vorstehe, außerordentlich viele „Gleiche" und ich sehe schon jetzt, daß ich mich nicht getäuscht habe. Indessen macht mir dies eigentlich nicht viel aus, da ich gerne arbeite und am Ende jeder Tag doch wieder seinen stillen Abend zum Ausruhen hat. Was mich mehr beunruhigte, als das Maß der Arbeit, war die Art derselben, und in dieser Beziehung war mir nicht ganz klar, ob ich daran Geschmack finden würde. Nach bloß 8 Tagen will ich darüber auch noch kein Urtheil fällen; aber meine ersten Eindrücke sind keine ungünstigen und ich habe bereits in meinem ersten Brief an die liebe Frau den Ausdruck der Hoffnung niedergelegt, daß ich vermuthlich bei den Eisenbahnen und besonders beim Handel noch mehr, was meinem Geschmack und meinen Neigungen zusagt, finden werde, als seiner Zeit bei den Posten. Bei den letztern ist ungemein viel rein Technisches, in das hineinzusehen und das mit selbstständigem Urtheile zu beherrschen, äußerst schwierig ist; beim neuen Departemente ist ja natürlich auch viel Technisches, aber daneben doch auch Vieles und das Wichtigste, wo man mit einigem gesunden Menschenverstande, etwas Lebens- und Rechtskenntniß sich ganz sicher auf den eigenen Beinen fühlt. — Also die geschäftliche Seite des Daseins ist nicht unbefriedigend, und ich will nur hoffen, daß die freundlichen Aussichten, die ich da eröffne, durch die Thatsachen nicht werden Lügen gestraft werden. — Mit den Ge-

schäften haben aber diese Woche — allerdings sehr ausnahmsweise — auch gesellige Beziehungen konkurrirt, um meine Zeit in Requisition zu setzen. Am Montag war Freund Pfr. Z. hier, speiste zu Mittag unter meinem gastlichen Dache und blieb bis Abends 6 Uhr, so daß der ganze Nachmittag in die Brüche ging; er war mir aber lieb und werth: wir haben in alten Erinnerungen geschwelgt und der lieben seligen Didi († 1869, cf. o. pag. 50 f.) haben wir ein Todtenamt gehalten — schöner und glänzender, als ein katholischer Geistlicher es kann. Wir haben dabei Beide bittere Thränen geweint und dennoch gefrohlockt über das freundliche Loos, das die Theure so zur rechten Zeit aus dem Leben abrief. — Am Tage darauf — so sind die Gegensätze im menschlichen Dasein! — lautete es dann ganz anders. Unser Freund Anderwert entfaltete an diesem Tage seinen Glanz. Er hat hier die engere oder Redaktionskommission für sein Obligationenrecht (darunter auch der alte, aber trefflich erhaltene, jugendlich-rüstige und -muntere Bluntschli) bei einander, und diese Herren nebst mehrern Kollegen (zusammen 11 Köpfe) hatte er zu einem Mittagessen in seine Junggesellenwohnung eingeladen. Und siehe da — es war alles sehr gut! Den Glanzpunkt bildeten zwei herrliche Fasanen, die einen wahren Sturm der Begeisterung hervorriefen und von denen unser Wirth uns versicherte, sie seien direkt aus ihrem Vaterlande Böhmen bezogen worden. Wir waren bis gegen 9 Uhr recht vergnügt zusammen und konnten uns überzeugen, daß die Existenz eines Junggesellen, wenn er sein Métier versteht, gar keine so absolut beklagenswerthe ist."

Denselben Eindruck, den er in diesem Briefe über das von ihm übernommene Departement wiedergibt, kann er auch Ende März bestätigen: „Wir hatten heute eine vierstündige, ermüdende Konferenz zwischen zwei Eisenbahngesellschaften, die sich in den Haaren liegen, zu bestehen. Glücklicherweise ist es mir schließlich gelungen, wenigstens für den Moment den Frieden herzustellen, aber dies hindert durchaus nicht, daß ich sehr müde bin. Uebrigens kann ich im Allgemeinen sagen, daß ich mit meinem Departemente fortwährend recht zufrieden bin, wenn auch das Herannahen der großen Gotthardkämpfe mir zuweilen die Haare einigermaßen in die Höhe sträubte."

Im April folgten sich dann allerdings wieder „harte, mühselige Tage"; — „der Marsch vom Bundesrathhaus nach dem Bernerhof und umgekehrt ist mir eine Strapaze, die ich jedesmal mit Furcht und Zittern antrete" — dagegen brachte der Wonnemonat Mai zunächst auch wieder neue Freuden und Hoffnungen, wovon ein Brief vom 24. dieses Monates Zeugniß ablegen möchte:

„Großen Dank für Deinen lieben Brief vom 20. dies, der mich ungemein gefreut hat, zumal er lauter gute, freundliche Nachrichten enthielt. Daß es jetzt im Garten schön ist, glaube ich gerne; das ist ein Mai, wie ich mich kaum erinnere, je einen schönern oder auch nur gleich schönen gesehen zu haben, und da ist es schon begreiflich, wenn der Garten mit seinen blühenden Gebüschen und wohl auch blühenden Fruchtbäumen einen gefälligen Anblick darbietet. Auch hier in Bern steht Alles wundervoll und ich freue mich jeden Tag der Aussicht in das weite, saftiggrüne Land, auf das man aus dem Fenster meines Bureaus hinblickt. In dieser Jahreszeit ist eben doch die Welt am schönsten; der Sommer nimmt dem Grün der Wiesen und Bäume schon seine rechte Frische und der Herbst macht es noch ärger."

„Wenn Du mich nach meinem Befinden fragst, so kann ich guten Bericht geben: obgleich die Konferenz* mit ihren fast täglichen, meist 6 Stunden andauernden Sitzungen, neben allem Andern, was daneben gemacht werden muß, mir recht viel Arbeit ins Haus bringt und ich daher Abends zuweilen ziemlich müde bin, so fühle ich mich doch entschieden wohler, als wie ich zu Ostern in Glarus von Euch damals Abschied nahm. Die Verhandlungen in der Konferenz und der gesellige Umgang mit den Mitgliedern derselben thun mir wohl, weil ich Freude daran habe und in dem monotonen Bureauleben dadurch eine angenehme Abwechslung eintritt. Unsere Geschäfte gehen gut, wenn auch etwas langsam vor sich: die Berathungen sind zuweilen etwas zäh und es wird mitunter etwas mehr geredet, als gerade nöthig wäre; in Folge dessen wird es wohl Ende nächster Woche werden, bis wir fertig sind; dafür ist aber auch zu hoffen, daß etwas und zwar etwas Rechtes dabei herauskommt, und das ist am Ende doch immer die Hauptsache. Mit meiner Präsidialleitung scheinen die Herren ungemein zufrieden zu sein und sie sagen mir darüber mehr Schmeichelhaftes, als ich verdiene. Gestern Abend gab der Bundesrath der Konferenz ein solennes Bankett (im Bernerhof) und da flossen treffliche Weine und ernste und heitere Tischreden in Strömen. Der Chef der deutschen Delegation (Geheimrath Meyer) streute mir persönlich Weihrauch, daß es nur so dampfte, und ich war ganz beschämt über das zu reichlich gespendete Lob. Dennoch — wie ja die Menschen sind — hatte ich eine Freude, als die sämmtlichen Herren die Worte des Redners mit lautem Jubel begrüßten und in dichtgedrängten Haufen, das Champagnerglas in der Hand, hinter

---

* Es handelte sich um eine vom schweizerischen Eisenbahndepartemente angeregte Vereinbarung über gemeinsame Rechtsgrundsätze für den internationalen Eisenbahnverkehr, wobei Oesterreich, Deutschland, Italien und die Schweiz vertreten waren.

meinem Stuhle sich schaarten, um mit mir anzustoßen und auf mein Wohl zu trinken. Ich glaube in der That: ein guter Theil dieser Menschen hat mich aufrichtig lieb gewonnen: so wenigstens glaubte ich auf den freudig-erregten Gesichtern zu lesen. — Nach dem Essen kamen natürlich die zwei Ungarinnen" (die Gattinnen österreichisch-ungarischer Delegirter) „wieder herbei; der Oesterreicher mußte sich ans Klavier setzen und der Tanz ging wieder flott los. Von der größern der beiden Tänzerinnen habe ich das letzte Mal Emilien erzählt; dies Mal gefiel mir die Kleinere noch besser, die so schmiegsam und behende ist wie eine Eidechse (und Augen hat sie, einer der Herren meinte: sie könnte ein Schiff damit anzünden). Gestern tanzte man auch Quadrille und es ist erstaunlich, was diese Damen auch aus diesem steifen, zeremoniösen Hin- und Hermarsch zu machen wissen. Was aber für Dich und Euch alle das Wissenswürdigste und Erstaunlichste sein wird, ist das, daß auch ich hinkender Bote von Vivis von ihnen zum Tanzen verführt wurde; sie ließen mir einfach keine Ruhe, bis ich loslegte, und so tanzte ich denn richtig mit Jeder einen Walzer, und zu meiner großen eigenen Verwunderung ging es ganz ordentlich, ohne daß ich irgend einen Schmerz empfunden hätte; bloß beim Abstehen wurde es mir beinahe schwindlig, aber nur für eine Sekunde. Was sagst Du nun dazu? Angesichts dieser Thatsache, deren Kunde schon heute Morgen um 8 Uhr im Bundesrathhause von Bureau zu Bureau lief, wird es mir vielleicht etwas schwieriger werden, wenigstens bei zweifelsüchtigen Naturen den Mythus von meiner „tiefzerrütteten Gesundheit" aufrecht zu erhalten."

„Das wäre Alles recht schön und gut, und das ist die heitere, lustige Seite meines dermaligen Daseins. Daneben aber fehlt es auch nicht an schweren Sorgen, und namentlich unser alter Freund, der Gotthard, macht uns, seit der Abstimmung in Zürich*, viel Noth und Kummer. Der Bundesrath ist völlig einmüthig darüber, daß man deshalb doch vorwärts gehen und den Muth nicht verlieren soll; aber getheilt sind die Meinungen noch darüber, ob man nun gleich die ganze schweizerische Nachtragssubvention (8 Millionen) dem armen Bunde aufhalsen, oder ob man den Versuch fortsetzen soll, wenigstens die Hälfte aus den Kantonen und Eisenbahngesellschaften herauszupressen. Ich vertrete die letztere Meinung, aber die entgegengesetzte Ansicht gewinnt stündlich an Terrain und ich sehe den Augenblick kommen, wo ich überstimmt werde."

Das Letztere — daß Heer in Beziehung auf das Maß der Bundessubvention überstimmt wurde — geschah in der That: Der Bundesrath

---

* Durch Volksabstimmung lehnte Zürich die ihm zugedachte Nachsubvention von 800,000 Fr. ab.

beschloß, zu Handen der Bundesversammlung zu beantragen, daß für die 8 Millionen, die der internationale Vertrag der Schweiz zuschied, die Kantone nicht weiter zu behelligen seien, sondern so weit nicht die Bahnen (Nordostbahn und Zentralbahn) dafür aufkamen, d. h. für $6^1/_2$ Millionen, der Bund in Anspruch zu nehmen sei. So sehr Heer zunächst gegen diesen Gedanken opponirt hatte, fügte er sich dem gefaßten Beschlusse: die Botschaft, durch die er den eben angezeigten Vorschlag des Bundesrathes beleuchtete, darf wohl als ein Meisterwerk — sein letztes leider — gelten. Obschon einst im Lager der Lukmanierfreunde und so lange irgend möglich dem Gedanken einer Bundessubvention widerstrebend, konnte er dennoch jetzt — da es sich darum handelte, entweder das große, nationale Werk, für das bereits so viele Millionen verausgabt worden, einer glücklichen Lösung entgegenzuführen oder aber aus kleinlichen Interessen, aus Eifersucht oder allzugroßer Aengstlichkeit dem Untergange preiszugeben — nicht anstehen, für Unterstützung desselben einzustehen.

Im August desselben Jahres trat dann bekanntlich die Bundesversammlung zur Berathung des Gegenstandes zusammen und hat hier Heer noch einmal seinen Ruf als glänzender parlamentarischer Redner bewährt, um mit alter Kraft und Eindringlichkeit gegenüber den Herren Ruchonnet, Bavier, Wirth-Sand u. a. die Subvention des Gotthard zu befürworten*. Hätte er nicht während seiner Rede niedersitzen müssen, ohne

---

* Nachdem er einige der Anschuldigungen, die von Seite der Gegner dem Bundesrathe entgegengehalten wurden, widerlegt, fuhr er (nach dem Berichte der „Basler Nachrichten") fort: Was wird uns von den Gegnern zur Lösung vorgeschlagen? Die Kantone sollen bezahlen. Aber von den Kantonen bekommt man die Subsidien thatsächlich nicht. Mag dies an und für sich eine Schmach für diese Kantone sein, es bleibt eine Thatsache, und man kann die Kantone nicht zwingen. Daher gibt es nichts anderes, als die Bundessubvention oder den Zusammensturz der Gesellschaft. Wenn nun aus dem Konkurs das Unternehmen ungeschwächt hervorgehen könnte, so wäre Redner auch nicht für eine Bundessubvention. Allein der Konkurs ist, davon ist Redner absolut überzeugt, gleichbedeutend mit dem Untergang des Unternehmens oder mit der Verschiebung der Stellung der Schweiz dem Auslande gegenüber, welche voller Gefahren wäre. Läßt man den Zusammenbruch der Gesellschaft eintreten, so kommt das Ungewisse. Zerreissen wir die Kontinuität nicht; vermeiden wir mit dem kleinen Opfer die große, unabsehbare Gefahr dieses Ungewissen.

Sind nun aber die Einwendungen gegen die Subventionen begründet? Die Kompetenz wird im Ernste nicht mehr bestritten. Es ist wahr, daß diese Subvention der erste Fall dieser Art ist; das darf uns aber nicht abschrecken, wenn nicht wirkliche Gefahren entgegenstehen. Als eine solche Gefahr bezeichnet man die Möglichkeit, daß der Bund aus seiner neutralen Stellung heraustreten werde. Allein deshalb wird die Stellung des Bundes gegenüber dem Interesse des allgemeinen Verkehrs nicht alterirt. Der Bund könnte sich feindselig gegen Konkurrenzprojekte verhalten? Das ist that-

übrigens seine 1½stündige Rede einen Augenblick zu unterbrechen, so hätten wohl die wenigsten seiner Zuhörer geahnt, wie leidend er damals schon gewesen.

Der Ausgang der Debatte ist bekannt: Nachdem im Nationalrathe zunächst mit 69 gegen 36 Stimmen prinzipiell Unterstützung des Gotthard

---

sächlich unmöglich; das Umgekehrte wird eintreten. Eine Hauptgefahr, den Rückkauf der Eisenbahnen, hat Redner selbst bis zu einem gewissen Grade für möglich gehalten; allein in Folge ernsthafter Prüfung ist er zur Ueberzeugung gekommen, daß die Frage des Rückkaufs und der Bundessubvention miteinander in keinem Zusammenhange stehen. Die Idee der Erwerbung der Bahnen durch den Bund wird aufleben, auch wenn die Gotthardsubvention verworfen wird. Die Befürchtung großer Begehrlichkeit anderer Bahnen gegenüber dem Bund, falls dem Gotthard geholfen wird, ist ebenso unbegründet. Die fünf großen Eisenbahngesellschaften, die wir jetzt haben (vom Simplon abgesehen), werden doch sicherlich keine Subventionen verlangen. Die kleinen Bahnen würden, sollten sie ihrerseits eine Subvention verlangen, mit der einfachen Bemerkung abgewiesen werden, daß sie sich nicht mit dem nationalen Unternehmen der Gotthardbahn vergleichen können.

Daß die Schweiz die 6½ Millionen leisten kann, wenn sie will, ohne ihre Finanzen zu gefährden, das ist glücklicherweise nicht bestritten worden.

Sind die Kostenvoranschläge genügend? Der Bundesrath hat diesfalls die allerausgedehntesten Erhebungen veranstaltet und zwar durch Männer, welche das allgemeinste Zutrauen genießen. Das Ergebniß hat den Bundesrath beruhigt, zumal jene Männer mit ihrem Rufe zu diesem Ergebniß stehen. Ist die Bundesversammlung ihrerseits nicht beruhigt, so mag sie allerdings die Subvention verweigern. Den Berechnungen des Herrn Bavier stellt Redner die Thatsache gegenüber, daß zwei Gesellschaften auf Grundlage des von Herrn Bavier bestrittenen Kostenvoranschlages à forfait Offerten gemacht haben, während doch nicht angenommen werden kann, daß diese Gesellschaften ihre Offerten in muthwilliger Weise gemacht haben. Im großen Ganzen wird man von Unsicherheit der Devisen nicht mehr reden können, ebensowenig davon, daß die zugesicherten ursprünglichen Subventionen, sei es von Zug, sei es von Tessin, sei es von den beiden Bahngesellschaften, nicht eingehen werden.

Eine ganz andere Frage ist der Finanzausweis; das ist Sache einer spätern Verhandlung; zuerst muß die Frage der Staatssubventionen erledigt sein; dann wird der Bundesrath den Finanzausweis behandeln und er wird von der Gesellschaft einen guten Finanzausweis verlangen.

Nachdem aber diese Einwendungen beseitigt, steht man vor einer sehr einfachen Frage. Das kolossale Unternehmen ist zur Hälfte vollendet, die andern Staaten sind bereit beizuspringen, die Schweiz allein bleibt zurück; will man das? Von keiner Seite wird das große, allgemeine Interesse der Alpenbahn, der Verbindung mit Italien, in Abrede gestellt. Der letzte Graben, der uns von dem alten Ziele der Alpenbahn trennt, muß übersprungen werden. Werden wir den Muth haben, wegen 6½ Millionen zurückzubleiben und alles zu Grunde gehen zu lassen? Innerhalb der Schweiz wird man die Schmach auf die 13 Kantone wälzen können, außerhalb der Schweiz wird man sagen: die Schweiz ist im Niedergang begriffen, weil sie einer großen Frage gegenüber nur Engherzigkeit, Kleinmuth und Schwäche an den Tag gelegt hat.

durch den Bund beschlossen worden, gelangte mit 93 gegen 16 Stimmen der Antrag Weck-Reinold zur Annahme, der dem Bunde $4^1/_2$ Millionen zur Deckung zuwies, während für die übrigen 2 Millionen die Kantone aufzukommen hatten, aber auch allfälligen andern Alpenbahnen (Simplon, Lukmanier) ebenfalls Subventionen von $4^1/_2$ Millionen in Aussicht gestellt wurden. Mit den Andern freute sich auch Heer, daß dadurch ein Weg gütlicher Verständigung gefunden worden. Denn „im Grunde ist doch das schon ein großer Gewinn, daß eine Session, in die man mit grollenden Gemüthern, fast möchte ich sagen, mit geballten Fäusten hineinging, voraussichtlich in allseitig freundlicher und friedlicher Stimmung schließen wird."

Ueber alle Berge hinweg waren allerdings Heer und die Gotthardbahn noch nicht, da einerseits die Beschaffung der zwei Millionen, welche den Kantonen überbunden wurden, anderseits die Beibringung eines wirklich soliden Finanzausweises von Seiten der Gotthardgesellschaft immerhin noch nicht geringe Sorgen schafften. Indessen hatte nun doch wieder die Hoffnung auf das Gelingen die Oberhand und diese Hoffnung ließ dies Mal nun nicht zu Schanden werden, freuen wir uns heute, daß dieses Werk, für welches eine Reihe der tüchtigsten Männer so viele Zeit, Mühe und Lebenskraft eingesetzt, nunmehr zu glücklicher Vollendung gelangt ist.

Nachdem die Gottharddebatte in beiden Räthen zu Ende gebracht worden war und Heer noch die nöthigsten laufenden Geschäfte in seinem Departemente geordnet hatte, ging er zur Erholung von den daherigen Strapazen in die Ferien, die er wieder nach Gewohnheit in Glarus verbrachte, um nach deren Verfluß noch einmal, für den Rest der Amtsdauer, auf seinen Posten in Bern zurückzukehren.

18. Der Feierabend.

Es ist bereits oben S. 49 erwähnt worden, wie Heer, da er noch ein Mann von 25—30 Jahren gewesen, sich einen frühen Tod prophezeit. Diese Ahnung sollte sich erfüllen, und nach einem arbeitsvollen Leben der Feierabend in der That sehr frühe für ihn eintreffen.

Kaum war er nach der schweren Krankheit vom Winter 1877 — leider allzu frühe — wieder auf seinen Posten zurückgekehrt, so zeigte sich auch, sobald er wieder ernstlich in die Arbeit eintrat, daß ein „Rest" seiner Krankheit zurückgeblieben. „Nachdem mich Dr. Demme", schreibt er unterm 25. Juli 1877, „einem peinlich-genauen Examen unterworfen hatte, drückte er sich so aus: Wenn ich Ihnen meine wissenschaftliche und freundschaftliche Ueberzeugung aussprechen soll, so geht dieselbe dahin, daß, wenn Sie an Ihrer Stelle, d. h. im öffentlichen Leben mit seinen Anstrengungen und Aufregungen bleiben, Sie in zwei Jahren höchst wahrscheinlich todt sind; treten Sie dagegen aus und in Verhältnisse hinüber, wo Sie sich Ruhe und Schonung gönnen können, so ist — ohne das Hinzutreten besonderer Zwischenfälle — die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Sie noch 10, 12 und mehr Jahre leben können. — Also sprach das delphische Orakel. Die Frage ist jetzt bloß, was ist das kleinere Uebel: In zwei Jahren auf dem Posten zu sterben, oder aber durch 10 oder 12 leere Jahre hindurch dem Grabe zuzuwandern? Es wäre das für eine philosophische Fakultät eine sehr schöne Preisaufgabe, und wenn ich nicht gestern Abend dem General Grant und seiner Begleitung, sowie meinen Herren Kollegen ein treffliches Diner gegeben hätte, das mich ein mörderisch Stück Geld kostet, so wäre ich sehr bereit, einen anständigen Preis für die beste Lösung auszusetzen."

Ohne die Frage einer philosophischen Fakultät vorzulegen, entschied sie Heer von sich aus und zwar — wenn auch nicht ohne einiges Schwanken — dahin, vor der Hand, d. h. wenn möglich, jedenfalls bis zum Ende seiner Amtsdauer auf seinem Posten auszuharren und alle noch übrigen Kräfte für die gewissenhafte und treue Erfüllung seiner Aufgabe zu verwenden. *

---

* Eben damals schrieb er seiner Schwester S.: „Ich habe Morgen eine Konferenz mit meinem Professor, der mich jetzt noch einmal untersuchen, mir über manche Dinge

Während des Winters 1877/1878 schien es auch, als sollte die düstere Perspektive Dr. Demme's sich nicht erfüllen; um so mehr trat dann wohl in Folge der Anstrengungen und Sorgen, welche die Gotthardgeschichte ihm schaffte, während der Sommermonate eine derartige Verschlimmerung ein, daß er sich mit Sehnsucht das Ende seiner Amtsdauer herbei wünschte.

Je näher diese Zeit heranrückte, und deshalb die Entscheidung zu treffen war, den Rücktritt aus seiner bisherigen Stellung wirklich zu vollziehen, desto mehr gab es allerdings noch wieder einen harten, innern Kampf, und scheinen auch nicht alle Schwankungen in seinem Entschlusse fern geblieben zu sein. Darauf deutet ein Schreiben, das er Anfangs Oktober an seine glarnerischen Wähler erließ. In einer Besprechung der am 27. Oktober statthabenden Nationalrathswahlen war als selbstverständlich angenommen worden, daß als Vertreter des Standes Glarus an erster Stelle dessen langjähriger Landammann: Bundesrath Dr. Heer wieder gewählt werde. Diese Ehre lehnte der Vorgeschlagene mit folgenden Worten ab: „Nachdem die beiden öffentlichen Blätter des Kantons meinen Namen mit Bezug auf die bevorstehenden Nationalrathswahlen in den Vordergrund gestellt haben, so erlaube ich mir, hierüber meine Ansicht zur öffentlichen Kenntniß zu bringen und zwar in dem Sinne, wie ich, bei meinem neulichen Urlaubsaufenthalt in Glarus, meinen Freunden gegenüber auf ähnliche Anfragen geantwortet habe.

„Ich weiß nicht, ob die Bundesversammlung geneigt ist, im nächsten Dezember mich wieder in den Bundesrath zu wählen; auch bin ich nicht völlig im Reinen darüber, ob es mir bejahenden Falles, möglich wäre, einem solchen Rufe nochmals zu folgen. Gewiß aber ist, daß zu einer solchen Wahl in den Bundesrath die vorgängige Wahl in den Nationalrath nicht erforderlich ist, und ebenso, daß, im Falle meines Austrittes aus dem Bundesrath, ich durchaus nicht geneigt wäre, in den Nationalrath zurückzukehren, d. h. einem dermaligen Vertreter des Kantons Glarus den Platz streitig zu machen.

Rath ertheilen und namentlich auch sagen soll, was er für den Herbst, als das Gerathenste ansieht. Die Indikation von Lugano beruht nämlich auf einer Aeußerung von Dr. Streiff. Ich muß übrigens sagen, daß alle meine Pläne an einem Faden hangen: Die Geschäfte können sich leicht so gestalten, daß ich innerhalb derjenigen Jahreszeit, wo man auf einen genußreichen Aufenthalt rechnen dürfte, überhaupt nicht fortkomme, und so lange ich noch dabei bin, soll mir das Wort: les affaires avant tout, als Devise dienen."

„Bei solcher Lage der Dinge könnte also meine Wahl lediglich den Zweck einer Demonstration zu meinen Gunsten haben, gewissermaßen um der Welt zu zeigen, daß ich nicht aufgehört habe, das Vertrauen meines ehemaligen Wahlkreises zu besitzen. Danach aber steht mein Verlangen nicht und man wird in dieser Beziehung füglich den Willen für das Werk gelten lassen können; es würde meinem innersten Gefühle widerstreben, einem der dermaligen Vertreter zuzumuthen, daß er sich, lediglich um mir eine kleine persönliche Genugthuung zu verschaffen, momentan auf die Seite schieben und von der wichtigen, konstituirenden Session der eidgenössischen Räthe ausschließen lasse. Mit solchen Dingen wollen wir im alt-demokratischen Lande Glarus nicht anfangen.

„Ich verdanke daher von ganzem Herzen die freundliche Anregung; aber ich muß alles Ernstes bitten, derselben keine weitere Folge zu geben."

Wenn er in diesen Worten die Möglichkeit, weiter dem Bundesrathe anzugehören, noch nicht vollständig abschneidet, so trat bald darauf in seinem Gesundheitszustande wieder eine Verschlimmerung ein, die es ihm nunmehr als ein Gebot der Pflicht erscheinen ließ, auf eine weitere Thätigkeit in Bern zu entsagen.

„Mein Unwohlsein", schreibt er unterm 24. Oktober seinem Freunde T., „das leider noch nicht gehoben ist, war an sich von Anfang an nicht sehr erheblich: wenn ich ruhig im Bette lag, so hatte ich gar keine Schmerzen und konnte, wenn auch natürlich mit mancherlei Unbequemlichkeit, meine Geschäfte und Schreibereien besorgen (der Bundesrath hielt heute seine Sitzung hier bei mir ab — der erste Fall „in unserm Hause" seit 1848!). Wenn die ärztlichen Voraussagungen eintreffen, so darf ich wohl hoffen, nächste Woche liberirt zu sein; doch bin ich noch nicht recht vertrauensselig. Schlimmer, als die unmittelbar vorliegende Erscheinung ist die tiefer liegende Ursache, die sie hervorgebracht hat: sie liegt in der elenden Beschaffenheit meiner Herzthätigkeit, die sich neuerdings konstatirt hat und die nach dem entschiedenen Verdikt meiner Aerzte meinen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben zur gebieterischen Nothwendigkeit machen wird. Ich habe das ja schon lange ins Auge gefaßt und mich mit dem Gedanken vertraut zu machen versucht; aber ich kann es Dir, dem vertrauten und treuen Freunde gegenüber nicht verschweigen, daß ich mit schwerer Sorge den leeren Tagen eines von jeder bestimmten Thätigkeit entblößten Lebens entgegensehe. Es ist kein leichtes Loos, das mir für den Rest meiner Tage beschieden ist: man wird suchen müssen, wie man sich auch damit wieder abfindet. Gott sei Dank, ist alle Aussicht vorhanden, daß die Prüfungszeit keine allzu lange mehr sein wird; der Haupttrost aber muß darin gesucht

werden, daß ich wenigstens den Meinigen noch ein wenig etwas sein kann; ihnen däucht meine Rückkehr aus der „babylonischen Gefangenschaft" der Anfang einer schönern und bessern Zeit."

14 Tage später schreibt er demselben Freunde — seinem „Beichtvater", wie er ihn scherzend in einem seiner Briefe nennt: „Seit einiger Zeit befinde ich mich wieder in voller Thätigkeit, gehe auch wieder — wenn auch vorsichtig und mühsam genug! — auf mein Bureau und geberde mich überhaupt, wenn und so lange ich hinter dem Tische sitze, wie ein Gesunder. Es ist aber eine erbärmliche Existenz und ich sehne mich mit allen Fibern meines Herzens nach dem Tage, wo ich aus einer Stellung ausscheiden kann, deren Anforderungen ich durchaus mich nicht mehr gewachsen fühle. Es ist freilich noch eine harte Zeit, die mir bevorsteht, bevor ich den Staub der Bundesstadt von den Füßen schütteln kann und ich mache mir gar keine Illusion darüber, was der Augenblick auf sich haben wird, wo ich meinen Abschied fest in der Tasche habe und ein Nachfolger ernannt sein wird. Meine Phantasie ist gerade lebhaft genug, um mich die Pein dieser Momente vorahnend kosten zu lassen. Die Versetzung in die Landwehr ist schon eine Art von Memento; aber hier handelt es sich um die definitive „Ausrangirung", um die Versetzung unter das alte Eisen, und das ist ein sonderbar Ding, das auch gesunde Herzen kurios zusammenziehen könnte — geschweige denn kranke. — Welch' schönes Loos hat Blumer gezogen, dem es vergönnt war, auf dem Posten zu sterben und nur als empfindungsloser Leichnam in die Heimat zurückzukehren!"

Am 4. Dezember schreibt er wiederum seinem Freunde Z., der ihm zur Geburt eines zweiten Enkels gratulirt hatte: „Für Deinen freundlichen Gratulationsbrief sage ich Dir herzlichen Dank. Das „Ereigniß" vom letzten Sonntag hat mich in der That hoch erfreut: es war mir in den trüben Tagen, die ich jetzt durchzumachen habe, wie ein warmer, glänzender Sonnenstrahl. — — — — Was mein persönliches Geschick anbelangt, so sind nun die Würfel gefallen; nach mancherlei Bedenken habe ich mich entschlossen, mich zurückzuziehen: ob ich daran in meinem eigenen Interesse wohl gethan, kann natürlich erst die Zukunft lehren. Daß, wie Du sehr richtig sagst, ein Rücktritt von aller pflichtmäßigen Thätigkeit, bei noch verhältnißmäßig frischem Geiste, keine leichte und — sagen wir es offen — keine gefahrlose Sache ist, das sehe ich wohl ein, und diese Einsicht ist es, die mir denn auch den Schritt recht schwer gemacht hat. Ich kann mich eines leisen Grauens und Fröstelns nicht erwehren, wenn ich auf die kommenden leeren Tage hinblicke. Aber auf der andern Seite ist auch das Gefühl der Halb- und Dreiviertelsinvalidität, in welcher ich mich befinde, so stark und mächtig, daß ich es doch schließlich für das Richtigere,

d. h. eigentlich für meine Pflicht hielt, an einer Stelle nicht zu bleiben, welche würdig und ausreichend und nachhaltig auszufüllen mir leider die Kräfte mangeln."

Am 10. Dezember fand die Neuwahl des Bundesrathes statt und hatte Dr. Römer, als Präsident der vereinigten Bundesversammlung, den Wahlen vorausgehend, ein Schreiben Heers zur Kenntniß zu bringen, das nun in der That — in gewohnter edler und bescheidener Weise — eine allfällige Wiederwahl zum voraus ablehnte. Dasselbe lautete:

„Da ich wohl voraussetzen darf, daß bei der demnächst erfolgenden Neubestellung des Bundesrathes auch mein Name wenigstens wieder in Frage kommen wird, so erachte ich es als meine Pflicht, rechtzeitig der hohen Bundesversammlung die Eröffnung zu machen, daß die Rücksicht auf meine sehr ernsthaft erschütterte Gesundheit, deren Zustand nach ärztlichem Verdikt Ruhe und Schonung zu einer Lebensbedingung macht, mir die Annahme einer Wahl — zu meinem eigenen großen Bedauern — nicht gestatten würde."

„Indem ich Sie, Herr Präsident, meine Herren! bitte, von dieser Erklärung Akt nehmen zu wollen, ist es mir ein Bedürfniß, den hohen Bundesbehörden in dem Augenblicke, wo ich aus ihrer Mitte zu scheiden im Begriffe bin, meinen tiefempfundenen Dank auszusprechen für die zahlreichen Beweise von Achtung und Wohlwollen, mit denen Sie mich während eines Zeitraumes von stark 20 Jahren in verschiedenen Stellungen beehrt haben. Ist es mir nicht weiter vergönnt, in dem öffentlichen Leben meines Vaterlandes thätig mitzuwirken, so werde ich auch in der bescheidenen Stellung als einfacher Bürger nicht aufhören, die Geschicke desselben mit theilnehmender Aufmerksamkeit zu verfolgen, und ich hoffe und wünsche nur, daß es dem schweizerischen Volke beschieden sein möge, nach den vielfach trüben und schwierigen Zeiten, durch die es seit mehrern Jahren hindurchschreitet, recht bald wieder die Sonne glücklicher Tage leuchten zu sehen."

Sichtlich bewegt richtete nach Belesung dieser Zuschrift der Präsident an die Versammlung nachfolgende Ansprache: „Gestatten Sie mir im Anschluß an das soeben erhaltene Schreiben den Gefühlen Ausdruck zu geben, von denen Sie gewiß alle mit mir bei Anhörung dieser Demission durchdrungen waren: den Gefühlen aufrichtigen Bedauerns über den Verlust, den der Bundesrath, die Räthe und das Schweizervolk durch den Rücktritt dieses Mannes erleiden, des herzlichen Bedauerns nicht weniger über die Gründe, die diesen Rücktritt veranlaßt haben. — Wenn wir uns der allgemeinen Freude erinnern, welche vor 3 Jahren die Wahl des Glarner-Landammanns Heer als Bundesrath Land auf und ab erweckte, wenn wir erwägen, was der Bundesrath Heer während dieser verhältnißmäßig kurzen

Amtsthätigkeit durch die hohe Intelligenz, seine Arbeitskraft und seine Ueberzeugungstreue — immer als vir integer sich erweisend — geleistet hat, so muß die Mittheilung seines Rücktrittes um so schmerzlicher berühren. — Wir haben seinen Motiven nichts entgegenzuhalten, wollen ihn aber nicht aus unserer Mitte scheiden lassen, ohne ihm ein freundliches Abschiedswort gewidmet zu haben. Unsere besten Wünsche und des Vaterlandes Dank und Anerkennung begleiten den ins Privatleben sich zurückziehenden Herrn Bundesrath Heer. Meine Herren! Sie haben vor 3 Jahren den scheidenden Bundesräthen durch Erhebung von den Sitzen den Dank des Vaterlandes votirt; ich möchte auch heute diejenigen von Ihnen, welche dem soeben von Ihrem Vorsitzenden Geäußerten beipflichten, bitten, dieses durch Erhebung von den Sitzen zu erkennen zu geben."

Einmüthig gab die ganze Versammlung ihre Uebereinstimmung mit den eben gesprochenen Worten und dem Schmerze über den Austritt Heers aus dem Bundesrathe durch den feierlichen Ernst, mit der sie der Einladung ihres Präsidenten folgte, zu erkennen.

Indem dadurch sein Rücktritt zur vollendeten Thatsache geworden, bewährte sich auch an ihm die alte Erfahrung, daß noch so folgenreiche Entschließungen leichter innerlich zu verarbeiten sind, sobald sie einmal sicher und fest geworden, als so lange innerlich Bedenken und Zweifel daran rütteln. „Ich kann Dir vor allen Dingen berichten", schrieb er deshalb seinem Freunde T. sub 15. Dezember, „daß die schwarze, melancholische Stimmung, die eine Zeit lang mich beherrschte — wie niemand besser weiß, als gerade Du — völlig gewichen ist und einer durchaus beruhigten und fast freudigen Gemüthsverfassung Platz gemacht hat. Die vollendete Thatsache hat sich auch in diesem Falle, als das beste Heilmittel herausgestellt, und ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß ich jetzt schon den Austritt aus dem öffentlichen Leben wie eine Befreiung von schwerer Last empfinde, und daß ich auch auf die kommende Zeit mit ruhiger Heiterkeit hinblicke: ich habe wieder angefangen, zu hoffen, und das ist schon sehr viel. Wie es kommen wird, ob diese Stimmung eine nachhaltige sein wird, dafür kann ich freilich bei der natürlichen Unbeständigkeit meines Wesens nicht garantiren; aber es ist schon ein Großes, daß ich über die schwierigste und gefürchtetste Periode — die des Uebergangs — so glimpflich hinausgekommen bin. Für das Weitere wollen wir den lieben Gott und das gute Geschick sorgen lassen. Was all' die schönen Dinge, die Du mir in der Ferne zeigst, wie der Versucher dem Heiland in der Wüste, anbelangt, so meine ich, aus alle Dem werde nicht viel werden: aus Gründen, die ich Dir später mündlich mittheilen will. Vorläufig sage ich auch: Apage, d. i. zu Deutsch: Weiche von mir!

„Mit der Ersatzwahl in den Bundesrath ist sozusagen Jedermann äußerst zufrieden, und ich persönlich bin es am allermeisten; ich bin überzeugt, daß Bavier sich vortrefflich machen wird. Er ist ein Mann von durch und durch ehrenhaftem Charakter, lauter und treu wie Gold; daneben von einer schönen allgemeinen und Fachbildung (als Ingenieur) und in Betracht der politischen Gesinnung durchaus auf der gleichen Linie, wie Welti und ich. In der Gotthardfrage ist er ein Mann des Kompromisses, zu dem er — Einer der Ersten — freudig die Hand geboten hat und zu dessen Durchführung er, wenn der 19. Januar günstig ausfällt, in besten Treuen und ohne Hintergedanken mitwirken wird. Für Welti, dem, wie ich überzeugt bin, mein Weggang etwas schwer fällt, wird in Bavier ein neuer gleichgesinnter Freund erstehen, der ihn bald die Lücke nicht mehr wird empfinden lassen."

Am 28. Dezember nahm er von seinen Kollegen in Bern Abschied, um nun wieder in seinem lieben Glarus seinen Einzug zu halten. „Gestern Abend", meldete er am Tage darauf seinem Freunde Dr. Römer, „bin ich hier eingerückt und will ich nun sehen, wie sich so ein otium cum dignitate einrichten läßt; an allerlei Plänen und Vorsätzen mangelt es mir nicht; aber was schließlich in Wahrheit daraus werden wir, das muß die Zukunft lehren. Zunächst schwelge ich in einem lebhaften Gefühle der Befreiung von allen amtlichen Sorgen und Plagen und in dem Behagen, wieder unter eigenem Dache im Schooße meiner Familie zu weilen."

Es liegt auf der Hand, daß wir Glarner ihn gerne sofort wieder für allerlei Aemtchen und Ehrenposten in Beschlag genommen hätten; er wollte aber vor der Hand von derartigen Anerbietungen nichts wissen; spürte er es doch nur allzusehr, wie müde und abgearbeitet er von Bern heimgekehrt. So wollte er denn zunächst der wohlverdienten Ruhe im stillen Kreise der Seinigen genießen, um vorerst, wenn es noch möglich wäre, wieder einige Kräfte zu sammeln.

Ein freudiges und doch zugleich ernstes Ereigniß war für ihn die Taufe seines am 1. Dezember 1877 geborenen zweiten Enkels, dessen Geburt er in einem vorstehenden Briefe „einen Sonnenstrahl in düsterer Zeit" genannt hat, um so mehr, da er vor den „Einern" jederzeit „ein gewisses Bangen empfunden". Am 20. Januar 1878 fand die Taufe statt, welche aus Rücksicht auf seine Gesundheit im Hause vollzogen werden mußte und bei welcher er nebst seiner Schwester Pathenstelle vertrat. Er freute sich, daß der Kleine ihm zu Ehren „Joachim" genannt wurde. „Früher lächelte ich oft über ältere Leute, wenn sie es übel nahmen, daß man den Enkeln neumodische Namen gab, und jetzt bin ich selbst so kindisch und freue mich herzlich, daß der Kleine auf meinen Namen getauft wurde."

Dagegen sprach er auch sehr bewegt die Ahnung aus, daß er den Täufling kaum mehr lange sehen werde. Einen Monat später, am 20. Februar, sollte das Ereigniß eintreten, das diese Ahnung so rasch zur Erfüllung brachte und alle die Hoffnungen, die seine Angehörigen auf allmälige Besserung sich machen mochten, mit einem Schlage vernichtete. „Der Sturm, der in der Nacht vom 20. Februar weitherum getobt, hat im Glarnerland keine großen Verheerungen angerichtet. Man hörte weder von bedeutenden Zerstörungen an Wäldern, noch Gebäuden. Aber als am Vormittag und Nachmittag noch Alles still war, die hohen Tannen unbeweglich standen und kein alter Dachstuhl in seinen Fugen knarrte, hat er in Glarus ein massivgebautes neues Haus bis in seine Grundvesten erschüttert. Herr Bundesrath Dr. J. Heer saß wie gewohnt in seinem Arbeitszimmer und las. Seine Gattin, zufällig bei der Zimmerthüre vorbeigehend, hörte ihn husten. Ungewohnt, aus dieser runden und gewölbten Brust Husten zu vernehmen, öffnete sie die Thüre ohne einzutreten, indem sie nur nach diesem Husten fragen wollte. Aus der Antwort, die sie erhielt oder nicht erhielt, spürte sie, daß etwas Unrichtiges vorgefallen sei. Sie trat ein. Das Buch hielt er noch in der Hand, aber ein Schlag, der durch die Nerven der linken Körperhälfte gezuckt war, hatte sie gelähmt. Heer war von nun an ein kranker Mann. Die gesunde Körperhälfte wehrte sich; das Leben schien sich auf sie zu konzentriren, oder der todte Nachbar reizte sehr. Arm und Bein bewegten sich heftig. Nach und nach verloren diese Bewegungen ihre Heftigkeit; nur das Haupt, dem es nirgends mehr wohl war, legte sich unruhig hin und her, bis am Samstag Abend 9 Uhr — 1. März — nach 10 schweren Tagen die kranke Körperhälfte die gesunde nachgezogen, und die Todesruhe einkehrte." (Pfr. Becker, Basl. Nachr.)

Mit gefaßtem, ruhigen Sinne hatte er an seinem Theile sich in sein Leiden und nahendes Ende ergeben. „Am Vorabend seines Todes", erzählt aus guter Quelle das Volksblatt für die reformirte Schweiz, „hob er von sich aus, trotz großer Schwäche, an, folgendes in der Jugend gelernte Lied herzusagen:

Meine Seele senket sich
Still in Gottes Herz und Hände,
Und erwartet williglich
Seiner Wege Ziel und Ende;
Lieget still und willenlos
In des liebsten Vaters Schooß.
Meine Seele murret nicht,
Ist mit allem wohl zufrieden.
Was der eigne Wille spricht,
Ist zum Tode schon beschieden.
Was die Ungeduld erregt,
Ist in Christi Grab gelegt, —

Da versagte ihm das Gedächtniß, seine Frau las dem andächtig Horchenden die übrigen Strophen noch zu Ende." Mit ihm werden auch wir, denen er nach menschlichem Ermessen ja allerdings zu frühe — erst 53 Jahre alt — entrissen worden, in denselben Gedanken, die jenes Glaubenslied ausspricht, uns versöhnen mit dem Geschicke, das ihn ereilte. Es wird zum guten Theil ja auch von ihm gelten, was er 8 Jahre vorher beim Hinschied des trefflichen Bundespräsidenten Rüffy dessen Familie geschrieben: „Dem Verstorbenen selbst ist ein schönes Loos geworden; in der Vollkraft seiner Jahre, inmitten seiner politischen Laufbahn, bedeckt mit Ruhm und Erfolg und im Augenblick, als ihm die Eidgenossenschaft das höchste Ehrenamt übertrug, das sie zu vergeben hat, ist er ohne langes Leiden vom Tode abgerufen worden und die gesammte Nation trauert an dem Grabe eines ihrer besten Bürger und ihrer verdientesten Vorsteher. Wahrlich für einen Mann, der sich der politischen Laufbahn gewidmet hat, ein beneidenswerthes Geschick."

Am 5. März begleiteten wir ihn zu seiner Ruhestätte, und bekundete das daherige Leichenbegängniß die Anhänglichkeit, die das Glarnervolk auch während der Trennung der letzten Jahre ihm bewahrt, wie das Ansehen, das er draußen in allen Gauen der Schweiz besessen. Der Bundesrath, wie verschiedene Kantonsregierungen hatten ihre offiziellen Vertreter entsendet, denen andere seiner Freunde und Kollegen aus eigenem Herzensdrange sich anschlossen; aus allen Landestheilen aber, von Elm und Linththal bis nach Bilten und Kerenzen fand sich eine ungezählte Menge Leidtragender ein, um ihrem langjährigen Führer und Freund die letzte Ehre zu erweisen.

In der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche ergriff zunächst der Vertreter des Bundesrathes, Bundespräsident Hammer, das Wort, aus dessen Rede auch hier einige Stellen ihren Ort finden mögen:

„Ein unerbittliches Geschick", hob der Redner an, „entreißt uns Schlag auf Schlag die besten Männer, auf welche als Führer und Berather unser Volk mit Vertrauen aufzublicken gewohnt war und die nach menschlicher Berechnung noch lange Jahre segensreich unter uns zu wirken berufen schienen*; kaum hat sich das Grab über dem einen geschlossen, so liegt uns die schmerzliche Pflicht ob, einen andern edlen Sohn des Landes, dessen Verlust uns Allen nahe geht, zur letzten Ruhestätte zu geleiten.

---

* Am 23. Dezember 1878 starb Bundesrath Scherer, am 20. Januar 1879 Nationalrath Widmer-Hüni, am 23. Januar alt Bundesrath Dubs (damals Vizepräsident des Bundesgerichtes), am 1. März Bundesrath Heer und am 3. März Nationalrath Hippolite Paulet.

„Das zahlreiche, aus allen Theilen der Schweiz gebildete Trauergeleite, der Schmerz und der hohe Ernst, der dasselbe sichtbar durchdringt, legt beredtes Zeugniß ab von dem hohen Werthe und der Bedeutung des Mannes, dessen irdische Hülle dem Schooße der Erde übergeben wird, so wie von der tiefen, allgemeinen Empfindung des Verlustes, die das ganze Land durchdringt.

„Zwei Jahrzehnte hindurch wählte ihn das Volk mit ungeschwächtem, stets erneuertem Vertrauen in den Nationalrath, von welchem er in Anerkennung seiner vielseitigen, umfassenden Geschäftstüchtigkeit in alle wichtigern Kommissionen und zwei Mal auf den Präsidentenstuhl berufen wurde. In diesen Stellungen hat er, überall thätig mitwirkend und eingreifend in allen Zweigen unsers staatlichen Lebens zur Gestaltung und Ausbildung desselben und seiner Gesetzgebung wesentlich beigetragen.

„Es war kurz nach der Entstehung des norddeutschen Bundes, daß er mit der ehrenvollen und schwierigen Mission eines ersten Gesandten an denselben betraut wurde, und ein Jahr früher wäre ihm der Eintritt in den Bundesrath offen gestanden, wenn er sich von dem ihm so lieb gewordenen Wirkungskreise hätte trennen können. Es bedurfte der schwierigsten Fragen und der Ueberzeugung, daß er sich angesichts derselben dem Rufe der Bundesversammlung nicht mehr länger entziehen könne, um ihn vor 3 Jahren zum Entschlusse zu bewegen, in den Bundesrath einzutreten. Was er in dieser Behörde geleistet, das ist allgemein und sattsam bekannt; die allgemeine Stimme spricht hierüber so deutlich und übereinstimmend und sein Ruf ist so fest und wohl begründet, daß es überflüssig wäre, hier auf Details einzutreten. Beredtes Zeugniß von seiner Tüchtigkeit legte seine sofortige Erhebung zum Vizepräsidenten und ein Jahr später zum Präsidenten des Bundesrathes ab und überall wirkte er, vermöge seiner geistigen Begabung, seiner wunderbaren Klarheit in allen Dingen, seiner Arbeitskraft und einer ungewöhnlichen Beredtsamkeit wesentlich zur gedeihlichen und glücklichen Lösung der jeweilen vorliegenden Fragen mit. Mit außerordentlichem Geschick leitete er wiederholt internationale Konferenzen, so daß sein staatsmännischer Ruf weit über die Grenzen der Eidgenossenschaft drang. Mit diesen glänzenden Eigenschaften, die ihn wie kaum Einen auszeichneten, verband der Verstorbene eine sittliche Größe und Reinheit des Charakters, eine Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, die aus ihm ein wirkliches Muster und leuchtendes Vorbild eines republikanischen Staatsmannes machten. Er besaß eine wunderbare, seltene Befähigung, das Gemüthsleben des Volkes zu erfassen und innerlich zu verstehen, eine Eigenschaft, die ihm die Liebe und das Vertrauen desselben in hohem Grade erwarb. Und so ist uns Heer doch nicht ganz entrissen und für uns verloren, solche Männer

wirken nicht nur Großes während ihres Lebens, ihr Beispiel wirkt erhebend und begeisternd auf künftige Geschlechter, sie sind ein Segen für die Mit- und Nachwelt." — — — „Du, edler Todter, gehst nun ein in Deine stille Behausung, wir nehmen von Dir Abschied in den Räumen dieses Gotteshauses, welches beiden christlichen Konfessionen dient und mir so recht eigentlich als eine Verkörperung und sinnbildliche Darstellung von Heer's Charakter und Geist vorkommt; sei Du unserm Lande auch im Tode ein freundlicher Leitstern, wie Du im Leben treu unter ihm gewaltet hast!"

Im Namen des hiesigen Kantons sprach sodann noch Landammann E. Zweifel, der zunächst an die Verdienste erinnerte, die der Verewigte um seinen Heimatkanton sich erworben, an seine Thätigkeit für das kantonale Schulwesen, wie für unsere Rettungsanstalten, und vor allem an das, was er als Landammann im Rath und an der Landsgemeinde gewirkt. „Doch jetzt ist das Auge für immer erloschen, dessen milder Blick selbst dem Aermsten und Dürftigsten Muth und Vertrauen einflößte, für immer ist der Mund verstummt, aus dem so viel goldene Weisheit und gereifte Lebenserfahrung sprach, das Herz steht stille, das so warm für die ganze Menschheit schlug; abgeschlossen liegt ein reiches Leben vor uns, ein treuer Gatte und Vater, ein liebenswürdiger Freund und Kollege, ein Freund der Armen, ein wahrer Patriot ist nicht mehr.

„Heute empfinden wir so ganz und voll die Größe des Verlustes, der uns betroffen. Aber sollen wir hier rathlos klagen? nicht an diesem Grabe neue Hoffnung für die Zukunft fassen? Gewiß ist es ein beneidenswerthes Loos eines Sterblichen, mitten in der Vollkraft der Jahre, mitten aus einem Leben reichen Schaffens und Wirkens, mit Ehre und Ruhm bedeckt, ohne eigentliche Feinde, aus dem unvollkommenen irdischen Dasein hinüberzugehen in die ewige Heimat, beweint von der Familie und den Freunden, betrauert von der ganzen Nation."

„Und wir besitzen ihn ja in gewissem Sinne noch: sein Bild lebt fort in dem, was er während nahezu drei Jahrzehnden geschaffen; wir haben ihn noch in seinen Werken, die auch nach seinem Hinschied fortleben; wir haben ihn in seinem politischen Testamente, das er uns beim Abschied vom 2. Januar 1876 zurückließ, als er die frohe Hoffnung aussprach, es werde sich auch künftighin eine Anzahl patriotisch gesinnter Männer in unserm Lande zusammenfinden, welche selbstlos und treu am Aufbau des Vaterlandes arbeiten, als er uns ermahnte, alle Zwietracht, alles Koteriewesen und die Parteileidenschaften von uns fern zu halten und eingedenk zu sein des großen Wortes: daß das Geheimniß der Kraft eines freien Volkes in seiner Einigkeit bestehe. Wahrlich, wir können sein Andenken

nicht besser, nicht würdiger feiern, als indem wir das von ihm mit edler Hingabe 25 Jahre lang gepflegte Werk in seinem Geiste fortsetzen und fördern."

Prächtige Chöre des „Frohsinns" Glarus und sinnvolles Orgelspiel unterstützten die Wirkung der beiden Redner, worauf die Menge, bewegt und tief ergriffen den Sarg noch auf den Friedhof geleitete. Dort, an der geöffneten Gruft, schloß Dekan Freuler die ernste Todtenfeier mit dem Vortrag eines Gedichtes, mit welchem auch wir unserseits diese Gedankenblätter abschließen:

Stilles Grab,
Nimm die Thränen ab!
Aller Augen müssen weinen,
Alles Volk nennt ihn den Seinen!
Laßt die dumpfen Schollen dröhnen,
Unsrer Sehnsucht Lieder tönen
Ueber Gruft und Moder hin,
Wenn der Hoffnung Sterne ziehn
Uns im Schmerz
Zu Dir, theures Herz!

Stilles Grab!
Was der Tod dir gab,
Ist des Schatzes blasse Scherbe —
O uns fiel ein andres Erbe!
Das wirst du uns nie verschlingen,
Mächtig nimmt es uns auf Schwingen!
Das ist Strahl der Geisterwelt.
Glanz in unserm Wanderzelt,
Wenn durch Kampf und Nacht
Wird der Weg gemacht!

Geist so groß!
Leuchten war Dein Loos!
Hehr wie unsre Berge stehen
Sahn wir Dich die Bahnen gehen,
Immer auf den Höhn zum Ziele,
Immer über losem Spiele!
In dem Mund das Schwert zur Schlacht,
In der Hand der Liebe Macht,
Göttliches zu thun,
Wenn die Worte ruhn.

Herz so gut!
Hoch im Edelmuth!
Allen Seufzern warst Du offen,
Jede Noth hat Dich getroffen,
Und die bangen Klagen kamen
Hundert Mal bei Dir zusammen!
Nur in Güte floß Dein Wort,
Nur getröstet ging man fort,
Dich bat Arm und Reich,
Du gabst Allen gleich!

Vaterland
Von der Alp zum Stromesstrand!
Laß der Helden Hülle sinken,
Ihre freien Geister winken
Dir an jeder Gruft der Sorgen
Zu der Auferstehung Morgen!
Stehe fest auf ew'gem Grund,
Knüpfe großer Männer Bund,
Walte treu und gut
Unter Gottes Hut!

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Einleitung		I
1.	Im Elternhause	1
2.	Heers Studienzeit	8
3.	An der Schwelle des Staatsdienstes	23
4.	Als Aktuar des Kantonsschulrathes	32
5.	Evangelische Hülfsgesellschaft und Armenerziehung	39
6.	Heers Familien- und Privatleben	47
7.	Heer als Landstatthalter	55
8.	Heer wird Landammann	63
9.	Im Nationalrathe	75
10.	Der Brand von Glarus	84
11.	Als Präsident des Nationalrathes und an der Schwelle des Bundesrathes	95
12.	In Berlin	106
13.	Die Bundesrevisionen von 1872 und 1874	121
14.	Aus dem kantonalen Leben	138
15.	Historische Studien	151
16.	Abschied von Glarus	159
17.	In Bern	167
18.	Der Feierabend	195

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21317 5190

Date Due

All library items are subject to recall at any time.

JUL 0 8 2010		

Brigham Young University